



ZEITSCHRIFT FÜR SLAVISCHE PHILOGOLOGIE

Im Auftrage
der Akademie der Wissenschaften und Literatur in Mainz
herausgegeben von

M. VASMER und M. WOLTNER

*

Band XXII · Heft 2



HEIDELBERG 1954

CARL WINTER · UNIVERSITÄTSVERLAG

INHALT

I. AUFSÄTZE

	Seite
MÜHLMANN, W. E. Zum Gedächtnis Gerhard Gesemanns	237
SCHWARZ, E. Die volksgeschichtlichen Grundlagen des Kreises Pirna II ..	243
KROGMANN, W. „Ackermann“ und „Tkadlec“	272
BRANG, P. Die Bedeutung des Begriffes „Achtung“ bei Puškin	304
REPP, T. Zur Kritik der kirchenslavischen Übersetzung des St. Emmeramer Gebets im Euchologium Sinaiticum	315
ČYŽEVŠKYJ, D. Lexikalisches I.	333
VASMER, M. Etymologisches	362
AITZETMÜLLER, R. Etymologica	363
GALTON, H. Eine altkirchenslavische Konsonantenverbindung	372
DECAUX, E. Altpolnisch <i>abych byli, iżbych uzdrowili</i>	379
FRAENKEL, E. Zum Verschußlaut- und Spirantenwechsel im Wurzelauslaut in mehreren indogermanischen Sprachen, besonders im Baltischen .	383
NEUMANN, F. W. Ergänzungen zum Schriftenverzeichnis von Reinhold Trautmann	394
GAVAZZI, M. Beiträge zur altslavischen Kulturkunde	395

II. BESPRECHUNGEN

OLESCH, R. Polonica 3	416
PREOBRAŽENSKIJ, A. G. Etymological Dictionary of the Russian language. New York 1951, besprochen von M. VASMER	430
KALIMA, J. Slaavilaisperäinen sanastomme. Helsinki 1952, besprochen von V. KIPARSKY	432
SØRENSEN, H. C. Aspect et Temps en Slave. Aarhus 1949, besprochen von H. PILCH	437
Bei der Redaktion eingegangene Bücher	448

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

Satz und Druck: J. J. Augustin, Glückstadt

Printed in Germany

ZEITSCHRIFT FÜR SLAVISCHE PHILOGOLOGIE

Im Auftrage
der Akademie der Wissenschaften und Literatur in Mainz
herausgegeben von

M. VASMER und M. WOLTNER

*

Band XXII



HEIDELBERG 1954

CARL WINTER · UNIVERSITÄTSVERLAG

INHALT

I. AUFSÄTZE

	Seite
AITZETMÜLLER, R. Etymologica	363
ANDERSON, W. Pfeffels „Tobackspfeife“ als russisches Soldatenlied	54
BRANG, P. Die Bedeutung des Begriffes „Achtung“ bei Puškin	304
ČYŽEVŠKYJ, D. Neue Arbeiten über die altöechische Literatur I	160
ČYŽEVŠKYJ, D. Lexikalisches I	333
DECAUX, E. Altpolnisch <i>abych byli, iżbych uzdrowili</i>	379
FRAENKEL, E. Hypernormalismen besonders im Baltischen	88
FRAENKEL, E. Zum Verschlußlaut- und Spiratenwechsel im Wurzelauslaut in mehreren indogermanischen Sprachen, besonders im Baltischen .	383
GALTON, H. Eine altkirchenslavische Konsonantenverbindung	372
GAVAZZI, M. Beiträge zur altslavischen Kulturkunde	395
HOLTHAUSEN, F. Bemerkungen zu Vasmers Russischem Etymologischen Wörterbuch	145
HOLTHUSEN, J. Russisch <i>něčego</i> und Verwandtes	156
KROGMANN, W. „Ackermann“ und „Tkadlec“	272
KUNSTMANN, H. Zur volkssprachlichen Stilisierung bei Havlíček-Borovský	46
MÜHLMANN, W. E. Zum Gedächtnis Gerhard Gesemanns	237
NEUMANN, F. W. Rodit's'a v rubaške (<i>soročke</i>)	153
NEUMANN, F. W. Ergänzungen zum Schriftenverzeichnis von Reinhold Trautmann	394
OLESCH, R., Schroeder, H. Schriftenverzeichnis von Reinhold Trautmann.	5
OLESCH, R. Polonica 3	416
RÄSÄNEN, M. Das russ. Wort <i>syčúg</i> „Labmagen, abomasus“	128
RÄSÄNEN, M. Russische Ortsnamen	152
REPP, T. Zur Kritik der kirchenslavischen Übersetzung des St. Emmeramer Gebets im Euchologium Sinaiticum	315
SCHWARZ, E. Die volksgeschichtlichen Grundlagen des Kreises Pirna. Teil I und II	58, 243
SETSCHKAREFF, V. Dostojevskij in Deutschland	12
TANGL, E. Zu Griboedovs Sof'ja	40
TANGL, E. Zur Bildung der Multiplikativa <i>-šedi, šedy</i>	129
TRYPUČKO, J. Zu den altbulg. Adverbia <i>dvašdi, trišti</i>	123
UNBEGAUN, B. O. Zum russischen Namen des Mammut	150
VASMER, M. Reinhold Trautmann †	1
VASMER, M. Etymologisches	362

II. BESPRECHUNGEN

AMMANN, A. M. Abriß der ostslavischen Kirchengeschichte. Wien 1950, besprochen von S. KORNILOVIČ	196
BIELFELDT, H. H. Die Quellen der altschechischen Alexandreis. Berlin 1951, besprochen von U. JOHANSEN	169
BOCHKOVITCH, G. L'art médiéval en Serbie et en Macédonie. Architectur et Sculpture religieuse. Beograd 1951, besprochen von W. ZAS- ZALOZIECKY	226
EKBLOM, R. Die frühe dorsale Palatalisierung im Slavischen. Upsala 1951, besprochen von V. MACHEK	223
FRAENKEL, E. Die baltischen Sprachen, ihre Beziehungen zu einander und zu den indogermanischen Schwesteridiomen als Einführung in die baltische Sprachwissenschaft. Heidelberg 1950, besprochen von M. VASMER	216
KALIMA, J. Slaavilaisperäinien sanastomme. Helsinki 1952, besprochen von V. KIPARSKY	432
LAUTH, R. Die Philosophie Dostojevskijs in systematischer Darstellung. München 1950, besprochen von U. BUSCH	183
Pravda Russkaja. Hgb. B. D. Grekov. Bd. I u. II Moskau-Leningrad 1940 und 1947, besprochen von H. JABLONOWSKI	212
PREOBRAŽENSKIJ, A. G. Etymological Dictionary of the Russian language. New York 1951, besprochen von M. VASMER	430
SORENSEN, H. C. Aspect et Temps en Slave. Aarhus 1949, besprochen von H. PILCH	437
TUWIM, J. Pegaz dęba. Krakau 1947, besprochen von D. ČYŽEVSKYJ ...	174
WAGNER, H. Zur Herkunft der ē-Verba in den indogermanischen Sprachen (mit besonderer Berücksichtigung der germanischen Bildungen). Zürich 1950, besprochen von E. FRAENKEL	217
Bei der Redaktion eingegangene Bücher	229, 448



z 58890

29302 II

S2-12

5,00

Zum Gedächtnis Gerhard Gesemanns

Gerhard Gesemanns Hinscheiden ist unter den verworrenen Verhältnissen der Nachkriegsjahre kaum beachtet worden. Da sich am 31. März 1953 sein Todestag zum fünften Male gejährt hat, ist dies vielleicht ein willkommener Anlaß, seiner zu gedenken und ein Versäumnis nachzutragen. Daß dieses Wort der Erinnerung nicht von einem engeren, slawistischen Fachgenossen, sondern von dem Vertreter einer Nachbardisziplin kommt, erklärt sich daraus, daß der Schreiber dieser Zeilen besonders starke Anregungen empfing durch den Volkscharakterologen Gesemann, außerdem daraus, daß er in den Nachkriegsjahren ein persönliches Verhältnis zu dem ungewöhnlichen Manne gewann.

Denn Gesemann war nicht nur Philologe und Slawist. So groß seine Bedeutung auf dem Gebiete der Erforschung des südslawischen Heldenepos auch ist, — Gesemann war doch in erster Linie Volksforscher. Sein letztes wissenschaftliches Ziel war Charakterkunde, Wesensforschung fremder Völker. Nicht, als ob diese Linie seiner Interessenrichtung beziehungslos neben der philologischen Arbeit hergelaufen wäre: Dichtung und Erzählung des Volkes war für ihn vielmehr ein Mittel, um in den menschlich-volklichen Wesenskern einzudringen. Dabei leiteten ihn ein ungewöhnliches Einhörungs- und Einfühlungsvermögen, ein auf das feinste ausgebildetes Gefühl für Satzklang und -rhythmus, für das Formhafte der sprachlichen Aussage. Dazu kam eine ausgebreitete Kenntnis der volkstümlichen Themen und Motive, der mythischen, legendären und sagenhaften Elemente, der kollektiven psychologischen „Archetypen“. Man wird sich hier nicht zu scheuen brauchen, das viel mißbrauchte Wort „existenzielle Verwurzelung“ zu gebrauchen. Denn Gesemann war selbst ein Kind des Volkes. Wie stark er in der Welt volkstümlich-magischen Glaubens und Fühlens seiner dörflich-braunschweigischen Heimat verwurzelt gewesen sein muß, erfahren wir jetzt aus seinem nachgelassenen Jugendroman „Die glücklichen Augen,“ der soeben erschienen ist (Steinberg-Verlag, Zürich 1953). Gewiß mag hier Vieles nicht nur Wahrheit, sondern auch Dichtung sein; die Namen von Personen und Ortschaften sind geändert, Ereignisse zusammengerafft, das Ganze

mit ungewöhnlicher sprachlicher Formkraft gestaltet. Daß aber das Gerüst der Ereignisse auf wirkliche Kindheits- und Jugenderlebnisse zurückgeht, können wir aus einem älteren Aufsatz („Soziologische und psychologische Zusammenhänge in der Sagenforschung“, 1928) ersehen, in dem z.T. dieselben Themen und Motive wiederkehren. Gesemann schreibt selbst am Schlusse dieses Aufsatzes: „Ich habe noch manches Jahr städtisch-gymnasialen Lebens gebraucht, bis ich aus diesen ‚prälogischen‘ und . . . sogar ‚magischen‘ Denkformen hinausgewachsen bin. Aber ich habe diese Geisteszustände wenigstens einmal am eigenen Leibe erfahren und glaube darum heute gut zu wissen, was dem Volke die ‚Sage‘ ist.“ Diese Verwurzelung im volkhaften Denken und Fühlen, gepaart übrigens mit einer gehörigen Dosis von kritischem Rationalismus (Gesemann war zwar ein Dorfkind, aber zugleich der Sohn eines gebildeten Schullehrers, der ein Mann von ähnlichem geistigem Kaliber gewesen sein muß wie er selber) ersetzt nicht nur das, was für den völkerkundlichen Fachmann die „Felderfahrung“ bei fremden Völkern ist: sie bedeutet für das aneignende Verständnis fremdvölklicher Seelenhaltung sogar mehr als die Felderfahrung eines erwachsenen Forschers, weil die eidetische Kraft des Schauens und die wie ein Schwamm aufsaugende Kraft des Behaltens und Aneignens nur dem jugendlichen Gemüt eigen ist und vom Erwachsenen nur höchst unvollkommen reproduziert werden kann. Unnötig, hervorzuheben, daß der spätere, erwachsene und gereifte Forscher selbstverständlich auch Felderfahrung bei den balkanischen Völkern in reichem Maße gesammelt hat.

Gesemann war ein persönlicher Kenner der Balkanvölker wie kein Zweiter. Es war ihm ohne weiteres zu glauben, was er nach dem Kriege einmal behauptete: daß er sich getraut hätte, auch in der Zeit der wildesten Partisanenkämpfe den Balkan ungefährdet zu durchwandern. Er kannte das Volk, und er liebte es. Seine Einfühlungsgabe war erstaunlich, ebenso seine Fähigkeit der Reproduktion des Gesehenen, Gehörten und Erfühlten. Er betätigte diese Fähigkeiten aber nicht nur gegenüber seinem erwählten wissenschaftlichen Objekt, den südslawischen Völkern; sie war vielmehr ein Zug seines Wesens, der ihn befähigte, sich auch dem scheinbar Fremdesten verstehend anzuverwandeln. Es brauchte nicht das südslawische Heldenlied oder die montenegrinische Kurzgeschichte, es konnte auch chinesische Musik oder buddhistische Mystik sein. In der letzten Phase seines Lebens, als ihm die Möglichkeit wissenschaftlichen Weiterarbeitens auf seinem Fachgebiet genommen war, beschäftigte er sich intensiv mit chinesischer

Philosophie, Zen-Buddhismus, den deutschen Mystikern (Tauler, Jakob Böhme) und Luther. Er kehrte im Kreislauf zu den religiösen Problemen seiner Knabenzeit zurück; denn in dem Jugendroman ist das Zentralproblem, das schon der Knabe auf Biegen oder Brechen lösen möchte, die Frage: wer in der Welt etwas zu sagen hat, Gott oder Satan. Man begreift nach alledem, daß der Forscher Gesemann, der für die Fachwissenschaft in erster Linie als Kenner der südslawischen Heldendichtung figuriert, sich keineswegs auf diese Sparte beschränkte. Eine Reihe von Arbeiten legt Zeugnis ab für eine intensive Befassung mit den religiös orientierten russischen Romandichtern, vor allem Dostojewskij, aber auch Tolstoj und Gogol.

Daß Gesemann der geborene „Völkerpsychologe“ war, hatte ich bereits gefühlt, als ich bei der Abfassung meiner „Methodik der Völkerkunde“ (1938) mich willig und gern von den Intentionen seiner volkscharakterologischen Arbeiten, besonders seines „Montenegrinischen Menschen“ (1934) inspirieren ließ. Ich versuchte auf kategoriale Formeln zu bringen, was Gesemann als praktizierender Völkerpsychologe anwandte; und ich war freudig überrascht, als ich es erlebte, daß Gesemann dies in seinem Buche „Heroische Lebensform“ (1943, der 2. Auflage des „Montenegrinischen Menschen“) aufgriff. So kamen wir zueinander, obwohl wir uns brieflich nur flüchtig und persönlich damals überhaupt noch nicht kannten.

Dieses Buch „Heroische Lebensform“ halte ich persönlich für Gesemanns bedeutendste Leistung. Das Thema des „Montenegrinischen Menschen“ wird hier auf eine breitere, historisch-soziologisch vergleichende Basis gestellt. Alteuropäisch-patriarchale Sozialzustände, die als Relikte noch fast bis in unsere Zeit hineinragen, werden hier lebendig beschrieben und sozialpsychologisch durchleuchtet: Montenegro-Albanien, die Maina (Peloponnes), Korsika, Hochschottland bilden die Modelle. Das Buch ist unerschöpflich für die verschiedensten Fragestellungen. Ich kenne kein Werk (abgesehen vielleicht von Grönbechs „Kultur und Religion der Germanen“, ein Buch, das aber auf Gegenwartszeugnisse naturgemäß verzichten muß), das für die Psychologie der „gentilen“ Geistesverfassung so aufschlußreich wäre. Ich selbst verwende das Buch immer wieder im soziologischen und ethnologischen Unterricht unter den verschiedensten Blickwinkeln. Ich kenne keine Veröffentlichung, die gewisse soziologische und psychologische Elementarsituationen und typischen Abläufe so anschaulich vor uns hinstellte, wie dieses Buch: Mag es sich um den Agon handeln oder um die Psychologie der Raja oder des Renegatentums,

um die Psychologie der Gruppenehre und „Prestigepolitik“, um die Herausarbeitung der soziologischen Gefolgschaftstypen der Sippe und der Klientel, um die charakterologische Struktur der Blutrachepflicht oder um das Zerbrechen alter gentiler Ordnungen durch die Eingriffe eines zentralistischen Staatsapparats. Gewiß, abstrakt erörtert findet man alles das auch in anderen Büchern. Das Schöne bei Gesemann ist, daß alle diese soziologischen Typen eben nicht abstrakt erörtert, sondern dokumentarisch vor uns hingestellt werden. Ich will nicht behaupten, daß dies die einzigen Gesichtspunkte sein müßten, unter denen man Volkliteratur und Volksüberlieferung überhaupt interpretieren könne. Aber es sind Gesichtspunkte, die bei uns vernachlässigt worden sind, und die von den Philologen lebhafter gepflegt werden sollten als bisher.

Es ist bezeichnend für die Reichweite der geistigen Welt Gesemanns, daß er sich durch das Débaclé von 1945, das ihn als Prager Universitätsprofessor besonders hart traf, nicht entmutigen ließ, sondern sich neuen Aufgaben zuwandte. Seine Spezial-Balkanbibliothek von 5000 ausgesuchten Bänden, die beste ihrer Art in Mitteleuropa, hatte er in Prag zurücklassen müssen; an druckreifen oder fast druckreifen Manuskripten eine Gogolbiographie und -monographie und eine Soziologie des bulgarischen Volkes, — beides Arbeiten, die unter den politischen Verhältnissen vor 1945 nicht ans Licht zu bringen waren, „jetzt wäre es möglich“, schrieb mir Gesemann am 7. Januar 1946, „da hat's die große Woge davongespült.“ Seiner wissenschaftlichen Arbeitsmittel beraubt, konnte Gesemann in seinem Fach nicht mehr weiter arbeiten, aber er begriff die Notlage als eine schöpferische Lage, er wurde zum Dichter. So ungewöhnlich ist diese Wendung vielleicht nicht für einen Mann, dem ein so feines Gefühl für poetische Formen von jeher eigen gewesen war. Seine letzte veröffentlichte wissenschaftliche Arbeit waren die „Zweiundsiebzig Lieder des bulgarischen Volkes“ (1944) gewesen, ein Kabinettstück an feinsinniger Nachdichtung, das fast schon zu dichterischem Eigenschaffen hinüberweist. So möchte ich also in Gesemanns Wendung zum Dichtertum keinen eigentlichen Bruch, sondern Kontinuität sehen. Er nahm nacheinander mehrere große Romane in Angriff, zum Abschluß kam nur der erste, „Die glücklichen Augen“, der uns die ersten 14 Jahre seines Lebens in poetischer Gestalt vor Augen führt. Über dieses merkwürdige Literaturdokument wäre viel zu sagen. Hier sei nur soviel davon erwähnt, daß in dieser Jugendgeschichte ein vorzeichenhafter Hinweis auf den künftigen Slawisten nicht fehlt: Der Knabe lernt Latein auf

höchst originelle Weise beim Pfarrer seines Dorfes an Hand von Johan Amos Comenius' „Orbis pictus“, und der Dorfschuster Jan Kopetzky, ein ins Braunschweigische verschlagener Nachfahre der mährischen Brüder und Apostel eines gewaltfeindlichen, staatsverneinenden „Anarchismus“ spielt eine besondere Rolle in der Jugendgeschichte. — Vollendet hat Gesemann auch eine Reihe von Novellen, die noch nicht veröffentlicht sind. Auch kehrte er in den ersten Nachkriegsjahren zu einer alten Liebe zurück: zu Goethe. Es beschäftigte ihn der Plan einer neuartigen Goethe-Ausgabe, für die eine Menge Vorarbeit bereits geleistet war. Da nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand.

Für den, der das Glück hatte, Gesemann in dieser letzten Schaffenszeit zu sehen und zu sprechen, war es ein Labsal, hier einem Menschen zu begegnen, den das Schicksal nicht gebeugt hatte, und der unbeirrt, gütig, reif und weise den Bogen zu seiner Vollendung spannte.

Gerhard Gesemann wurde am 16. Dezember 1888 in dem Dorf Lichtenberg bei Wolfenbüttel (Braunschweig) als Sohn eines Schul Lehrers geboren. Er studierte Philologie und wandte sich anfangs der Germanistik, später der Slawistik zu. Er lehrte an einem serbischen Gymnasium in Belgrad. Nach dem ersten Weltkrieg habilitierte er sich 1920 für Slawistik in München. 1922 wurde er als Extraordinarius an die Deutsche Universität in Prag berufen, wo er 1923 Ordinarius wurde. 1933 war er daselbst Rektor. 1940 wirkte Gesemann kurze Zeit als Präsident des Deutschen Wissenschaftlichen Instituts in Belgrad. Nach dem Kriege fand er eine Zuflucht in Bad Tölz (Oberbayern), wo er am 31. März 1948 starb.

Schriftenverzeichnis¹.

1. Regenzauber in Deutschland. Inauguraldissertation Univ. Kiel. 1913.
2. Die Erlanger Handschrift. Hab.-Schrift München 1920. Erschienen als: „Erlangenski Rukopis starih srpskohrvatskih narodnih pesama“, Sremski Karlovei 1925.
3. Die Asanaginica im Kreise ihrer Varianten. Arch. sl. Phil. 38. 1923.
4. Grundlagen einer Charakterologie Gogols. Jahrb. d. Charakterologie I. 1924.
5. Studien zur südslavischen Volksepik. In „Veröffentlichungen der slavistischen Arbeitsgemeinschaft an der Deutschen Univ. in Prag“. Reichenberg 1926.
6. Tolstoi und B. Auerbach. Arch. sl. Phil. 40, 1926, 163—197.
7. Volkseharaktertypologie der Serbokroaten. Jahrb. d. Charakterologie V, 1928, 207—270.

¹) Für freundliche Hilfe bei der Zusammenstellung dieser Bibliographie danke ich Frau Dr. med. Kristel Gesemann und Herrn cand. phil. Wolfgang Gesemann (Bad Tölz).

8. Soziologische und psychologische Zusammenhänge in der Sagenforschung Zsch. f. Völkerpsych. u. Soziol. IV, 1928, 19—43.
9. Volkslieder der Insel Curzola. Arch. sl. Phil. 1928, 42,8—31.
10. Eins ist not. Slav. Rundschau I, 1929, 623—629.
11. Slawistische Rundschau: Rückblick und Ausblick. Slav. Rundsch. II, 1930, 1—7.
12. Die serbokroatische Literatur. In „Handb. d. Literaturwiss.“, hg. v. O. Walzel, Potsdam 1930. (Serbokroatische Ausgabe 1934.)
13. Ein Vorschlag an die ethnographischen Museen der slavischen Länder. Slav. Rundschau II, 1930, 321.
14. Universität und Mittelschule, oder Slavistik ohne Hinterland. Slav. Rundschau II, 1930, 647—651.
15. Vom Wesen des Volksliedes, aufgezeigt an epischen und lyrischen Liedern der Slaven. Verh. d. Tag. d. allg. dt. Neuphilologenverbandes 22. H., 1931, S. 16.
16. Einige Dostojewski'sche Motive in der jüngsten deutschen Malerei. Slav. Rundsch. III, 1931, 73—91.
17. Dostojewski in Deutschland. Slav. Rundschau III, 1931, 318—323.
18. Die Lektüre der montenegrinischen Bauern. Slav. Rundschau III, 1931, 19—25.
19. Zur Charakterologie der Slaven. Slav. Rundschau III, 1931, 404—409.
20. Der Träumer und der Andere. Veröff. d. Slavist. Arbeitsgemeinschaft a. d. Dt. Univ. in Prag I. Reihe, Untersuch., H. 8, 1931, S. 7—18.
21. Über jugoslawische Volksmusik. Slav. Rundschau III, 1931, 339—345.
22. Zu Goethes Gedächtnis. Slav. Rundschau IV, 1932, 97—114.
23. Jugoslawische Mohammedaner. Slav. Rundschau IV, 1932, 391—404.
24. Neue Forschungen zur südslawischen Volksepik. Forsch. u. Fortschr. VIII, 1932, 292.
25. Die Vortragsweise der südslawischen Volksepen. Archives néerland. de Phonétique expérim. VIII—IX, Haag 1932, 135.
26. Nouvelles recherches sur l'épopée nationale dans le Gouvernement du Vardar. Bull. de la Soc. scientifique de Skoplje, Section des sciences humaines, V, 1932, 191—198.
27. Die historische Kurzgeschichte der Montenegriner. Geist. Arbeit Jahrg. 1934, Nr. 4, S. 5.
28. Der montenegrinische Mensch. Zur Literaturgeschichte und Charakterologie der balkanischen Patriarchalität. Prag 1934.
29. An einen toten Sänger. Gedächtnisrede an F. Višnjić. Slav. Rundschau VI, 1934, 149—173.
30. Kultur der Südslawen. In „Handbuch d. Kulturgeschichte“, hg. v. H. Kindermann. Potsdam 1934.
31. Südslawien, Volk, Landschaft und Kultur. In „Die südosteurop. Staaten in Einzeldarstellungen, Königreich Südslawien“. Leipzig 1935.
32. Die Flucht. Aus einem serbischen Tagebuch. München 1935.
33. Helden, Hirten und Hajducken. Montenegrinische Volksgeschichten. München 1935.
37. Neue bulgarische Erzähler. 1936.
35. Pentscho Slavejkov (1868—1912). Jahrb. d. Deutsch-bulgar. Ges. 1938, S. 15—32.

36. Wurzeln der jugoslawischen Politik. Volk und Reich 14, 20—48. 1938.
37. Die balkanische Idee. In „Stimmen aus dem Südosten“, hg. im Auftrage d. Südost-Ausschusses der Dt. Ak. München, 1938, S. 22.
38. Das bulgarische Volk und sein Lebensraum. Volk und Reich 15, 1939, 649—653.
39. Südslawische Charakterköpfe. In „Stimmen aus dem Südosten“, hg. i. A. d. Südost-Ausschusses d. Dt. Ak. München, 1939/40, S. 214.
40. Die Entdeckung der jugoslawischen Literatur. Monatsschr. f. d. dt. Geistesleben, Jahrg. 43, 1940, 135—141.
41. Artikel in „Mazedonien, Leben und Gestalt einer Landschaft“, Berlin 1940.
42. Artikel in „Erlebnis Dalmatien“, Berlin 1940.
43. „Der Schnitter“ von Jordan Jovkov, übersetzt. Berlin 1942.
44. Heroische Lebensform. Zur Literatur und Wesenskunde der balkanischen Patriarchalität. Berlin 1943. (Zugl. Neuauflage des „Montenegrinischen Menschen“.)
45. Zweiundsiebzig Lieder des bulgarischen Volkes. Übersetzt und nachgedichtet, Berlin 1944.
46. Die glücklichen Augen. Roman. Zürich 1953. (Autobiogr. Jugendroman.)
Mainz. W. E. MÜHLMANN.

Die volksgeschichtlichen Grundlagen des Kreises Pirna¹⁾

Teil II.

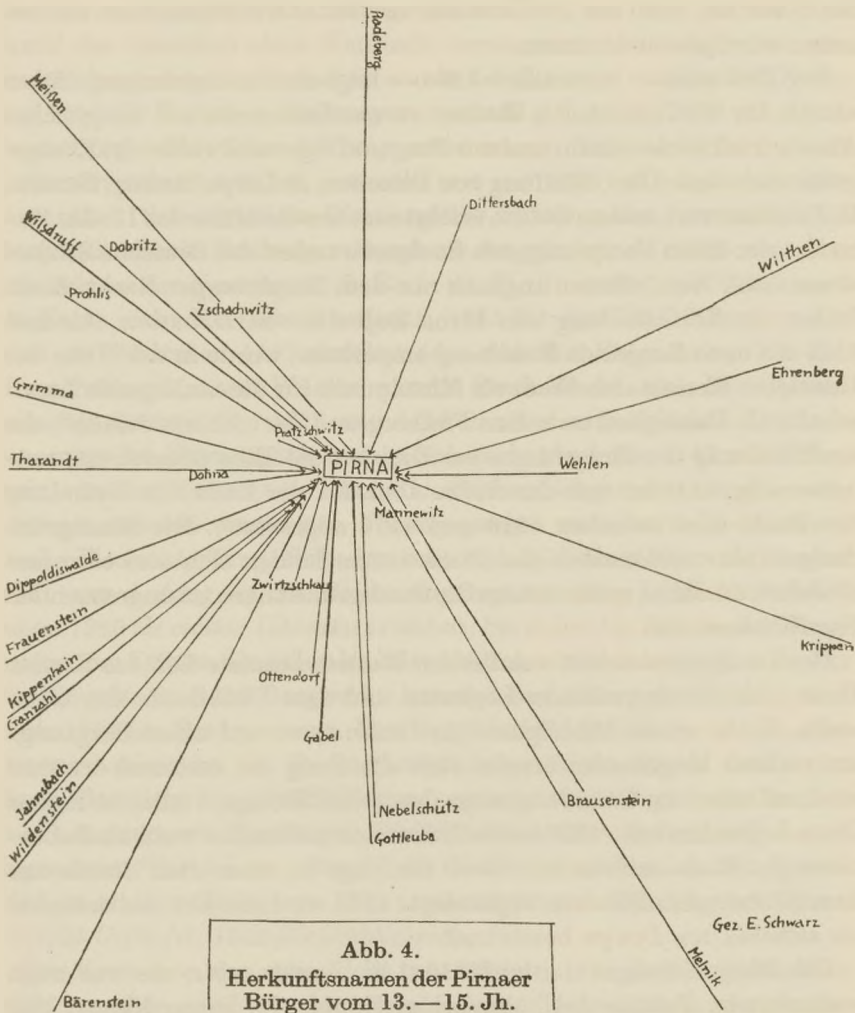
Es gehört seit dem hohen Mittelalter zum Wesen einer deutschen Kulturlandschaft, daß inmitten deutscher Dörfer Städte und Märkte liegen, in denen die Dorfbewohner ihre Waren absetzen konnten, wo die Verwaltungsbehörden ihren Sitz hatten, wo Handel und Gewerbe gepflegt wurden. An der Stelle des heutigen Pirna²⁾ hat sich wohl in alter Zeit ein wendisches Fischerdorf dort befunden, wo noch 1488 der Ortsteil „Fischergasse“ mit eigenem Richter und Schöffen namhaft wird. Urkundlich bezeugt ist Pirna zum ersten Male 1233. Stadtrecht hat es nach alter Überlieferung durch Heinrich den Erlauchten erhalten, der 1234 die Regierung antrat, jedenfalls vor 1245, als *Henricus de Kalkskirche* als *burgensis in Pirne* bezeichnet wird. 1291 wird Pirna urkundlich als *civitas*, 1292 als *opidum* genannt, in diesem Jahre begegnet ein Bürgermeister *Syfridus*. Die seitdem vorkommenden Bürgernamen sind durchaus deutsch. 1299, als der Rat erstmalig angeführt

¹⁾ Vgl. ZfslPh. Bd. XXII S. 58 ff.

²⁾ Vgl. dazu den guten und ausführlichen Artikel MEICHES, Topographie, S. 234 ff. Die Urkunden bis 1483 sind abgedruckt im Urkundenbuch der Stadt Pirna (Cod. dipl. Saxoniae reg. II, 5, S. 328 ff.). Die Stadtpläne des Kreises finden sich bei WALTHER, Besiedlung, S. 37, 39, 41, 43, 45, 47, 49, 51.

wird, tragen unter 13 Ratsmitgliedern 11 deutsche und zwei unbestimmbare Namen. Eine Änderung in der nationalen Namenszuteilung ist nicht zu bemerken, weder im Rat noch unter den übrigen Bürgern. Die wendischen Namen, die hin und wieder ganz vereinzelt begegnen, erscheinen in eingedeutschter Gestalt und mit deutschen Rufnamen, z. B. 1352 *Auchczko*, 1386 *Petir Holuchsko* (= 1389 *Petir Holuchske*), 1412 *Petir Pastirnak*, 1412 *Mathis Nauwagk* (aus *Novák*), *Petir Mukaczsch*, *Petir Golas*. Hat es noch Wenden im Präurbium und im Fischerdorfe gegeben, so treten sie in der Stadtverwaltung und in den Urkunden nicht hervor. Der Anlage der Stadt war wohl die des Schlosses vorangegangen, das freilich erst 1269 urkundlich erwähnt wird. Es hatte den wichtigen Straßenstützpunkt zu schützen, die alte Straße Bautzen—Stolpen—Kulm—Prag und den Verbindungsweg zwischen Dohna und Königstein. Es diente auch als Verwaltungsmittelpunkt. Die Namen der Bürger hat SCHMERLER in einem schönen, wenn auch verbesserungsfähigen Vortrag zusammengestellt¹⁾. Den Zuzug kann man z. T. aus den Herkunftsnamen erfassen, wobei man freilich zu berücksichtigen hat, daß unter den Ratsherren einer oder der andere auch nach einem Pachtgut benannt worden sein kann. Wir finden (s. Abb. 4) die nächste Nachbarschaft stark vertreten, außerdem andere Orte in Sachsen. Wenige deuten auf Schlesien und Böhmen. Nach Melnik, das bis in die Mitte des 14. Jh. in der Mehrheit eine deutsche Stadt war, nennt sich *Nicolaus de Melnik* 1338 und *Joannes de M.* 1365, *Ticze Mellnig* 1386. Der Zuzug vom Süden ist stärker als der von Norden, weil hier Dresden mehr anzog als das kleine Pirna. Die Zuwanderer sind, den Namen nach zu schließen, fast durchaus Deutsche, nur wenige tragen einen national unbestimmbaren Namen. Vom Volkstum der Stadt zeugen außerdem noch deutsche Ausdrücke in den Urkunden, schon 1291 *exoneracio currum et navium, quod vulgariter dicitur niderlage*. 1292 bereits wird eine Schuhmacherinnung zu Pirna erwähnt, die der Bischof von Meißen bestätigt: *confoederationes seu compromissiones, quae vulgariter nuncupantur inninge*. Das ist deshalb bemerkenswert, weil in Böhmen die ersten Erwähnungen von Zünften erst in die Mitte des

¹⁾ SCHMERLER, Pirnaer Bürgernamen aus dem 14. und 15. Jh. (Pirnaer Geschichtsblätter 3/4, Pirna 1934, S. 25 ff.). Seine Zusammenstellung der Herkunftsnamen S. 28 ist kritisch durchmustert worden, einige Namen sind nicht aufgenommen, weil sie besser anders erklärt werden. Herkunftsnamen, die sich nicht bestimmt auf einen Ort beziehen ließen, sind weggelassen worden. Sonst ist bei gleichnamigen Orten der nächstgelegene berücksichtigt worden, weil erfahrungsgemäß die nächste Nachbarschaft den stärksten Zuzug geliefert hat.



14. Jh. fallen, so daß auch hier der Vorsprung der altdeutschen oder älter deutsch besiedelten Gebiete sichtbar und die Richtung des Kulturinflusses deutlich wird. Der Stadtmarkt hieß nach ostmitteldeutscher Art Ring, so zuerst 1423. Deutsche Gassennamen tauchen auf, so 1386 *Kuttelgasse*, 1410 *Schugessichin*, 1420 *Hoter Gasse*, 1423 *Bruedergasse*, 1452 *Nuwegasse*, *Vogilgasse*, *Dresdenische* und *Breitegasse*. Die Brunnen wurden volkstümlich gewiß „Born“ genannt, vgl. 1423 *Hawsborn*, trotzdem 1384 *Bergbrunn* geschrieben wird. Von den Toren wird 1353 *an dem Steynischen tore* (nach Königstein), vor 1386 das *Schifto*, 1483

das *Nuwe tor*, 1480 das *Donische thor* erwähnt. Die Flurnamen werden unten zur Sprache kommen.

Der Zeit nach — vermutlich 1234 — liegt die Stadtgründung früher als die für nordböhmische Städte, wo nur Leitmeritz auf ein gleiches Alter zurückblicken kann und nur Prag und Eger und vielleicht Königsgrätz älter sind. Die Gründung von Tetschen, B. Leipa, Aussig, Bensen, B. Kamnitz und andere Städte erfolgt erst um die Mitte des 13. Jh. Pirna hat also einen Vorsprung, von Sachsen wandert das deutsche Städtewesen nach Nordböhmen zugleich mit dem Magdeburger Recht. Noch früher als die Gründung von Pirna liegt die von Dresden. Als seit 1185 die neue Bergstadt Freiberg emporkam, wurde in der Mitte des Dresdener Kessels eine Stadt als Mittelpunkt für die umliegende Landschaft, als Bindeglied zwischen Freiberg und der „hohen Straße“, die am Nordhang des Erzgebirges bei Dresden die Elbe überschritt, notwendig. 1216 ist von der *civitas Dreseden* die Rede, die Gründung der Stadt wird zwischen 1210 und 1216 angesetzt¹⁾. Die Stadtgründungszeiten von Dresden und Pirna unterscheiden sich also etwa um 30 Jahre, 20 Jahre später setzen die Stadtgründungen im angrenzenden Nordböhmen ein.

Der am dichtesten mit wendischen Weilern besetzte Teil des Kreises Pirna, der Strich zwischen Lockwitz und dem Unterlaufe der Gottleuba, hatte seinen Mittelpunkt in Dohna, wo auf einer Bergzunge am rechten Müglitzufer bereits 1040 die Burg das erstmal erwähnt wird, offenbar die Gründung eines deutschen Königs, vielleicht Kaiser Ottos I. Der Ort tritt 1272 in den Urkunden auf und ist wohl als Suburbium der Stadt entstanden, durch die Lage an einer alten Straße aus dem Elbtal nach Böhmen begünstigt. 1445 wird der Ort das erstmal als *stetichin zcu Donym* bezeichnet.

Die Burg Königstein heißt 1241 *in Lapide regis*, sie war auch weiterhin im Besitze des böhmischen Königs, in dessen Namen hier Burggrafen walteten. Zu Anfang des 15. Jh. kamen Stadt und Burg an Sachsen. Seit Anfang des 14. Jh. darf man mit dem Bestehen der Stadt rechnen, die 1379 als *Kunigstein mit dem stetil* entgegentritt, dann 1404 in einer tschechischen Urkunde *hrad a miesto Khynygsteyn*. Lohmen gewinnt erst seit dem 16. Jh. städtische Gerechtsame, während Stolpen älter als Stadt ist, an der Kreuzung der Salzstraße von Halle nach Schluckenau mit der Straße Pirna—Bischofswerda—Bautzen.

¹⁾ Vgl. dazu O. E. SCHMIDT, Die Besiedlung des sächsischen Elbkessels und die Anfänge von Dresden (Neues Archiv f. sächs. Gesch. 48, S. 31 ff.); Kur-sächsische Streifzüge VI, S. 20 ff.

Die älteste Anlage ist das heutige Altstadt¹⁾, das 1357 auftritt und damit das Bestehen einer Neustadt voraussetzt, vielleicht schon seit dem Anfange des 14. Jh. Auf sie wurde der alte wohl wendische²⁾ Name der Altstadt *Jockerim* übertragen, wonach sich schon 1297 ein Dresdener Bürger *Bertoldus de Jochgrimme* nennt. Neustadt darf damit nicht verwechselt werden, es taucht erst seit 1333 auf, es ist eine ober-sächsische Dialektinsel im Oberlausitzer Sprachgebiet, vermutlich als Bergstadt durch Freiburger Bergleute begründet, da 1333 von dem *goltwerk zu der Nuwenstad* die Rede ist. Hohnstein, das 1333 zuerst als Name einer Herrschaft auftritt, 1353 für das Schloß bezeugt ist, wird als Städtchen 1445 erwähnt (*das statichin Hohenstain*). Für das Herrschaftsgebiet von Wehlen war die Stadt Wehlen als Mittelpunkt gedacht, die zwischen 1378 und 1419 in einer tschechischen Urkunde genannt wird. Etwas später taucht Schandau auf, das 1443 mit Hohnstein von den Birken von Dauba an Sachsen abgetreten worden war, 1445 als *statichin* bezeichnet. Vorangegangen war hier wohl eine wendische Fischersiedlung. Sebnitz tritt erst 1431 als *stellin* auf, ist aber wohl von Anfang an als Markt angelegt worden. Liebstadt wird schon 1286 als *civitas Libenstat* erwähnt, bis dahin im Besitze der Burggrafen von Dohna. Gottleuba tritt 1405 als *stetichin* entgegen. Es war ein Bergort, wo 1456 Bergwerke bezeugt sind. Berggießhübel wird noch 1501 als Dorf genannt. Der Bergbau blühte hier im 15. Jh. Der Ort wird schon im 13. Jh. bestanden haben, denn darauf deutet der Name, der nicht als „der Hübel, wo gegossen wurde“ gedeutet werden darf³⁾, sondern wie die übrigen Gießhübel, wo ältere Schreibungen vorliegen, ein **Gisubel* ist. Für Klein-Gießhübel südöstlich Königstein wird im ältesten Beleg von 1379 tatsächlich noch *Gißobel* geschrieben, 1437/38 *Gißhofel*, 1548 *Gießhüblichen*⁴⁾.

Der Kreis war also zwar nicht mit Städten, aber doch mit Märkten reich versehen, was mit den verschiedenen Herrschaften zusammenhängt, die alle einen Markt als Mittelpunkt haben wollten, wozu der

1) Vgl. den Dorfplan von Altstadt bei WALTHER, Besiedlung, S. 35.

2) HEYS Ableitung von *jakz kremy* „der starke Stein“, ist lautlich unmöglich. Vermutlich ist von einem wendischen **Okorim* auszugehen, vgl. Ukkern bei Komotau, wobei aber ohne Umdeutung kaum auszukommen ist. Der Hinweis auf Jochgrim am Rhein, im Eckenlied *Jochgreim* (MEICHE, Über Berg und Tal 1937, S. 123ff.; Neues Arch. f. sächs. Gesch. 61, 143; Topographie, S. 128) befriedigt nicht.

3) WALTHER, Besiedlung, S. 46.

4) Eine Deutung des schwierigen Namens versucht WALLNER, Gießhübel und Ramsau, München und Berlin 1940 (Die Flurnamen Bayerns, Reihe II, Heft 2).

Bergbau weitere städtische Mittelpunkte hervorgebracht hat. Dazu waren noch andere Orte ausersehen, so Lichtenhain, Liebethal, Krippen¹⁾, alle wurden von Pirna überstrahlt, das die beste Lage aufwies und nur durch das nahe Dresden in seiner Entwicklung gehemmt worden ist.

Den Übergang zu den Flurnamen, die Ackerfluren oder Wälder oder Berge usw. benennen, bilden die Gewässernamen, die z. T. auf größerem Gebiet bekannt sind. Die Benennung des Hauptflusses, der Elbe, mit ihrem vielen indogermanischen Stämmen bekannten Namen (**Albhī* „die Weiße“) wird nicht im Kreisbereich aufgekommen sein. Die bei Schandau mündende Kirnitzsch, 1410 *an der Kernitzsch*, 1445 *die Kirnytz*, mundartlich *khirnst*, *khernst*, *kharnst*, enthält, wie schon lange erkannt ist, wendisch *kiernica* „Wasserrinne, Rinnsal“. Die Sebnitz ist 1223 (1241) die Grenze der bischöflichen Oberlausitz und wird *Sebniza* und *Sabniza* geschrieben. MEICHE²⁾ denkt hier an einen „Finkenwaldbach“, zu wendisch *zēba* „der Fink“, wogegen die Schreibung *Sabniza* und die mundartliche Form *sāmits* sprechen, so daß Ableitung von *Žabnica* „Froschbach“ mit dem Ersatz des wendischen *ž* durch *s* vorzuziehen ist³⁾. Der unterste Teil des Sebnitztales heißt Ochelgrund mit den hohen steilen Ochelwänden bei Porschdorf, wo MEICHE⁴⁾ wohl mit Recht an **wochlija* „Weißfischbach“ denkt. Vor der Mündung vereinigt sich mit der Sebnitz die Polenz, 1241 *Poliza*, 1586/87 *de Polenzbach*, die gewöhnlich zu *pole* „Feld“ gestellt wird, obwohl dazu **Polnica* zu erwarten wäre. Doch kann keine bessere Ableitung geboten werden. Die bei Berthelsdorf in die Polenz fließende Lohe, im Volksmunde *löbigt*, heißt 1241 *ubi Lawan et Poliza confluunt*, etwa zu *láva* „Sandbank“ gehörig wie die schlesische Lohe? Die Verdampfung des *a* im Deutschen spricht für alte Entlehnung. Der Rückersdorfer Bach heißt 1241 *Lozna*, heute Losse, Loosbach. MEICHE⁵⁾ glaubt, daß diese Bezeichnung *Lozna* für den ganzen Unterlauf der Polenz bis zur Einmündung in die Sebnitz oder noch das gemeinsame Stück mit ihr gelten habe, die heute die Lachsbach heißt.

¹⁾ Dazu WALTHER, Besiedlung, S. 35ff. Belege für Krippen als Markt bei MEICHE, Topographie. Den Dorfplan von Lichtenhain bietet WALTHER, Besiedlung, S. 31.

²⁾ Über Berg und Tal 3, S. 166; Zs. f. Namenforschung 14, 1938, S. 175.

³⁾ So schon HEY, S. 55; gegen MEICHE Verf., Zs. f. Namenforschung 15 (1939), S. 150ff.

⁴⁾ Neues Archiv f. sächs. Gesch. 18, S. 105.

⁵⁾ NLM 84, S. 200ff.

Deshalb möchte er an altes **Lososná* „Lachsbach“ denken.¹⁾ Jedenfalls sieht man, daß sogar kleine Bäche wendische Namen geführt haben, von denen einzelne noch heute fortleben. Die Wesenitz, die westlich Pirna in die Elbe einmündet, 1241 *Wazouniza*, 1304 *Wesenytz*, 1357 *Wesnicz*, wird mit Recht zu obersorb. *wjaz* „Holunder“ (**Wjazownica*) gestellt. Auf der linken Seite nimmt sie die Brausnitz auf, 1547 *Brausnitz* „Schleifsteinbach“ (*brus* „Schleifstein“), wobei die Diphthongierung des *u* regelrecht ist. Auf der rechten Seite mündet bei Liebenthal die Klemnitz, 1512 *Klemnitz*, 1587 *de Klemse*, mda. *klemsa*, *klimsa*. WALTHER²⁾ denkt an *klomnica* „Steinbruchbach“, was gut passen würde. Zwei kleinere Zubäche der Wesenitz heißen Letschwasser; die bei Stolpen mündende wird 1223 *Lezna sicca* geschrieben. Unter Berücksichtigung der heutigen Mundart, die wegen des *tš* ein *č* oder *š* voraussetzt, kann übereinstimmend mit der bisherigen Forschung an wendisch *lěska* „Haselstrauch“ gedacht werden (Grundlage **Lěšćná*), vgl. 1559 *Leczschke* (auf die Verkleinerung **Lěšćka* deutend), 1586/7 *Leczsche*. Der zweite gleichnamige Bach entspringt im langen Grunde nördlich Heeselicht und heißt auch Katharinenwasser. Im Dorfnamen Bühlau nördlich Stolpen scheint, obwohl nur er seit 1262 als *Bela* bezeugt ist, der alte wendische Name des heutigen Pfarrbaches vorzuliegen. Ein wendisches Dorf *Bělá* ist damit nicht gesichert, zumal es sich um ein Reihendorf handelt und kein anderer Flurname auf wendische Vorbesiedlung an Ort und Stellè zu weisen scheint. Die bei Langenhennersdorf in die Gottleuba mündende Bahra, 1510 *die Bare*, ist nicht zu *pariti* „brennen“ zu stellen³⁾, sondern ist sorb. *para* „Morast, Sumpfwiese“. Dagegen dürfte die Zauke bei Schandau nicht zu *Suchá* „trockener Bach“ (das als Bachname allerdings häufig ist) gehören, weil dafür Zauche zu erwarten wäre. Es wird sich eher um einen Zaukengraben handeln. Zauke für „Maiglöckchen“ ist in der Oberlausitz und Nordböhmen verbreitet und selbst wieder der Entlehnung aus dem Sorbischen verdächtig, aber im deutschen Munde schon lange eingebürgert. Die mit Läuse- zusammengesetzten Bachnamen, so das Läusefloß bei Sebnitz, werden kaum richtig zu *tuža* „Sumpf“ gestellt, dann wäre Lause- zu erwarten.

Der bei Krippen mündende Krippenbach scheint immer mit -bach zusammengesetzt zu sein, schon 1445 *dy Krippenbach*. Ein Quellbach

¹⁾ Anders O. E. SCHMIDT, Kursächs. Streifzüge VI, S. 214, der bei *Lawan* an die Elbe (wendisch *Labe*) denken möchte und dementsprechend die Grenze von 1241 anders zieht.

²⁾ Vorgeschichte, S. 30.

³⁾ So G. MÜLLER, S. 11.

des Krippenbaches ist das Klittenfloß, 1586 *Klietenfluß*, 1588 das *Clettenflus*, wobei wohl *klět* „Hütte“ vorliegt. Am Krippenbach liegt die Rietschewiese, 1588 *Rieczschwiese*. Dadurch drängt sich der Gedanke auf, daß der alte Name des Krippenbaches einfach **Rěčka* „kleiner Bach“ gewesen ist (Lokativ **Rěcce*). Eine Rietzschwiese gibt es 1548 auch zu Schöna. Auf dem linken Elbufer mündet in die Elbe bei Königstein die Biela, 1412 *die Bela*, 1548 *die Bielbach*, ober-sorb. **Bělá* „Weißbach“. Ein anderer klarer Name ist *Potoček* „Bächlein“, als Potezschke für eine Wasserrinne zwischen Pfaffendorf und Königstein erhalten. Der Thürmsdorfer Bach heißt die Behnebach, 1548 *die Peenbach*. Peene erscheint öfters als Gewässername, vor allem in Norddeutschland als Pehne (vgl. tschech. *pěna* „Schaum“). Der Name der Gottleuba bietet der Forschung bedeutende Schwierigkeiten. 1445 wird für den Fluß *die Gottleube* geschrieben. Älter bezeugt sind Schreibungen für die Stadt, 1363 *Gottlawia*, 1374 *Gothlewen*. HEY¹⁾ denkt zweifelnd an slaw. *guta* (*g*)*lubjo* „tiefes Tal mit Bergmannshütte“, gewiß unrichtig. Weil hier alter Bergbau bezeugt ist, möchte MEICHE²⁾ an Übertragung eines Stadtnamens vom Harz denken, den er nach späteren Schreibungen als *Goteleben* herstellen möchte. Aber der Bach ist zu groß, als daß er schon in so früher Zeit nach einer Stadt benannt sein dürfte und die heutige Aussprache zusammen mit den alten Schreibungen spricht für eine andere Deutung. Ein wendisches **Kotlová* „Kesselbach“ (zu *kotol* „Kessel“)³⁾ entspricht zwar den Lautverhältnissen nur wenig besser, ist aber vorläufig die beste Arbeitshypothese, falls es nicht gelingt, älteren als slawischen Ursprung wahrscheinlich zu machen. Da ein anderer Name für den Fluß nicht bekannt ist, wird der Stadtnamen als Quellgebietsname aufzufassen sein. Der linke Nebenbach, die Seidewitz, stimmt mit dem an der Mündung gelegenen Nieder- und Oberseidewitz überein. Belegt sind nur die Ortsnamen, sie werden immer als weiblich bezeichnet. Die Grundlage wird **Židovice* zum PN **Žid* sein, wobei es unklar bleibt, ob im PN an die Bedeutung „Jude“ anzuknüpfen ist und ob vom ON oder vom Bachnamen auszugehen ist. In jenem Falle wäre an Eula als älteren Gewässernamen zu denken, das aus Zuschendorf, Eulbach, das aus Seidewitz gemeldet wird (zu *žilová* „Schlambach“). Die bei Heidenau

¹⁾ HEY, S. 28.

²⁾ Über Berg und Tal 1921, Br. 3; O. E. SCHMIDT, Kursächsische Streifzüge VI, S. 209.

³⁾ So E. MUCKE bei P. KNAUTH, Ortsnamenkunde des östlichen Erzgebirges, S. 19.

mündende Müglitz, 1451 *die Mogelitz*, weist auf **Mogylnica* „Grabhügelbach“, vgl. Mügeln an der Einmündung an der Elbe, wo auch die alten Grabhügel zu suchen sein werden, nach denen der Bach seinen Namen erhalten hat, der mit der Besiedlung flußaufwärts gewandert ist. In Heidenau ist man wiederholt auf Urnenfelder gestoßen¹⁾. Ein linker Nebenbach der Müglitz ist die Prieße, 1643 *die Preisenbach*, trotz der Schreibung gewiß auf **Brězová* „Birkenbach“ mit früher Übernahme deutend. Am Unterlauf wird sie Ritzsche genannt (*řěčica* „Bächlein“).

Zu diesen Flußnamen stellt sich noch ein Flußstreckename. Eine Stromstrecke unterhalb Pirna zwischen der Mündung der Gottleuba und der Wesenitz heißt Brauden, 1531 *ufm Brauden*, zu wendisch *prud* „Strom“. Weil der Name die Diphthongierung des *u* mitgebracht hat, ist die Übernahme vor dem 15. Jh., gewiß aber schon früher erfolgt. Es ist kein Zufall, daß sich gerade für die Flußstrecke unterhalb Pirna ein wendischer Flußstreckename erhalten hat. Hier sind wir in dem am dichtesten von wendischen Namen erfüllten Teil des Kreises.

Auch einige Berge haben ihren wendischen Namen entweder behalten oder er läßt sich wenigstens in alter Zeit nachweisen, falls er durch eigene deutsche Prägung ersetzt worden ist. Der Kohlberg südlich Pirna (1412 *Kalberg*, also „kahler Berg“) hieß im Wendischen und eine Zeitlang wohl auch im Deutschen *kolm* „Hügel“ wie so manche auffallende Hügel in Sachsen, etwa auch der bei Oschatz oder der Kolmen bei Tetschen oder der Kulm, nach dem der Ort Kulm bei Aussig benannt ist oder der Hügel bei Maria-Kulm im Egerlande. 1294 heißt es *humularium quod hoipegarten* („Hopfengarten“) *vulgariter dicitur situm in monte qui Colme appellatur*. Das Auftauchen eines wendischen Bergnamens südlich Pirna ist ein Beweis mehr für tatsächlich hier zur Zeit der deutschen Besiedlung angetroffenes Wendentum, das sonst außer in Namen kaum zu fassen ist. Kulm wird auch in Weißig für ein Holzfeld gemeldet.

Ein bekannter Aussichtsfelsen östlich Rathen ist der Gamerig, 1543 *Chamickstein*, 1592 *Gamigkstein*, der auf ein wendisches **kamýk* „Stein“ weist. Denselben Namen führt die Ruine Kamaik bei Leitmeritz. Beim Dorfe Schöna erhebt sich die Kaiserkrone. Dieser Name ist erst im 19. Jh. aufgekommen, 1592/3 begegnet dafür *Galitzstein*, volkstümlich *galšə*. Trotzdem eine Grundlage **Skalica* „kleiner Fels“ sehr passend wäre, bleibt der Wegfall eines anlautenden *ts*, das

¹⁾ WALTHER, Vorgeschichte, S. 12.

im Deutschen für wendisches *s-* eingetreten wäre, schwierig, weil der Zusammenfall mit der Präposition *ze* „zu“ nur bei Ortsnamen zu erwarten ist. Es kann aber auch an **kal* „Pfütze“ angeknüpft werden, zumal in der Nähe die *pfutz in der Gallischaw*, 1592/93 auf Oeders Karte auftauchend, 1821/22 *die Galausche*, begegnet. Hier wird ein wendisches **kaluža* „Pfütze“ vorliegen, wobei nur das *sch* in der Schreibung deshalb auffällt, weil es auf späte Übernahme nach 1300 weist (bei Eindringen vorher wäre deutsches **Kalause* zu erwarten). Das wäre möglich, wenn sich Wendentum in dieser Gegend bis ins 14. Jh. behauptet hätte.

Der höchste Berg des Elbsandsteingebirges ist der Zschirnstein (der große und kleine) südlich von Schandau an der Landesgrenze, 1456 *Tschirnstein*. Er wird herkömmlich mit Recht zum wendischen *čorný* „schwarz“ gestellt, wobei die lautlichen Schwierigkeiten wegfallen, wenn man vom altsorbischen *črný* ausgeht, woraus sich *čorný* erst entwickelt hat, denn darauf deutet die deutsche Aussprache und die alte Schreibung. O. E. SCHMIDT¹⁾ bemängelt die Verbindung mit dem deutschen Grundwort. Aber er belegt selbst die mundartliche Form *širn*, die also ein wendisches **Črná gora* „schwarzer Berg“ erschließen läßt. Die Zusammensetzung mit *-stein* wird deshalb erst nachträglich erfolgt sein. Die deutsche Mundartform ist noch deshalb bemerkenswert, weil sie wendisches *č* durch *š* ersetzt, so daß sie wohl ins 12. oder frühe 13. Jh. zurückgeht. Die der Mundart zu Grunde liegende Form liegt also der urkundlichen Schreibung des 15. Jh. weit voraus.

Ein Landstrich am linken Elbufer zwischen Pirna und Heidenau heißt 1540 *die Patzschke*, 1548 *Paczschka*, 1555 *in der Paschkaw*, *Peschkaw*. Es kann sich auch um eine Wüstung bereits des 16. Jh. handeln, worauf die Grundlage **Pačkov* (PN **Paček*) deutet, wobei *Peschkaw* mundartliches *a* unrichtig als *e* schreiben dürfte. Neben einer älteren Übernahmsschicht mit *š* steht die jüngere mit *ts*. Die Strecke an der Elbe zwischen Pirna und Heidenau ist uns als Gebiet längeren Nebeneinanderlebens der beiden Volkstümer bereits bekannt. Vom Nordhang des Cottaer Spitzberges nach Rottwerndorf streicht der Lohm (oder die Lohma, der Lohmgrund), der vom Lohmbach durchflossen wird, 1548 *das Lohmbechleyn*, *holcz der Lhomen*, 1515 *im grunde die Lohma*. Wie beim ON Lohmen handelt es sich hier um das wendische Wort *lom* „Steinbruch“, was noch dadurch gesichert wird, daß sich heute

¹⁾ Kursächsische Streifzüge VI, S. 342. Seine eigene Deutung als „Scharte“ ist lautlich unmöglich, abgesehen von der Vernachlässigung der urkundlichen Schreibung.

hier die Flur Steinbrüche hinzieht, wahrscheinlich eine Übersetzung, die auf dem Nebeneinander der beiden Volkstümer beruhen wird, obwohl zuzugeben ist, daß sich beim Dasein von Steinbrüchen der deutsche Name auch so leicht einstellen konnte. Damit wird ein die wendischen ON der Nachbarschaft sichernder Flurname gewonnen.

Die Dohnaische Südflur zwischen Stadt, Schloßberg und Müglitz, auch einzelne Weinberge und Felder unter dem Schloß hieß Podel, 1476 *der alde weingart gnant im Podel*. An eine Verkleinerung zu „Boden“, das an und für sich nicht selten als Flurname auftritt, ist deshalb kaum zu denken, weil die Mundart seit alter Zeit Verkleinerungen auf -ehen bildet. So wird der Flurname eher zu *poděl* „Flurteil“ zu stellen sein, zumal bei Dohna, dem mutmaßlichen Mittelpunkt eines alten Burgwardes, mit alten Flurnamen wendischen Ursprunges zu rechnen ist. So liegt nördlich der Stadt der Robisch, früher *Robsch*, *Robischberg*, umgedeutet auf *Raupscher*, *Rauhbusch*, *Raubschloß*, 1529 *Robitzschmühle*. Hier auf dem linken Müglitzufer am Abhange des Meuschaer Berges befinden sich Reste eines Ringwalles aus festgeschlagener Erde mit slawischen Scherben, die sogenannte Heidenschanze. Auszugehen ist von wendischem **Robeš*. Robisch ist auch in Böhmen als Ortsname bekannt, so für einen Vorort von Elbogen.

Ungeklärt sind einige weitere Flurnamen, bei denen aber wendischer Ursprung möglich ist, so der große Zschand, ein Felstal der sächsischen Schweiz zwischen der böhmischen Grenze und der Kirnitzsch, durch das im Mittelalter zum Teil die Handelsstraße von der Elbe zur Oberlausitz zog, 1451 *Zcscheen wald*, 1474 *Schan*, 1547 *Gros Tzschandaw*. Wenn der Name, wie es wahrscheinlich ist, wendischen Ursprunges ist, wäre auch eine Ableitungsmöglichkeit für Bad Schandau gefunden, woran schon GÖTZINGER¹⁾ anknüpfen wollte, während JENTSCH²⁾ an ein deutsches „Sandau“ gedacht hat. Dann müßte noch vor 1300 ein deutsches **Sandouwe* ins Wendische gedrunken sein, die Deutschen der Nachbarschaft und des Ortes ihren eigenen Namen vergessen und später nach 1300 wendisches **Žandov* als Schandau, Zschand rückübernommen haben, was wenig glaubhaft in einer Gegend ist, in der so alte deutsche Waldhufendörfer wie Reinhardsdorf und Schöna liegen und so alte Eindeutschungen wie Gohrisch und Papstdorf vorhanden sind. MEICHE³⁾ bezeichnet die Ableitung als ungewiß, vielleicht liege slawisiertes „Sandau“ vor, am wahrscheinlichsten sei „Aue am Zschand“.

1) GÖTZINGER, Amt Hohnstein mit Lohmen, S. 381.

2) JENTSCH, Der Name Schandau (Über Berg und Tal 269, S. 265 ff.).

3) Neues Arch. f. sächs. Geschichte 61, 152.

Nur vermutungsweise sei auf wendisches **Ščavina* „Sauerampfertal“ hingewiesen, das lautlich entspräche, wenn nicht sonst anlautendes *šč* durch deutsches *st-* ersetzt würde.

Bei Ostrau und Altendorf kommt für Waldteile der Flurname Tschiehädel vor, tschechisches *čihádlo* „Vogelherd“ enthaltend und auf wendische Vogelsteller deutend. In Böhmen und Mähren ist derselbe FIN auch sehr häufig anzutreffen. Außer mit Ackerbau, Viehzucht, Fischfang und Steinbruch haben sich die Wenden also auch mit Vogelfang abgegeben, wohl um die von der Herrschaft als Abgaben vorgeschriebenen Vögel zu fangen, aber auch aus Jagdleidenschaft. Bei Sebnitz wäre an und für sich, da es sich um einen Quellgebietsnamen handelt, auch mit rein deutscher Gründung auszukommen, wenn nicht auf dem Ortsboden undeutsche FIN auftauchten, so der Name des Ortsteiles Retschine (wendisch *řečina* „Bachgegend“) und der FIN Gamenz (**Kamenica* „Steinbach, -flur“).

Überblicken wir nach Karte 5 die Lage der eben behandelten wendischen Gewässer- und FIN, so ist zunächst bei den Gewässernamen die Einschränkung zu machen, daß wir oft nicht wissen, wo die Übernahme in den deutschen Mund erfolgt ist. Auch müssen wir damit rechnen, daß die Gewässernamen mit der fortschreitenden Besiedlung flußaufwärts gewandert sind. In einem Falle glaubten wir dies fassen zu können, da die Benennung der Müglitz deutlich von der Mündung, vom Orte Mügeln, ausgegangen ist. In der Regel wird die Eindeutschung der Gewässernamen in der wendischen Kulturlandschaft erfolgt sein, also an der Elbe und besonders im Raume Pirna-Dohna. Daß aber noch weiter landeinwärts Wenden als Namengeber aufgetreten sind, folgt daraus, daß auch kleine Seitenbäche der Wesenitz, Polenz und Müglitz wendische Namen führen. Die Eindeutschung ist fast durchweg zur selben Zeit wie die der ON, also vom Ende des 12. Jh. ab, erfolgt. Die übrigen FIN wendischen Ursprungs liegen dort, wo sie zu erwarten sind, also besonders um Pirna, Dohna, Rathen, gegenüber Bad Schandau, aber auch wendische Vorbesiedlung der Stadflur von Sebnitz wird dadurch gesichert. Das ON-Bild auf Abb. 1 wird räumlich nicht nur gestützt, sondern auch ergänzt. Die wendischen Namen um Königstein und Bad Schandau etwa aus dem Zusammenhang mit den übrigen zu reißen, wie es O. E. SCHMIDT¹⁾ tut, ist unberechtigt, wie ein Vergleich der Abb. 1 und 5 lehrt, die in organischem Zusammenhang stehen. Warum sollen diese Gewässer-, Orts- und Flurnamen erst von

¹⁾ O. E. SCHMIDT, Kursächsische Streifzüge VI, S. 232ff. und an verschiedenen Stellen.

tschechischen Adeligen geprägt sein? Warum diese vielen Bemühungen überhaupt, die Tatsachen willkürlich auszulegen? SCHMIDT ist der Raumblick abgegangen, weil er sich nicht entschließen konnte, für alle Dinge im Raume Karten anzulegen. Warum sollen überhaupt tschechische Adelige als Namengeber in einer Landschaft in Betracht kommen, in der volksmäßig vor den Deutschen nur mit Wenden zu rechnen ist? Es ist ihm entgangen, daß noch auf der böhmischen Seite des Elbsandsteingebirges Böhmisches-Kamnitz von Windisch-Kamnitz unterschieden wird, also Wenden noch weiter südwärts, als er es überhaupt für möglich hält, gewohnt haben, als die Deutschen ihre Waldhufendörfer anzulegen begannen. Auch muß man sich hüten, in Zeiten, in denen wenig geschrieben wurde, den Kanzleien böhmischer Adelige eine besonders starke Durchschlagskraft zuzutrauen. Es handelt sich hier — abgesehen von Burgennamen und besonderen Fällen — durchaus um volkstümliche Namengebung, die sich ohne Schwierigkeit in räumlichen und geschichtlichen Zusammenhang mit Sachsen, nicht mit Böhmen einordnen läßt.

Die Urkunden bieten, ohne daß bei der Fülle noch ungedruckten Materiales eine Gewähr für Vollständigkeit übernommen werden kann, schon im Mittelalter eine Reihe alter deutscher FIN, die das Besiedlungsbild, wie es die Übersicht der alten wendischen FIN gewährt, wesentlich nach der deutschen Seite hin ergänzen. Sie treten besonders in der Nähe von Pirna auf, so Eichelsee, Weiher und sumpfiges Gelände zwischen Pirna und dem Großsedlitzer Hospitalbusch am Nordfuß des Feistenberges (der selbst erst 1518 als *Feystenberg* begegnet), 1465 *in dem Egilsehe*. Die Blutegel wurden aus volksmedizinischen Gründen in besonderen Tümpeln, den Egelseen, gehalten. Die Vorstadt von Pirna, deren Spitze der Sonnenstein krönt, hieß Hausberg (Haus ist die mittelalterliche volkstümliche Benennung für Schloß), 1415 *uff Hawsberge vor dem slosse gelegin*. Für den Hügel südlich der Stadt, für den zunächst der wendische Name Kolm verwendet wurde, bürgerte sich bald Kohlberg ein, 1412 *die lyte am Kalberge*. Im Namen steckt also nicht Kohl oder Kohle, sondern kahl, mhd. *kal*, *kalwes*. Zwischen 1408 und 1410 ist die Rede schon von der Viehleite unterhalb des Dorfes Mannewitz (*vihe leitte*). Beim Lindigt (jetzt mit Zuschendorf vereinigt), 1308 *vonme Lindech* (mhd. *lintech* Lindenwald), lag der Lindgrund, 1472 *bey dem Lintgrunde*. Andere alte FIN aus dem Stadtgebiet sind der Hauptberg (vielleicht der jetzige Feistenberg, s. o.), 1377 *Mons capitis*, 1423 *Hoitberg*, 1481 *Heuptberg*, die Aue, 1452 *in der Auwe*, der Husberg, 1452 *Hußberg*, der Vogelsgrund, 1481 *Vogils-*

grundt, der Kesselberg, 1483 *Kesselbergk*, der Korb, 1388 *circa Sportam* = 1355 *bona dicta vulgariter der Korb* = 1433 *ken dem Broetkorbe*, das Rodeland, 1476 *eyne weße genant das Rodelant*, der Wüsteberg, 1413 *mons vulgariter genant der Wiste berg*. Auf dem Gebiete des heutigen Zschachwitz, in Meußnitz, gab es im 15. Jh. deutsche FIN, 1465 *das ubir Tennich* „Tannicht“. Wir sind hier in der Gegend, wo sich Wendentum bis in das 14. Jh. restweise behauptet hat. Wesentlich ist die Feststellung, daß es bereits vom 14. Jh. ab bedeutend mehr deutsche als wendische FIN gegeben hat, wie wir um und in Pirna durch seine gute Überlieferung nachweisen können. Dabei ist besonders nachdrücklich auf die Bemerkung, die hin und wieder vorkommt, aufmerksam zu machen, daß die deutsche Bezeichnung als volksüblich hingestellt wird. Niemals ist von wendischer Volkssprache zu hören. Schon in der ersten Hälfte des 13. Jh. hat es deutsche FIN gegeben. In der Oberlausitzer Grenzurkunde von 1241 werden wohl meist wendische Bergnamen genannt (sie sind, meist von unsicherer Lage, auf Abb. 5 nicht eingezeichnet), aber doch begegnet hie und da bereits ein deutscher. So wird der *rubus Erllinus* „Erlengehölz“ dort gesucht, wo der Letschebach bei Oberhelmsdorf in die Wesenitz mündet.¹⁾ In Rathen hören wir 1475 von der Flur *uff der Scheibe*. Also auch der weit verbreitete FIN *Scheibe* taucht schon im Mittelalter im Kreise auf. Südlich Rugiswalde liegt der Wald *Rugenbänke*, 1451 *die Rugebencke*, wo wahrscheinlich der alte Gerichtsstuhl der Gegend stand (1547 *In der Ruge hat die stadt gehapt zu richtenn uber hals . . .*). In Stolpen ist 1489/90 vom *untersten vorschloß der Hauswald* die Rede, in Uttewalde (nördlich Wehlen) 1464 vom *Bruckenwalt, dy waltecke Bulitzschhaulcz* (die Schreibung *haulcz* für „Holz, Wald“ setzt velare Aussprache des *ł* voraus). Der ehemalige Knotenpunkt der Straße Pirna—Prag und der hohen Straße Pirna—Rosental—Tetschen in der Flur *Zehista* 1448 *ein weg durch Peter Clingen acker genannt der Schutzengrund* (am Südwestfuße des Kohlberges bei Pirna), *fur alders der Czuckmantel* bringt einen weiteren Beleg für diese bisweilen zu ON gewordene Straßenkreuzung, deren Benennung der Zeit nicht mehr klar war und die deshalb in den Beginn der Kolonisationszeit zu setzen ist. Auch Berge waren schon deutsch benannt. Der Lilienstein, der Sandsteinfelsen in dem großen Bogen der Elbe zwischen Schandau und Wehlen, wird wegen der alten Schreibung 1379 *Ylgenstein* (erst ab 1396 *Lilgenstein*) meist als „Stein des hl. Aegidius“ (volkstümlich *Ilgen*) gedeutet, doch ist *Ilg* für *Aegi-*

¹⁾ MEICHE, NLM 84, 205.

dus nur in Süddeutschland gebräuchlich, so daß wohl besser am „Lilienstein“ festzuhalten ist, zumal für Lilie auch *ilge* geschrieben werden konnte. Eine Reihe deutscher Flurnamen nennt eine Urkunde von 1451, in der die Herrschaft Wildenstein rechtsgültig an Sachsen abgetreten wurde. Abb. 5 trägt diese alten FIN und einige andere ein und zeigt, daß schon im Mittelalter alle Landstriche, nicht nur die um Städte und Dörfer, die alte wendische Kultur- wie die deutsche Rodungslandschaft, auch die abgelegeneren Teile des Kreises, sogar Wälder und Berge mit deutschen Namen versehen waren und daß schon damals zahlenmäßig die wendischen FIN unbedeutend waren, daß also unbeschadet der Möglichkeit, daß manche wendische FIN durch deutsche ersetzt worden sind (z. B. Kolm durch Kohlberg), die heutige große Überlegenheit der FIN deutschen Ursprunges im großen und ganzen bereits dem 14. und 15. Jh. eignete. Bereits das 13. Jh. wird die Voraussetzungen dazu entwickelt haben, d. h. es war an vielen, ja wohl den meisten Stellen nicht die Gelegenheit zur Übernahme wendischer FIN geboten, weil die Landschaft nur zu einem kleinen Teile wendisch vorbesiedelt, zum Großteile vielmehr unbesiedelt war. Nach ihrem Zusammenhange und ihrer Verbreitung gehören diese alten deutschen Flurnamen in die ostmitteldeutsche Flurnamenlandschaft. Nehmen wir an, daß auch andere im Mittelalter zufällig nicht belegbare FIN des Kreisgebietes doch in die alte Zeit zurückgehen, wofür viele Gründe namhaft zu machen sind, so handelt es sich etwa um folgende Leitnamen: Hain, die Harte, Leite, Lehde, Scheibe, Rodeland, Aue, Busch, die Bach, das Floß, Born, Pucks, die Schlichte, Treibe, Quiere, Tülke, das Horn, das Gebrüchterich, das Knöchel, das Bloß, die Überschär, der Viehweg (Fiebig), die Folge (aus *vollunge*). Es fehlen süddeutsche FIN wie Reut, Zelge, Gewinn, Egarten, Beunde u. a.

Die bisher erwähnten und besprochenen FIN wendischen Ursprunges sind in der Heimatliteratur hie und da genannt worden. Um die wirkliche Rolle der wendischen FIN im heutigen FIN-Schatz festzustellen, ist aber eine Übersicht über diesen notwendig. Die seit 1905 im Gange befindliche Flurnamensammlung Sachsens erlaubt dies¹⁾. Soweit eine Durchsicht es gestattet, deutsche und wendische Namen zu trennen und mit dem Vorbehalte, daß geringfügige Änderungen möglich sind (es fehlt die mundartliche Aussprache, auch ist die Deutung mancher wendischer FIN schwierig, bei denen nur die heutige Bezeichnung gemeldet wird und ältere Schreibungen fehlen, so daß die Deutungs-

¹⁾ Für die Erlaubnis zur Durchsicht sei dem Leiter der Sächsischen Flurnamenstelle, Arch.-Dir. i. R. HANS BESCHORNER, der Dank ausgesprochen.

sicherheit gegenüber den ON herabgemindert ist), haben 168 Orte 9484 FIN geliefert, von denen 222 vermutlich wendisch und 32 unklar, wohl auch meist wendisch sind. Allerdings sind die Gewässernamen bei jedem Ort mitgezählt worden. Der Hundertsatz der wendischen FIN beträgt nur 2,3%, ist also außerordentlich gering. Nur einige dieser wendischen FIN mögen hier angeführt werden, so in Altendorf die Gält-sche, auf der Galitsche für ein Feld, auch Gältschgraben, die Peske, Pestge für ein Feld und eine Lehde, wohl zu *pěsk* „Sand“ gehörig. In Birkwitz ist die Duhle eine flache Bodensenkung, die sonst im Deutschen als Telle, Tülke bezeichnet wird. Es liegt wendisches *dol* „Tal“ zu Grunde. In Groß- und Klein-Borthen wird ein Feld 1835 *Gohlisch*, *Gohlig* genannt, zu wendisch **Golišće* „kahler Platz“. In Copitz heißt ein Busch der Galtzchen, der wohl dieselbe Deutung besitzt, ein Sumpf der Luck, Lugteich (wendisch *lug* „Sumpfaue“), in Klein-Cotta gibt es ein Brähnigt (zu *braník* „kleines Tor), in Gamig das Gehölz in der Jese (wendisch *jez* „Wehr“) und den Lauschken für ein Gehölz (vielleicht zu *tučka* „kleine Wiese“), in Gorknitz die Pautzschke, Pauschke (zu *puščka* „Wüste“ ?), in Goßdorf das Säherädel, eine Wiese, wohl deutsche Verkleinerung zu **zahroda* „Garten“. Hier ist beachtlich, daß die Deutschen nicht mehr **zagroda*, sondern schon **zahroda* gehört haben, was dadurch wahrscheinlich wird, weil sich von Wehlen bis Schandau die Belege dafür häufen, daß der obersorbische Wandel von *g* zu *h* im Anschluß an den gleichen tschechischen, den wir bei den ON vermißt haben, im Südteil des Kreises noch in der Übernahmszeit wendischer FIN, also gewiß um 1200, vollzogen hat. So hieß in Uttewalde eine Wiese und Feld die Hore (zu *hora*, älter *gora* „Berg“). In Krebs heißt der Dorfteich neben der Schmiede der Tutschen (zu *toč* „Graben“), in Meußnitz begegnet wieder eine Tuhle (zu *dol* „Tal“), in Mühlbach der Lomigt (zu *lomek* „kleiner Steinbruch“), in Ottendorf südlich Sebnitz die Quähne für Wiesen und Holz (*chvojna* „Kiefernwald“), in Ploschwitz die Klinke für Wiesen, auch Rossendorf belegt eine Klinke für ein Gehölz (im einzelnen, wenn nicht ältere Belege und Mundartformen zur Verfügung stehen, schwer von dem im Bezirke ebenfalls vorkommenden, vermutlich von Ostfranken mitgebrachten Klinge „Schlucht“ auseinanderzuhalten, wohl aber meist zu *klínek* „kleiner Keil“ gehörig). In Rathmannsdorf stoßen wir wieder auf eine Horke für Felder und Wiesen (zu *gorka*, später *horka* „kleiner Berg“), in Seitenhain gibt es eine Trebnitztränke (vielleicht zu *drěvnica* „Wäldchen“), in Sporbitz das Feld Glinschken (zu *klíneček* „kleiner Keil“), in Sürßen Golken für eine Anhöhe (zu *golý* „kahl“), in Uttewalde wird

wieder Prieze für eine Holzung mit Abgründen belegt (*brěza* „Birke“ oder **Brězová* „Birkenwald“), in Stadt und Dorf Wehlen die Wilke für einen Bach, vielleicht aus **Vlková* „Wolfsbach“ (sorb. *wjelk* „Wolf“), falls nicht die Bedeutung „Wehlenbach“ vorliegt, wofür aber **Velenka* zu erwarten wäre.

Ein Blick auf Abb. 5 lehrt, daß sich die wendischen FIN tatsächlich, wie wir jetzt mit größerer Berechtigung als vorher behaupten dürfen, dort häufen, wo auch die wendischen ON begegnen, daß dagegen die deutsch benannten Waldhufendörfer im Allgemeinen frei von ihnen sind, wobei wir von den Gewässernamen absehen, die auf größerem Raume bekannt sind. Besonders beachtlich ist, daß auch in der Umgebung der Elbfischerdörfer mit wendischen Namen von Wehlen bis Schandau wendische FIN vorkommen, wodurch auch hier der Zusammenhang zwischen ON und FIN gesichert wird. Nur hier finden sich im Kreise FIN, die den sorbischen Lautwandel von *g* zu *h* voraussetzen wie Hore, Horke, Säherädel, Hirschke in Königstein. Auch Altendorf, Sebnitz und einige andere Orte weisen wendisch benannte Fluren auf und setzen deshalb wendische Bewohnerschaft beim Ansiedeln der Deutschen voraus. Der Großteil des Kreises aber ist frei von wendischen FIN und zeigt, daß die Deutschen hier als Waldroder aufgetreten sind und erste Kulturarbeit geleistet haben. Das Zusammendrängen der wendischen FIN westlich Pirna stimmt zum ON- und Flurformenbild. Hier ist die Zahl der wendischen FIN zwar im Hundertsatz etwas höher als im Durchschnitt des Kreises, im Ganzen aber ist er so geringfügig, daß der wendische Siedlungsanteil des Kreises, nicht nur vom heutigen Blickfeld, sondern schon von dem des 14. Jh. aus betrachtet, als unbedeutend zu bezeichnen ist. Die Siedlungsdichte und Siedlungsdauer des Wententums kann nicht nennenswert gewesen sein, sonst wäre ein ganz anderer Niederschlag im Namenschatz zu erwarten. Für langes Fortleben des Wententums um Stolpen (s. o. S. 192) ist aus den FIN kein Beweis zu erbringen.

MEICHE hat seiner Topographie nach einem Entwurf von A. HENNIG Angaben über Orts- und Flurformen hinzugefügt, so daß es möglich ist, den Karten über ON und FIN eine solche über Orts- und Flurformen hinzuzufügen. Für unsere Zwecke ist es aber notwendig, zu einer Vereinfachung der Typen und Zeichen zu gelangen. Zunächst wurde eine Verbindung zwischen Orts- und Flurform hergestellt, indem festgestellt wurde, daß die Rundlingsgestalt der Dörfer in den meisten Fällen mit Blöcken oder Gewannen, das Reihendorf mit Waldhufen verbunden ist. So konnte ein einheitliches Zeichen für diesen Komplex eingeführt

werden. Unter Rundlingen werden die von HENNIG unterschiedenen Normalrundlinge (vier-achtring- oder hufeisenförmig um einen Teich gehäufte Gehöfte mit meist nur einem Zugang), erweiterte Rundlinge (durch sackgassen- oder gassenartige An- und Nebenbauten, Doppelrundlinge), aufgelockerte Rundlinge (Hinausrücken einzelner Gehöfte auf die zugehörige Flur, meist seit dem 18. Jh.), hin und wieder auch bloße Blockformen zusammengefaßt, wobei Gutsrundlinge und Gutsweiler und Straßendörfer, die keine Rolle im Kreise spielen, bei Seite gelassen wurden. Unter den Reihendörfern werden die kurzen, unentwickelten, beinahe rundlingsartigen Quellreihendörfer, die sich um die flache Quellmulde eines kurzen Erosionsbaches herum häufen, einbezogen. Die zum Rundling gehörige Flur ist normalerweise die Blockform, in der die bisweilen fast quadratischen Feldstücke von wechselnder Größe ganz regellos die ganze Flur bedecken. Bisweilen treten Gewanne oder unregelmäßige schmale Streifen auf. Die Waldhufe ist fast ausnahmslos mit dem Reihendorfe verbunden, indem sie sich hinter jedem Gehöft oft in gewundener Form über Wiesen, Felder, Bach und Wald bis zur Flurgrenze erstreckt. Für die Quellreihendörfer ist die fächerförmige Waldhufenaufteilung bezeichnend, die aus dem Bestreben hervorgegangen ist, die besseren Böden der Hochflächen restlos auszunutzen und zugleich die flußabwärts größer werdenden Steilhänge zu vermeiden, die den Zugang zu den Fluren beträchtlich erschweren würden. Daß es gestattet ist, die Quellreihendörfer den Reihendörfern zuzuordnen, wird noch gezeigt werden. Von den Städten sind nur diejenigen aufgenommen worden, deren Flureinteilung noch einen Schluß gestattet. Verschiedene Mischformen zwischen den beiden Haupttypen sind mit einem kombinierten Zeichen versehen worden. Von neuzeitlichen Gründungen, die in der Regel durch unregelmäßige Parzellen oder Streulage auffallen, ist in der Abb. 6 abgesehen worden, die sich bemüht, von den heutigen Verhältnissen aus die mittelalterlichen zu erfassen.

Man hat HENNIG gelegentlich vorgeworfen, er habe sich bei der Einteilung der Dörfer nicht nur von der Orts- und Flurform, sondern auch vom heutigen ON leiten lassen, so daß wir einen Zirkelschluß vornehmen würden, wenn wir wieder von der Orts- und Flurform auf den ON schließen. Es handelt sich aber nur um wenige Mischformen, die wir deshalb mit besonderen Zeichen versehen haben und eingehend besprechen werden. Im übrigen darf man HENNIG, dem Verfasser eines zusammenschauenden Buches über die Dorfformen Sachsens¹⁾, einen

¹⁾ A. HENNIG, Die Dorfformen Sachsens, Dresden 1912.



Abb. 6. Siedlungsformen

guten Blick für die Eigenheiten einer Flur zutrauen. Freilich hat er für seinen Entwurf kaum die Möglichkeit gehabt, auf ältere Flurkarten als die ihm sonst für Sachsen vorliegenden zurückzugreifen oder besondere Einzeluntersuchungen über die Entwicklung der Dorf- und Flurformen anzustellen, so daß Fehlermöglichkeiten bestehen. Diese haben wir auf ein Mindestmaß dadurch zurückgedrängt, daß wir eine klare und einfache Typisierung durchgeführt haben und nur die wesentlichen Züge unterscheiden. Wir vermeiden also bewußt, die Vielheit der Dorf- und Flurformen durch eine zu weitgehende Sonderung zu fassen und behalten das Sonderarbeiten vor, die die Möglichkeit haben, die Entwicklung beider Ort für Ort oder in einem Orte mit viel Quellenmaterial darzulegen. Uns kommt es hier auf die Herausarbeitung der die Siedlung und den Einsatz zweier verschiedener Völker bestimmenden Grundlagen an, um diese dann mit den Namenkarten kombinieren zu können.

Die Frage, ob die Rundlinge mit Block- oder Gewannform¹⁾ einen deutschen oder slawischen Siedlungsformtyp darstellen, kann für den Kreis Pirna eindeutig beantwortet werden. Sie liegen dort, wo durch heutige ON und FIN der alte wendische Siedlungsraum bereits festgestellt worden ist, zu beiden Seiten der Elbe mit Pirna als Mittelpunkt, offenbar mit ähnlichen Verhältnissen um Dresden zusammenhängend und in Wirklichkeit von hier gegen Pirna ausstrahlend. Natürlich erlaubt der von uns festgehaltene Tatbestand nur, die Siedlungsformen aus spätwendischer Zeit, d. h. seit der Einwanderung der Deutschen zu beobachten und festzustellen, daß sie sich dadurch in den meisten Fällen nicht geändert haben. Von 28 Rundlingen oder Rundlingsansätzen mit Blockform tragen 22 einen wendischen ON, 5 einen deutschen, einer zeigt eine Mischform, davon ist Burgstädtel vielleicht eine Übersetzung eines wendischen **Grodišće* „Burgstätte“. Bei Mockethal haben wir eine Umformung vermutet, so daß nur Ebenheit bei Pirna übrig bleibt, wo es sich um Blockform und Gutsblöcke und einen aufgelockerten Rundling handelt, das erst 1637 mit dem Wohnernamen *die Ebandter* hervortritt²⁾. Bei Heidenau handelt es sich

¹⁾ Vgl. den Dorfplan von Goes bei WALTHER, Vorgeschichte, S. 27; die Rundlinge von Doberzeit, Mockthal und Zatzschke bietet Heimat 6, S. 17. Die Rundlinge von Groß- und Kleinborthen und das Reihendorf Weißig hat HENNIG, a. a. O., S. 24 und 59 als Beispiele aufgenommen.

²⁾ Der Ausdruck Ebenheit, der noch mehrmals im Elbsandsteingebirge für Hochflächen begegnet, ist aus älterer Zeit belegt für Ebenheit auf einer Hochfläche bei Königstein, 1489 *die Ebent*, *die do leit under dem Lilinsein*. Darnach liegt dem Ausdruck das mhd. *ebenæte*, ahd. *ebanóti* zugrunde und keine Zu-

um eine unregelmäßige Anlage mit Blockform, vermutlich um einen Rundlingskern und straßendorfartigen jüngeren Ausbau, wobei man den ON mit den Burggrafen von Dohna verknüpft, wo der Rufname *Heyde* üblich war (1347 *Heydenowe*). Nur Röhrsdorf (erweiterter Rundling mit Blockform) trägt einen deutschen Namen, wird aber trotzdem wenigstens z. T. Umwandlung eines wendisch benannten Ortes sein, denn es heißt im 16. Jh. auch Wendisch R. und dürfte das öd gewordene Primslawitz aufgenommen haben. Die Mischform des ON, die hierher gehört, ist Schmorsdorf, so daß auch aus der Siedlungsform auf einen von den Deutschen umgewandelten wendischen ON geschlossen werden darf. Bei den Rundlingen mit Gewannen handelt es sich um vier Dörfer mit wendischen Namen, wozu die Blockformen von Großsedlitz und Stadt Wehlen und der verlängerte Rundling von Groß Zschachwitz treten. Aus dem Vergleich der Abb. 6 mit den Abb. 1 und 3 folgt, daß sich die wendischen Siedlungsformen auf kleinere Gebiete als die wendischen ON beschränken, daß also eine Reihe von Orten mit wendischen ON durch solche mit deutschem Orts- und Flurbild verdrängt worden ist. Davon sind aber z. T. die Orte an der Elbe wie Krippen, Pötzscha, Posta, Prossen und Postelwitz ausgenommen, wo es sich um schmale Fluren längs der Elbe handelt¹⁾. Hier war zwischen Fluß und Bergen kein Platz für regelmäßige Ausbildung eines Rundlings, auch war dieser für die zu vermutenden altwendischen Fischerdörfer²⁾ oder -weiler nicht notwendig. Hier mag in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam gemacht werden, daß sich ein Vergleich zwischen slawischen und deutschen Siedlungsformen insofern nicht auf derselben Ebene bewegt, als die slawischen Fluren viel kleiner als die deutschen sind, auf deren Waldhufenraum mehrere slawische Dorfräume Platz haben. Darum müßten eigentlich auch die Flurgrößen mit in die Betrachtung einbezogen werden. Doch muß es hier genügen, auf den Unterschied der Größenverhältnisse aufmerksam zu machen, da sich ja auf Abb. 7 der Blick auf die Gesamtergebnisse der Kulturraum-betrachtung lenken wird.

Dieser wendischen Siedlungsformenlandschaft steht eine viel größere deutsche Reihendörferlandschaft mit Waldhufen gegenüber³⁾, wie die sammensetzung mit -heit vor, die sich erst sekundär als falsche Schriftumsetzung eingebürgert hat.

1) Vgl. den Dorfplan von Prossen bei WALTHER, Vorgeschichte, S. 41.

2) Über die slawischen Fischersiedlungen s. HENNIG, Dorfformen, S. 26 ff.

3) Vgl. die Pläne von Reinhardtsdorf in Heimat 6, S. 9; von Hinterhermsdorf bei J. LANGER, Heimatgeschichtliche Dorfstudien; von Ehrenberg bei WALTHER, Besiedlung, S. 29; von Oelsen bei LEIPOLDT-LÖFFLER, Die Flurnamen von Oelsen und Bienhof.

Abb. 6 zeigt. Ein Waldhufendorf folgt auf das andere, so daß an der ungefähr gleichzeitigen Anlage und der systematischen Planung der Gründungen kein Zweifel möglich ist. Von 90 Orten tragen 68 deutsche Namen, 16 wendische und 6 Mischnamen. An der Tatsache, daß diese Waldhufendörfer deutsche Gründungen sind, ist also nicht zu rütteln und ist auch niemals gezweifelt worden. Die Zahl der 16 mit wendischen Namen versehenen Orte verringert sich dadurch etwas, daß einige von ihnen einen wendischen Gewässernamen fortsetzen (Bühlau, Polenz), wo es sich also um rein deutsche Gründungen handeln kann. Daß bei Sebnitz aus der Flurnamengebung auf wendische Vorbesiedlung geschlossen werden kann, ist schon betont worden. Bei den übrigen Orten muß eine Umlegung der Flur stattgefunden haben, wobei es zu einer Erweiterung des Dorfes kam, so daß durch Zubau von Häusern auch die wendische Ortsform in den Hintergrund gedrängt wurde und heute wohl in den meisten Fällen unkenntlich geworden ist. Es handelt sich, wie ein Vergleich der Abb. 1 mit Abb. 6 belehrt, in der Mehrzahl um Orte, die am Rande der wendischen ON-Zone liegen, d. h. um ein Übergreifen des deutschen Einsatzes auf die Ränder des wendischen Siedlungslandes, das infolgedessen, wenn wir Bewahrung von ON und Siedlungsformen vergleichen, einzuschumpfen begann. Damit wird in Prozeß sichtbar, der wirklichen Verhältnissen entsprechen wird, d. h. die Verengerung des ursprünglichen wendischen Siedlungsraumes auf die Kernzone, in der sich das altwendische Leben am längsten erhalten haben wird. In einzelnen Fällen wird die Flurumlegung dadurch erleichtert worden sein, daß eine Wüstung neu besiedelt wurde, wie wir es für Oelsen in anderem Zusammenhang betont haben. Besonders die Gegend um Stolpen war durch die deutsche Rodung gründlich in ihren Siedlungsformen umgestaltet worden, was gewiß z. T. damit zusammenhängen wird, daß hier der Einsatz der deutschen Bauern besonders früh erfolgt ist. Da auch die bereits im 13. Jh. und ebenso die aus seiner ersten Hälfte erwähnten deutschen Dörfer Waldhufenanlagen zeigen, ist gleichzeitig das Alter der Waldhufen gesichert, die demnach damals schon eingeführt waren, so daß ihre Ausbildung bereits dem 12. Jh. zuzuschreiben ist.

Ebenso entspricht es aber dem tatsächlichen Ablauf dieses Umwandlungsprozesses, daß er in manchen Fällen nicht zum eindeutigen Ergebnis eines Reihendorfes mit Waldhufen gelangt ist und Reste der früheren Dorf- oder Flurform zurückgeblieben sind. Das sind die auf Abb. 6 durch ein besonderes Zeichen hervorgehobenen Orte, die eine Siedlungsmischform zeigen. Bei Altstadt bei Stolpen liegen Wald-

hufen vor, es handelt sich um eine unregelmäßige Anlage mit anscheinend slawischem Kern. Hier muß man bedenken, daß es sich um eine Marktgründung handelt und eine deutsche Zusiedlung erfolgt sein wird, denn der wendische Name war ja Jochgrim, so daß eine Doppelsiedlung vorliegen kann. Bei Biensdorf südwestlich von Pirna vermutet HENNIG ein Reihendorf mit slawischem Kern in Sackgassenform, dazu gibt es Waldhufen. Hier könnte er durch den Namen (um 1347 *Behemersdorf*, 1408 *Behemstorff*) mit zu seiner Vermutung verleitet worden sein, die diesmal nicht ganz sicher begründet ist, denn es liegt kein „böhmisches“ Dorf vor, sondern das eines *Bêheim*, also eines sich nach Böhmen nennenden Lokators. In Crotta ist die deutsche Beteiligung insofern sichtbar, als neben der Blockform des etwas erweiterten Rundlings auch Waldhufen vorkommen, während in Cunnersdorf bei Pirna dem aufgelockerten Rundling schmale Streifen zueignen. Ebenso steht es bei Doberzeit nördlich Pirna, wo schmale Streifen waldhufenartig aufgeteilt worden sind und einem sackgassenartigen Rundling zukommen. Bei Gohrisch, wo es sich um Waldhufen mit Folge handelt, liegt ein rundlingartiges Quellreihendorf vor, wobei Hennig an einen slawischen Kern denkt. Hinterjessen nördlich Copitz zeigt große Blöcke und waldhufenartige Streifen, es ist ein unregelmäßiges Reihendorf. Das Dorf ist erst spät, im 16. Jh., auf den sogenannten Bischofssenden entstanden. Oberrathen besitzt einen Rundlingskern, in den Fluren sind Blockformen und kurze Waldhufen zu erkennen. Rottwerndorf soll als Beispiel der Gutsdörfer dienen, Gutsblöcke und Häuslerzeilen gehören hier zusammen. Sporbitz nördlich Dohna hat waldhufenähnliche Streifen bei Rundlingsform, Weißig bei Rathen weist Waldhufen im westlichen Teile mit später Rodung (Folge), Blockform im Osten, Rundlingskern mit rundlingsähnlichem Quellreihendorf auf. Bei Wünschendorf westlich Stolpen erkennt HENNIG waldhufenähnliche schmale Streifen im kurz zusammengedrängten Reihendorf mit slawischem Kern. Hier handelt es sich, wie wir bereits ausgeführt haben, um einen von den Deutschen als „das windische Dorf“ bezeichneten Ort. Im großen und ganzen sieht man, daß die Ortsformen von den Deutschen weniger geändert wurden als die ON, was ganz natürlich ist, weil ein Wegreißen und Umordnen der Häuser eben schwieriger war. Untersucht man die Namengebung dieser Siedlungsmischformen, so tragen nur drei einen rein deutschen Namen, wobei Altstadt einen wendischen Namen neben sich hat, zwei Orte tragen Mischnamen oder deuten auf Wenden hin (Rottwerndorf, Wünschendorf), sieben Orte führen einen wendischen

Namen, so daß die Namengebung zur Siedlungsformentwicklung sehr gut stimmt.

Indem wir Abb. 5 über die FLN nur als Ergänzung der Abb. 3 (ON-Karte) betrachten, gewinnen wir aus der Kombination von Abb. 3 und 6 Abb. 7, die uns das Verhältnis von wendischer und deutscher Kulturarbeit im Kreise veranschaulichen soll. Obwohl nur wenig vorgeschichtliche Fundstätten im Kreise bekannt sind, erlaubt doch ihre Berücksichtigung gemeinsam mit der Bodengestaltung die Feststellung, daß die Wenden das Gebiet um Pirna-Dohna, die Fortsetzung des Dresdener Kessels, besonders dicht besiedelt haben. In den der Landnahme des 6. Jh. folgenden Jh. werden sie diese von ihren Vorgängern bereits vorbesiedelte Landschaft erweitert haben. Mit Fischersiedlungen haben sie ferner die Elbe begleitet. Als Erbe ihres Lebens sind auf größerer Fläche wendische ON und FLN, auf kleinerer wendische Orts- und Flurformen zurückgeblieben, wobei es begreiflich ist, daß die Siedlungsformen eingengter sind als die ON, die eben von einem Volke zum andern gewandert sind, während die Dorf- und Flurformen im Berührungsgebiete der Deutschen und Wenden durch Zusiedlung umgestaltet worden sind. So bleibt nur ein Kern um Pirna und Dohna zurück, in dem sich wendisches Leben noch eine Zeitlang, z. T. bis in das 14. Jh., gehalten hat. Die deutschen Bauern und Bürger, die sich seit dem Ende des 12. Jh. im Kreisgebiete zeigen, haben sich friedlich mit dem vorgefundenen Wendentum auseinandergesetzt, sich der Rodung der Wälder gewidmet, nicht ohne daß dort, wo schlechtere Böden, größere Höhen und steile Schluchten waren, die Wälder stehen blieben, z. T. auch zwischen den deutschen Dörfern, die sich längs der Gewässer vorschoben, z. T. in höheren Lagen des Elbsandsteingebirges und des Hohwaldes. Das Fehlen des Waldes im wendischen Siedlungsraum ist begreiflich, handelt es sich doch z. T. hier um Flußauen, z. T. um schon seit den ältesten Zeiten offenes waldarmes mit Löß bedecktes Land. Daß die deutschen Bauern mit ihren besseren Werkzeugen, besonders ihrem tiefer greifenden Pflug, ihren Waldhufen, Reihendörfern und ihrem freieren Recht auch die angrenzenden Ränder des wendischen Siedlungsraumes und schließlich diesen selbst ergriffen, ist beim friedlichen Zusammenstoß zweier verschiedener Kulturen, bei dem nur allzu deutlichen Übergewicht der deutschen Kulturformen selbstverständlich und äußert sich darin, daß die deutsche Siedlungsformenlandschaft die deutsche Ortsnamenlandschaft an verschiedenen Stellen, am wenigsten südwestlich und südlich Pirna, überschritten hat. Die deutsche Kulturarbeit ist, wie ein Blick auf Abb. 7 lehrt, auf dem Boden



Gez. E. Schwarz.

Abb. 7. Deutsche und wendische Kulturlandschaft im Mittelalter

des Kreises viel großräumiger gewesen, die deutsche Kulturlandschaft übertrifft die wendische um ein Vielfaches, wobei zu beachten ist, daß es die wendische Siedlung mit leichterem schon vorbesiedelten Boden zu tun hatte, während die Deutschen erst in schweren Rodungen dem Walde ihre Äcker und Wiesen abzuringen hatten. Man muß sich den größten Teil (mit Ausnahme um Stolpen) des mit deutschen ON und Siedlungsformen gefüllten Gebietes als altes Waldland vorstellen und gewinnt so erst den richtigen Blick für den Zustand des Kreises um 1200, als die Deutschen dort einsetzten, wo die wendische Siedlungskraft versagte: im Roden des Waldes. Bedenkt man weiter, daß die Deutschen das Städtewesen und den Bergbau in den Kreis verpflanzten, den Handel in Schwung brachten, das Gewerbeleben förderten, das Verkehrsnetz ausbauten, dann gewinnt man Achtung vor der gut geordneten Arbeit der Bürger, Bauern und Bergleute, die sich so neuen Heimatboden schufen. Auch der Kern der wendischen Kulturlandschaft um Pirna und Dohna ist im Laufe des 13. Jh. deutsch geworden, was teils durch Einsiedlung deutscher Bauern, teils durch Annahme deutscher Sprache durch die Wenden geschah und dadurch, wie wir schon bemerkt haben, erleichtert wurde, daß es sich bei den wendischen Orten fast durchweg um kleine Orte, fast Weiler (Rundlinge) gehandelt hat. Die letzten Reste des Wendentums sind im 14. Jh. vergangen.

Die Herrschaftsgeschichte hat über Stärke und Einsatz der deutschen Besiedlung gewiß Wesentliches zu sagen, denn es ist nicht gleichgültig, wer zur gegebenen Zeit nicht nur die Macht und den Willen hat, deutsche Bauern anzusiedeln, sondern auch Verständnis und die Kraft, Widerstände zu besiegen. Aber in der Gesamtwirkung läßt sich auf dem Kreisgebiete kein Unterschied feststellen. Es gibt keine Herrschaft die sich der deutschen Siedlung entgegenstemmt und sich etwa als Hort des bedrohten Wendentums bewährt hätte. Alle haben die deutschen Einwanderer gefördert, das wird durch die Planmäßigkeit der deutschen Dorfanlagen bewiesen, die sich ohne Rücksicht auf die Herrschaftsgrenzen wie eine nicht einzudämmende Bewegung über den gesamten von Wald bedeckten Teil des Kreises — soweit die Natur nicht zu große Hindernisse bot — ausbreiteten und auch einen Teil des wendischen Kulturlandes umgestalteten. Deshalb genügt hier ein Hinweis auf die Herrschaften. Die Johanniter, die seit der Gewinnung eines großen Landgebietes südlich vom Erzgebirge 1169 bis in die Aussiger Gegend übergriffen und nach Ausweis ungewöhnlich früh übernommener ON und FIN (wo altschech. *g* gehört worden ist, z. B. Gratschen

für späteres *Hradešín*, Elbogen für *Milbohov*, Glaben für einen Berg = *Hlavina*; Ersatz von alttschech. *lě* durch *lī*, z. B. Lieben für späteres tschech. *Levín*, frühe deutsche ON wie Schönfeld, tschech. *Tuchomyšl* u. a.) tatsächlich deutsches Leben in früher Zeit hier erweckt haben, haben vielleicht auch Oelsen im Erzgebirge im Kreisgebiete besessen, obwohl Leopoldt Bedenken dagegen geäußert hat, die nicht stichhaltig sind (s. o. S. 178). Wie weit dem deutschen Ritterorden, der in verschiedenen Orten bis Königstein das Patronat inne hatte, ein Verdienst bei der Ansiedlung deutscher Bauern zukommt, ist schwer zu entscheiden, ebenso die Frage, wie weit die Burggrafen von Dohna an der deutschen Kolonisation beteiligt waren. Die böhmischen Könige, die Herren von Michelsberg, die Bischöfe von Meißen werden wir als Hauptförderer der Deutschen betrachten dürfen.

Da keine Urkunden uns von der Heimat der deutschen Ansiedler berichten, sind wir auf die Aussagen der ON und FIN und der Mundart angewiesen. Die ON gehören zum ostmitteldeutschen Kolonialtyp, der die Namengebung der Waldhufendörfer begleitet, indem die Namen auf -dorf mit denen auf -hain, -walde, -bach, -berg, -tal, -au, -feld mit deutlichem Vorwiegen der Namen auf -dorf vergesellschaftet sind. Das ist eine Gruppe, die den ganzen Sudetenzug und mehr oder weniger das gesamte mittel- und niederdeutsche Land östlich der Elbe begleitet. Bairisch-ostfränkische Einflüsse machen sich nur im einmaligen Auftreten von -reute (f.) für Bärreute, Ortsteil von Porschendorf, einst ein besonderes Dorf, 1398 *Beyerrute*, um 1470 *in der Beyrewte*, bemerkbar, thüringische in der Lautform von Naundorf, 1420 *Nuwendorff*¹⁾, während sich für das südlicher gelegene Neundorf, 1468 *Nuendorffchin*, 1445 *das Nuwendorfflin*, und für Neustadt, 1333 *der Nuwenstad*, 1413 *Nuestad*, 1423 *uff der Newenstat* die *au*-Formen nicht gehalten haben (dieses heißt in der Mundart der Umgebung *noišt*, im Orte *naišt*). *Nau* für „neu“ ist heute auf einen bestimmten Teil Sachsens nördlich des Kreises Pirna beschränkt und zwischen Leipzig und Dresden auf einen schmalen Streifen von der Saale bis zur Elbe zusammengedrängt²⁾. Es ist deutlich im Zurückweichen. Wir haben uns die Auseinandersetzung zwischen *nau* und *neu* so vorzustellen, daß *nau*

¹⁾ Ist von MEICHE in seiner dankenswerten Zusammenstellung der Naun-Orte in Sachsen östlich der Elbe (Neues Arch. f. sächs. Gesch. 61, 145 ff.) übersehen worden.

²⁾ Vgl. die Karte bei VERF., Die ON der Sudetenländer als Geschichtsquelle, S. 233; bei FRINGS, Kulturräume und Kulturströmungen im mitteldeutschen Osten, Karte 53 und S. 222 ff.

von thüringischen, *neu* von ostfränkischen Siedlern, d. h. Mundart-sprechern getragen wurden und seit Jh., d. h. seit dem 12. Jh. im Kampfe lag, der gewiß dort, wo ostfränkisches Übergewicht herrschte, zum Siege von „*neu*“ geführt hat. Die ON, in denen sich „*nau*“ bis heute behauptet hat, stellen demnach thüringische Restformen dar. Im Kreise Großenhain z. B. östlich der Elbe nördlich Dresden gibt es nur ON mit *Nau(n)*-, noch in Schlesien tauchen ON wie Naumburg an Queiß und Bober auf. Ebenso läßt sich der Kampf in den Kanzlei-schreibungen verfolgen. Ostfranken sind ebenso in erster Linie die Träger der Waldhufenkolonisation gewesen, wie man aus dem Ver-breitungsgebiet längs des Erzgebirges erschließen kann¹⁾. Die Frage nach der Herkunft der deutschen Siedler muß daher in den großen Zusammenhängen des Landes gesehen werden. Die älteren Arbeiten²⁾ werden durch neuere³⁾ bestätigt und z. T. berichtigt, wonach tatsäch-lich den Ostfranken und Thüringern im südlichen Teil Sachsens der Hauptanteil an der Besiedlung zukommt. Flämen und Niederdeutsche sowie Rheinländer haben im Kreisgebiete kaum eine nennenswerte Rolle gespielt. Weitere Ergebnisse darf man von der Wortgeographie erwarten, wenn der künftige deutsche Wortatlas größere Zusammen-hänge wird erkennen lassen. Auch aus der Flur- und Familiengeogra- phie werden noch einzelne Aussagen möglich sein. Diese Fragen werden erst lösbar, wenn der Blick vom kleinen Raum zum großen wandert und diesen mit geschichtlichem Leben füllt.

Regensburg

E. SCHWARZ

¹⁾ Vgl. die Karte KÖTZSCHKES im eben genannten Sammelwerk von EBERT-FRINGS-KÖTZSCHKE-STREITBERG, Kulturräume, Karte 15.

²⁾ A. MEICHE, Die Herkunft der deutschen Siedler im Königreiche Sachsen nach den Ortsnamen und Mundarten (Deutsche Erde 4, 1905, S. 81 ff.); darnach PIRNA, S. 309; WALTHER, Besiedlung, S. 10ff.

³⁾ E. SCHWARZ, Sudetendeutsche Sprachräume (1935); FRINGS, Kultur-räume, S. 278 ff.; RAWOLLE, Mundart und Kolonisation in der Sächsisch-böhmi-schen Schweiz (Mitteldeutsche Studien 8, 1934, S. 60 ff.).

„Ackermann“ und „Tkadlec“

Als J. DOBROVSKÝ am 24. April 1811 in einem Brief an J. GRIMM¹⁾ erstmalig auf den alttschechischen „Tkadlec“²⁾ aufmerksam machte, betrachtete er ihn ohne weiteres als die Vorlage des deutschen „Ackermann“, den der Saazer Rektor und Notar Johannes von Tepl kurz nach 1400 schrieb. Im gleichen Sinne beurteilte er das Verhältnis zwischen den beiden Dichtungen in seiner 1818 veröffentlichten „Geschichte der böhmischen Sprache und älteren Literatur“, und über ein halbes Jahrhundert hat seine Auffassung dann bei den tschechischen Literaturhistorikern uneingeschränkt gegolten. Erst 1877 hat J. KNIESCHEK in seiner Ausgabe „Der Ackermann aus Böhmen. Herausgegeben und mit dem tschechischen Gegenstück verglichen“³⁾ Einspruch gegen sie erhoben und den Nachweis erbracht, daß der „Tkadlec“ eine Bearbeitung des deutschen Werkes darstellt. Zwar hat J. GEBAUER⁴⁾ noch versucht, die Auffassung DOBROVSKÝS wenigstens teilweise durch die Annahme einer gemeinsamen Quelle zu retten, doch hat KNIESCHEK in seinem Aufsatz „Das Verhältniß des Ackermann zum Tkadleček und die Hypothese einer gemeinsamen Vorlage“⁵⁾ auch diesen Vermittlungsvorschlag widerlegt. Damit war aber das tschechische Werk, dessen Verfasser nach seiner eigenen Angabe Ludvík hieß und wenigstens zeitweilig in Königgrätz lebte, zugleich der Überlieferung des „Ackermann“ zugeordnet und die Frage nach seiner textkritischen Bedeutung für ihn aufgeworfen.

Es hat freilich noch sehr lange gedauert, bis man sich ihrer bewußt wurde. KNIESCHEK selbst hat den „Tkadlec“, obgleich er ihn in seiner Ausgabe eingehend mit der deutschen Dichtung vergleicht, bei der Herstellung seines Textes unberücksichtigt gelassen. Nur einmal in den Anmerkungen und einmal in seinem Aufsatz „Das Verhältniß des Ackermann zum Tkadleček und die Hypothese einer gemeinsamen Vor-

1) Abgedruckt im Archiv f. slav. Phil. I S. 624f.

2) DOBROVSKÝ bezeichnet das Werk als „Tkadleček“, und unter diesem Namen ist es allgemein bekannt. Wie ich in meiner Abhandlung „Zur Textkritik des „Ackermann““ (s. S. 274 Anm. 1) gezeigt habe, ist die Verwendung des Deminutivums statt des Grundwortes *tkadlec* jedoch unbegründet.

3) Bibliothek der mhd. Litteratur in Böhmen, hg. von ERNST MARTIN, Bd. II.

4) Listy filologické a paedagogické 1877 S. 314ff.; Archiv f. slav. Phil. 3, 1878, S. 201ff.

5) Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 16, 1878, S. 302ff.

lage“ verweist er für eine Lesart auf ihn. A. BERNT erwähnt ihn in den beiden ersten Kapiteln seiner in Zusammenarbeit mit K. BURDACH veranstalteten Ausgabe¹⁾, in denen er eine Beschreibung der Überlieferung bietet und ihre Entwicklung und ihren textkritischen Wert untersucht, überhaupt nicht. In den Anmerkungen zieht er ihn zwar in einigen Fällen heran, doch handelt es sich nur an vier Stellen um textkritische Fragen, und selbst dort begnügt er sich durchweg mit dem bloßen Hinweis auf die tschechische Lesart. An dereinzigen Stelle, wo er den „Tkadlec“ mit zur Besserung einer verderbten Lesung heranzieht, gibt er nur einen Vorschlag von J. PETERS weiter. Auch BURDACH bedient sich der tschechischen Dichtung nur einmal in den Anmerkungen und einmal im zweiten Band bei der Besprechung einer Lesart. ARNOŠT KRAUS räumt in seiner Miszelle „Die Nonne mit dem Psalter“²⁾ zwar ein, daß die tschechische Bearbeitung der deutschen Dichtung zeitlich so nahe stehe, daß ihrem Verfasser noch der ursprüngliche Wortlaut vorgelegen haben könne, doch ist sie seiner Meinung nach derart frei, „daß die Möglichkeit, sie zur Textkritik heranzuziehen, praktisch ausgeschlossen erscheint“. Nur in einem Falle glaubt er, daß sie „ganz ausnahmsweise“ auf die richtige Spur führen könne. Dagegen entnahm L. ZATOČIL einem Vergleich des „Tkadlec“ mit dem „Ackermann“, daß dem tschechischen Bearbeiter eine sorgfältige und gute Handschrift der deutschen Dichtung vorgelegen habe. Er erschloß für sie Lesarten, denen seines Erachtens nur Entsprechungen „aus den besten Hss. H und E zur Seite stehen“. Da er in seinen Aufsätzen „Poznámky o slohu stě. Tkadlečka a jeho poměru k Ackermannovi“³⁾ und „Textkritisches zum Ackermann“⁴⁾ sowie in seiner Besprechung⁵⁾ von ARTHUR HÜBNER'S Ausgabe⁶⁾ jedoch insgesamt nur sieben willkürlich herausgegriffene Stellen bespricht, kann auch in ihnen noch keine Rede von einer textkritischen Auswertung des „Tkadlec“ sein.

¹⁾ Der Ackermann aus Böhmen. Im Auftrage der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften hg. von ALOIS BERNT und KONRAD BURDACH (= Vom Mittelalter zur Reformation. Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung. Im Auftrage der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften hg. von KONRAD BURDACH Bd. 3), 1917 ff.

²⁾ Germanoslavica 2, 1932—1933, S. 546 f.

³⁾ Časopis pro moderní filologii 24, 1938, S. 144 ff.

⁴⁾ Z. f. d. A. 75, 1938, S. 118 f.

⁵⁾ Časopis pro mod. fil. 24 S. 441 ff.

⁶⁾ Der Ackermann aus Böhmen. Textausgabe von ARTHUR HÜBNER (= Altdeutsche Quellen. Hg. von Ulrich Pretzel. Heft 1), 1937.

Die angeführten Ansätze zu einer Verwendung der tschechischen Dichtung für die Textkritik des „Ackermann“ waren mir bekannt, als ich in den Jahren 1942 und 1943 meine 1946 in der „Zeitschrift für deutsche Philologie“¹⁾ erschienene Abhandlung „Zur Textkritik des ‚Ackermann‘“ niederschrieb. Erst im November 1949 ersah ich aus dem neuerschienenen „Bibliographischen Handbuch des deutschen Schrifttums“²⁾ von JOSEF KÖRNER, daß Zatočil 1938 in der „Slavischen Rundschau“³⁾ noch einen weiteren Aufsatz über den „Tkadlec“ veröffentlicht hatte. Daß er mir entgegen konnte, erklärt sich aus den erschwerten Bedingungen, unter denen ich damals als Wehrmachtangehöriger arbeitete, und dem Fehlen bibliographischer Hilfsmittel, zumal ZATOČIL zwar in ihm anmerkungsweise⁴⁾ ankündigt, daß ein Aufsatz im 75. Jahrgang der „Zeitschrift für deutsches Altertum“ eine nähere Begründung für eine Textbesserung bringen werde, in seiner Untersuchung „Textkritisches zum Ackermann“ aber nicht wieder auf ihn verweist. Schon aus der Überschrift „Über die Bedeutung des alttschechischen Tkadleček für die Ackermannforschung“ entnahm ich jedoch jetzt, daß er sich eng mit meiner Abhandlung berühren müsse, und sein Inhalt bestätigte dies auch. Nachträglich möchte ich daher das Verhältnis zwischen ZATOČILS Ausführungen und meinen Darlegungen bestimmen und ihre Übereinstimmungen und Abweichungen besprechen. Einige Bemerkungen über die verschiedenen Beurteilungen der deutschen Überlieferung schicke ich zur leichteren Unterrichtung voraus.

Der „Ackermann“ ist in 16 Handschriften (A B C D E F G H I K L M N O P Q⁵⁾) und 17 verschiedenen Drucken (a b c d e e² e¹ f g g¹ h i j k l m n) überliefert, die nach Ausweis gemeinsamer Fehler nicht unmittelbar auf die Urschrift, sondern auf einen bereits verderbten Archetypus zurückgehen. Nach BERNTS Auffassung zerfällt die gesamte Überlieferung in die beiden Äste α und β , von denen jener die Drucke a b und die Handschriften C F G N O P Q, dieser die Handschriften A B E H L und die Gruppe γ umfaßt, zu der die Handschriften D I K M und alle übrigen Drucke gehören. Innerhalb des

¹⁾ Bd. 69 S. 35ff.

²⁾ Dritte völlig umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage, 1949, S. 145.

³⁾ Bd. 10 S. 96ff.

⁴⁾ Anm. 9.

⁵⁾ Das im Jahrbuch der Preuß. Akademie der Wissenschaften Jg. 1942, 1943, S. 40 erwähnte Fragment auf der Bibliothèque Royale zu Brüssel ist keine neue Handschrift.

Astes β unterscheidet er die Zweige A B, H E und L γ . Den größten Wert mißt er trotz der beiden Handschriften anhaftenden Mängel dem Zweige H E bei. Im besonderen hält er H für die verhältnismäßig beste Handschrift, wenngleich sie von einem denkenden Schreiber geschrieben sein und daher auch alle Nachteile eines solchen aufweisen soll. Auch A B betrachtet er als eine gute und wertvolle Überlieferung. Außerdem aber hat er großes Vertrauen zu α .

Gegen BERNTS Beurteilung der Überlieferung haben sich L. L. HAMMERICH¹⁾ und ARTHUR HÜBNER²⁾ gewandt. Jener rückt H entschieden in den Vordergrund. Er gibt allerdings zu, daß auch diese Handschrift viele Fehler enthalte, doch soll es sich fast überall nur um Flüchtigkeitsfehler handeln. Dadurch wurde ihm das Bestehen des Astes β zweifelhaft, während sich ihm der ganze Ast α als eine jüngere Überarbeitung erwies. Den Zweig H E ließ er zunächst noch gelten. Als aber HÜBNER seine Beurteilung von H ablehnte, ging er noch weiter und trennte H und E. Indem er E an A B α heranrückte, gewann er für H eine Sonderstellung, wenn er auch eine gewisse mittelbare Bindung an γ bestehen ließ. Möglicherweise soll die Vorlage von H eine ältere Redaktion als der Archetypus aller anderen Handschriften und Drucke vertreten, ja, er ist geneigt, H unmittelbar vom Archetypus der gesamten Überlieferung abzuleiten.

Nach HÜBNER'S Ansicht ist dagegen trotz des hohen Wertes von H jede Lesart dieser Handschrift vorsichtig zu prüfen. Er betont, daß sie erst um 1465 entstanden sei, also mehr als sechzig Jahre von der Urschrift abliege, und will in ihr verschiedene Abschriften des Textes scheiden können. Den eigentlichen Gewinn von HAMMERICH'S Kritik erblickt er in der Ablehnung des Astes α . Im übrigen hält er aber an den Gruppierungen BERNTS fest, wenn er es auch für unmöglich ansieht, einen Stammbaum aufzustellen. Seines Erachtens muß die Überlieferung in Qualitätsgruppen zerlegt werden. Die überlegenen Überlieferungsgruppen sind für ihn H E und A B. H bewertet auch er am höchsten, doch betrachtet er auch E als eine vortreffliche Überlieferung. Besonders verlässlich ist für ihn daher die Verbindung H E. Er vertraut aber auch der Handschriftengruppe A B, die seines Erachtens unterschätzt worden ist. Von diesen beiden Handschriften glaubt er namentlich A hoch bewerten zu dürfen, da es nicht selten

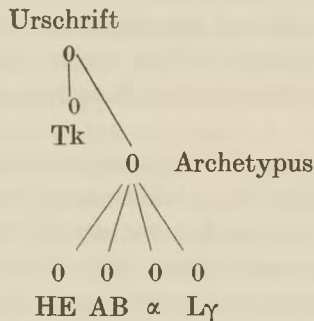
¹⁾ A. f. d. A. 53, 1934, S. 189ff.; Der Text des „Ackermanns aus Böhmen“ (= Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Hist.-fil. Meddelelser 24/4) 1938.

²⁾ Zur Überlieferung des „Ackermanns aus Böhmen“ (= Sitzungsberichte der Preuß. Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse, 1937, S. 22ff.).

allein mit der richtigen Lesart gegen die gesamte andere Überlieferung stehen soll. Bei dieser Einschätzung von H E und A B liegt es für ihn auf der Hand, daß die Verbindung H E A B oder, da E früh ausfällt, H A B die größte textkritische Gewähr bietet.

Diese Unsicherheit in der Bewertung der deutschen Überlieferung habe ich durch die Heranziehung des „Tkadlec“ (Tk) zu beseitigen gesucht. Meines Erachtens besitzen wir in der tschechischen Bearbeitung den bisher fehlenden Maßstab, den Wert der verschiedenen Handschriften und Drucke zu bemessen. Zahlreiche Stellen erweisen mir nämlich, daß die Vorlage von Tk noch frei von den Verderbnissen war, die wir in der gesamten deutschen Überlieferung antreffen, sie daher praktisch mit der Urschrift gleichgesetzt werden darf, selbst wenn zwischen ihr und dieser noch eine Abschrift liegen sollte. Herabgemindert wird der textkritische Wert von Tk freilich dadurch, daß wir es mit keiner wortgetreuen Übersetzung, sondern mit einer wenigstens teilweise sehr freien Bearbeitung zu tun haben. Dennoch glaubte ich durch die gewonnene Einsicht weit über ZATOČILS Erkenntnis hinausgelangt zu sein, daß die Vorlage von Tk nur eine sorgfältige und gute Handschrift war, die in mehreren Lesarten zu H und E stand. Unter Berufung auf Tk wies ich denn auch die Auffassung HAMMERICHs als verfehlt zurück. Erweist sich H auch als eine besonders gute Handschrift, so ist es doch unmöglich, ihm eine Sonderstellung gegenüber allen anderen Handschriften und Drucken zuzusprechen. Neben mehreren Beispielen, die die Güte von H bestätigen, bietet Tk nämlich eine ganze Reihe anderer, wo H Abweichungen vom Urtext aufweist, die keineswegs als Flüchtigkeitsfehler bezeichnet werden können. Abzulehnen ist auch die Trennung von H und E, die HAMMERICH nur vorgenommen hat, um den Wert von H zu erhöhen. Gegen ihn stimmen beide Handschriften nicht nur in Echtem, sondern auch in Neuerungen überein. Wie H bleibt aber auch E eine gute Handschrift. Tk zeigt, daß es mehrfach allein die ursprüngliche Lesart bewahrt hat. Zu Unrecht hat HAMMERICH auch den Wert von A B herabgedrückt. Die große Bedeutung dieser Gruppe hat HÜBNER richtig erkannt. B allein hat allerdings kein Gewicht, und auch A hat, wie Tk erkennen läßt, mehrfach geneuert. Andererseits hat es aber auch als einzige Handschrift das Ursprüngliche überliefert. Die Gruppe A B hat, wie sich aus Tk ergibt, sogar noch HÜBNER unterschätzt. Allesdings dürfen auch die Lesarten von A B nicht unbesehen übernommen werden. Tk lehrt, daß schon die gemeinsame Vorlage Eigenfehler aufwies. Sowohl gegen HAMMERICH als auch gegen HÜBNER entscheidet Tk hin-

sichtlich α . Zwar überschätzt BERNT diese Überlieferung, da sie nach Ausweis der Beispiele vielfach vom Urtext abweicht, doch folgt aus ihnen, daß α wiederholt allein den ursprünglichen Wortlaut bewahrt hat. Der Wert von $L\gamma$ ist nach Maßgabe von Tk nicht sehr groß, doch kann in einzelnen Fällen auch dieser Überlieferungszweig und selbst γ allein eine ursprüngliche Lesart beibehalten haben. Ohne auf die Frage einzugehen, ob sich, was HÜBNER bezweifelte, ein umfassender Stammbaum aufstellen läßt, der alle Beziehungen zwischen den einzelnen Überlieferungsgruppen zum Ausdruck bringt, habe ich deren Bewertung folgendermaßen veranschaulicht:



Wenden wir uns nach dieser knappen Übersicht dem Aufsatz ZATOČILS zu, so faßt er sein Ergebnis selbst in folgende Worte zusammen: „Dem alttschech. Bearbeiter hatte eine Ackermannhs. vorgelegen, die mit den beiden Schwesterhss. H u. E wichtige Stellen, die sonst in den anderen Überlieferungen abweichen oder sogar fehlen, in auffallender Weise gemeinsam hatte und daher mit diesen Hss. auf eine gemeinsame, recht gute Hs. zurückzuführen ist. Mit Hilfe von H E und der sozusagen erschlossenen Hs. V (= Vorlage) sind wir dem Archetypus etwas näher gerückt. HÜBNERs Ergänzungen und Besserungen finden auch Zustimmung. V hatte aber über H E hinaus einen ausgezeichneten Text, wie ich in meinem tschechisch geschriebenen Aufsatz: „Bemerkungen zum Stil des alttschech. Tk. u. seinem Verhältnis zum Ack.“ (Časop. pro mod. fil. 24, 1938, 144—160) festgestellt habe. Es handelt sich um die Stelle B. 22, 26 (Hüb. 22, 27) Wer alle liebe nicht aus dem herzen treiben wil, wo man alte liebe lesen muß, was nicht nur durch den Tk. bestätigt wird, sondern außerdem überzeugend in einem lat. Text seine Entsprechung findet. — Der alttschech. Bearbeiter kann uns aber auch gute Auskunft betreffs der Erklärung einiger Stellen geben“.

ZATOČIL ist also über sein früheres Ergebnis nicht hinausgelangt, daß Ludvík eine sorgfältige und gute Handschrift der deutschen Dichtung benutzte, deren Lesarten teilweise nur solche der besten Handschriften H und E zur Seite stehen. Der Unterschied zwischen seiner und meiner Auffassung ist deutlich. Während bei ihm die Vorlage von Tk nur eine Handschrift neben den anderen ist und mit diesen vom Archetypus abstammt, rücke ich Tk unmittelbar an die Urschrift heran, ja, setze seine Vorlage praktisch mit dieser gleich. Im Gegensatz zu ihm bringt mich Tk nicht in Verbindung mit H E etwas näher an den Archetypus heran, sondern als einziger Text vor ihn zurück.

Bei einer gründlicheren Auswertung der von ihm zusammengetragenen Belegstellen hätte ZATOČIL zu derselben Ansicht kommen müssen wie ich. Er ist aber auf halbem Wege stehen geblieben. Offenbar blendeten ihn die Handschriften H und E so sehr, daß er keine klare Sicht mehr hatte.

Daß die Vorlage von Tk über H E hinaus eine ausgezeichnete Lesart hatte, betont ZATOČIL selbst. Im „Ackermann“¹⁾ sagt der Tod Kap. 22, 14ff.: *Du bittest rat, wie du leit aus dem herzen bringen sullet: Aristoteles hat dich es vor gelernet, das freude, leit forchte vnd hoffnung die viere alle werlt bekummern vnd nemelich die, die sich vor in nicht kunnen huten. Freude vnd forchte kurzen, leit vnd hoffnung lengen die weile. Wer die viere nicht ganz aus dem mute treibet, der muss allzeit sorgende wesen. Nach freude trubsal, nach liebe leit muss hie auf erden kumen. Liebe vnd leit müssen mit einander wesen. Eines ende ist anfang des andern. Leit vnd liebe ist nicht anders, dann wann icht ein mensche in seinen sinn vurfasset vnd das nicht austreiben wil, gleicher weise als mit genugen niemant arm vnd mit vngenugen niemant reich wesen mag; wann genugen vnd vngenugen nicht an habe noch an auswendigen sachen sint, sunder in dem mute. Wer alle liebe nicht aus dem herzen treiben wil, der muß gegenwurtiges leit allzeit tragen: treib aus dem herzen, aus dem sinne vnd aus dem mute liebes gedechtnuss, allzuhant wirstu traurens vberhaben. Als balde du icht hast verloren vnd es nicht kanst widerbringen, tu, als es dein nie sei worden: hin fleuchet dein trauren. Statt Wer alle liebe nicht aus dem herzen treiben wil, der muss gegenwurtiges leit allzeit tragen heißt es im „Tkadlec“²⁾ Kap. 16: *Ktož starú lásku a minutú milost**

¹⁾ Wenn nicht anders bemerkt ist, führe ich die Belegstellen nach der Ausgabe HÜBNERS an.

²⁾ Für den „Tkadlec“ folge ich der Ausgabe FRANTIŠEK ŠIMEKS „Tkadleček. Hádky milence s Neštěstím, které ko připravilo o jeho milenku“, 1940.

z srdce a z úmyslu a z myslí vypustiti nechce, ten jě nikdy syt nebude aniž smutka pozbude. Da *alle* liebe somit durch *starú lásku* übersetzt und obendrein noch durch *minutú milost* variiert ist, nahmen Hrubý-Šimek in ihrer Ausgabe¹⁾ an, daß Ludvík *alle* in *alte* verlesen habe, während Fr. J. RYŠÁNEK in seiner Besprechung²⁾ ihrer Ausgabe meinte, daß er wohl richtig gelesen, die Stelle aber seinem Zweck gemäß umgebildet habe. Daß beide Annahmen irrig sind, hat ZATOČIL erkannt und in seinen Aufsätzen „Poznámky o slohu stě. Tkadlečka a jeho poměru k Ackermannovi“ und „Textkritisches zum Ackermann“ dargelegt. Für die Urschrift des „Ackermann“ ist nicht *alle*, sondern *alte* anzusetzen. „Der im Text vorkommende Ausdruck *gegenwurtiges leit*“, bemerkt ZATOČIL³⁾ treffend, „verlangt offensichtlich einen Gegensatz, also *alte liebe*, der ebenfalls in A. 22, 28 (H. 22, 29) *liebes gedechtnusse* steckt, was im Tk. wiederum doppelt übersetzt wird, vgl. S. 135, Z. 351⁴⁾ *milé zpomínánie a milost srdečnú zastaralú*, d. i. liebes Gedenken und veraltete Herzensliebe. Übrigens kehrt der Ackermannsdichter zu diesem Ausdruck: *liebes gedechtnusse* = alte, vergangene Liebe nochmals zurück 23, 17 (H. 23, 18) *Solte ich danne die gedechtnusse meiner allerliebsten aus dem sinne treiben.* Man wird daher von nun an 22, 26 *Wer alte liebe* usw. lesen müssen.“ Außerdem beruft er sich auf die Stelle im „Speculum sapientiae beati Cyrilli“: *Impossibile namque est amato perditto non dolere, et sic quid tibi residuum erit de praeterito gaudio, nisi praesens dolor* ?⁵⁾

Bereits das Wort *starú* beweist ja, daß die Vorlage von Tk nicht nur, wie ZATOČIL meint, eine ausgezeichnete Lesart über H E hinaus aufwies, sondern vor den Archetypus zurückreichte. Kap. 22 ist in A B H M A K I c d e e¹ f g g¹ h i j k l m n und b a G F C O N P Q überliefert, und sämtliche Handschriften und Drucke lesen *all(e)*. Dieser Fall ist nun aber keineswegs vereinzelt, und ZATOČIL hätte ihn ohne Schwierigkeit um eine Reihe weiterer Beispiele vermehren können. Wo er glaubt, daß Tk gute Auskunft für die Erklärung geben könne, handelt es sich zum größten Teil um Lesarten, die den Vorrang von Tk vor der gesamten deutschen Überlieferung erkennen lassen.

¹⁾ Tkadleček. K vydání upravili HYNEK HRUBÝ a FRANTIŠEK ŠIMEK (= Sbíрка pramenův I, 1, 11), 1923.

²⁾ Naše věda 6 S. 29.

³⁾ Z. f. d. A. 75 S. 118f.

⁴⁾ ZATOČIL legt die Ausgabe von HRYBÝ-ŠIMEK zugrunde.

⁵⁾ GRASSE, Die beiden ältesten lat. Fabelbücher des Mittelalters (= Bibl. d. Litt. Vereins Nr. 148), 1880, S. 15.

Kap. 26, 20ff. heißt es nach H¹): *Phylzophia, acker der weysheit, jn czwirch vnd jn naturlicher erkanntnwss vnd in guter siten wärkung geackert vnd geseet vnd volkumlich gewachsen. jn czwirch* lesen noch A b als *in zwirch*, B als *in zwirche*, a als *in zwirich*, während C O statt dessen *in synnenreichen* und N *in synreicher* bieten. In γ fehlt *in zwirch vnd*, in G F der ganze Satz. Auf Grund dieser Lesarten stellt BERNT *in twirche* her und bemerkt zur Stelle: „*in twirche* ist kaum als Adjektiv zu verstehen, da sonst auch kaum das *in* wiederholt würde (*in twercher vnd n. erk.*), sondern ein adverbialer Ausdruck, dem folgenden beigeordnet; man vergleiche *sunder zwirch* „geradeaus“ bei LEXER III, 1218 aus BEHEIM, Buch der Wiener, der nach SCHMELLER auch *in der zwirch* kennt (280, 26 *also gieng ez nu in der zwirch : kirch*), *uber zwerch* LEXER II, 1599 und Nachtrag 378 sowie SCHMELLERS Belege II, 1128. Das Deutsche Wörterbuch (VII, 2357f.) belegt nur *nach der quere* und *in die quere*. So wie ein Acker in geraden und Querfurchen zum Wachstum bereitet wird, geschieht es auch in der Wissenschaft des Denkens“. Demgegenüber ersetzt HÜBNER *in twirche* durch *in gotlicher* und schreibt dazu: „Man wird die offenbar verderbte Stelle über die Philosophie (19ff.) lesen müssen als *Philosophia, acker der weisheit, in gotlicher vnd naturlicher erkanntnusse...* und zwar gerade im Hinblick auf Mügeln, der hier offenbar Pate gestanden hat und der in seiner Determination der Phil. neben der herkömmlichen *philosophia naturalis* und *moralis* die kosmologisch gesehene Gottheit mit fühlbarer Absicht als besonderes Erkenntnisobjekt zur Geltung kommen läßt“. Dagegen hat sich jedoch HAMMERICH²) gewandt. Er bezeichnet HÜBNERs Änderung, die das Gebiet der Philosophie, die die Naturphilosophie und die praktische Ethik mit Recht als Unterabteilungen zugewiesen würden, auch noch um die Theologie erweiteren, als gewaltsam. Bei ihr bleibt ihm die Entstellung rätselhaft. „Dem Sinne nach“, behauptet er, „erwartet man (vgl. BERNT zur Stelle!) einen Ausdruck, der etwa ‚kreuz und quer‘ bedeuten kann. Nun hat man im Mittelhochdeutschen *die lenge* und *die twer* (Jeroschin, BMZ¹ 3, 167 a), *nu die lenge*, *nu die twer* (Albrecht von Halberstadt, LEXER s. v.). Man darf deshalb für unsere Stelle vermuten: *Philosophia, acker der weisheit, in zwirch vnd in leng in naturlicher erkanntnuss vnd in guter siten wärkung geackert.*“ Gegen HÜBNERs Besserungsvorschlag führt

¹) Für H benutze ich die Ausgabe BERNTS „Der Ackermann aus Böhmen. Ein Streit- und Trostgespräch aus dem Jahre 1400 von Johannes von Saaz“ (= Böhmerlanddrucke Bd. 2), 1925.

²) Der Text des „Ackermanns aus Böhmen“ S. 6.

ZATOČIL nun auch Tk an. Er erklärt: „Nein, wir müssen von der Zweiteilung der Phil. ausgehen: phil. naturalis = naturliche erkantnuss, phil. moralis = guter siten wirkung; und hier gerade muß der Hebel angesetzt werden: *in twirche* heißt, ob man es nun als Subst. oder Adj. auffaßt, in die Quere, kreuz und quer, und gehört eng zu *geackert vnd geseet*. Überaus klar ist die Stelle im Hss.-Zweig γ (= M D K I), denn dort fehlt die Stelle *in twirche vnd*, eine Lücke, deren Entstehung sich gut erklären läßt. Auch da lassen wir den alttschech. Erklärer sprechen 138/30 ‚Phil., die ein Acker aller Weisheiten ist, . . . und diese Einsichten werden in zwei Gruppen eingeteilt: in die Weisheit natürlicher Sinne . . . und in die erfinderische oder umsichtige Weisheit . . .‘ Das dreimalige Vorkommen der Präp. *in* bot den Schreibern Veranlassung, *in twirche* als erstes Glied der so sinnlos und ohne irgendeinen Anhaltspunkt aufgefaßten dreigliedrigen Reihe anzunehmen und zwecks Verdeutlichung ein *vnd* anzuschließen. Ich schlage vor zu lesen B. 26, 19 (HÜB. 26, 20) *Phil., acker der weisheit, in twirche — in natürlicher erkantnuss vnd in guter siten wirkung — geackert vnd geseet*“. Auch ich habe diese Stelle in meiner Abhandlung besprochen, bin freilich durch Tk zu einem ganz anderen Ergebnis geführt worden. Gegen die Vorschläge BERNTS und HAMMERICHS habe ich geltend gemacht, daß ausschließlich *zwirch* überliefert ist, Johann von Tepl aber noch *twer(h)* oder allenfalls *twirch* geschrieben haben würde. Dieser Einwand trifft auch ZATOČILS Lesung. Außerdem ist in Tk keine Rede von einem „kreuz und quer“. Hier heißt es vielmehr in Kap. 16: *Pomysl, které jest to umění filozofia, jenž jest rolí všech múdrostí, z něžto pocházejí a vycházejí všichni dóvtipové; a ti se dóvtipové dělé na dvě: v múdrost přirozených smysluov, jenž od přirozenie jest u poznání a v rozmnoženie mnohých přirozených dobrých mravuov a obyčejóv, mnoho dobrých dómysluov, a v múdrost dóvtipnú nebli shledalú, ta, jenž pocházíe z dómysluov a seznaní věci sorchních a dolejních, co z kterých kdy co dobrého nebli zlého protivně pojíti a přijíti muož*. An Stelle von *in zwirch vnd* steht im Tschechischen also *a ti se dóvtipové dělé na dvě*. Daraus folgt aber, daß in der Urhandschrift stand: *Philozophia, acker der weisheit, zwirund in natürlicher erkenntnuss und in guter siten wirkung geackert*. Im Archetypus der erhaltenen deutschen Handschriften und Drucke war *zwirund* „zweifach“ in *zwir und* verlesen und dieses zu *in zwirch und* umgebildet worden. Dagegen bot die Vorlage von Tk noch die ursprüngliche Lesart.

Dasselbe gilt für die Stelle Kap. 26, 36f. Hier heißt es im „Ackermann“: *Ornomancia mit . . . luplerin*. Die auf *mit* folgenden Wörter

sind in sämtlichen deutschen Handschriften und Drucken entstellt. A liest: *durch eime dermig*, Bohne mit: *durchenderin*, H: *durch*, während γ in *mit durchtrachtenden* (*durchtrachteten* D, *durchachtenden* I c h n, *durchlauchtenden* f) *sinnen* ändert. KNIESCHEK hat in seiner Ausgabe *vogelgederme* eingesetzt, jedoch in den Anmerkungen hinzugefügt: „*vogelgederme* ist nur ein Ersatz für die unverständlichen Worte der Hss. . . . Man würde, nach dem tschechischen Werke zu schließen, ein Wort erwarten, daß Hahn oder Geier bezeichnet. Hier heißt es nämlich I 93¹⁾: ‚Ornomancia, die angestellt wurde an den Eingeweiden des Auerhahnes und Hühnergeiers‘“. Diesen Hinweis hat MAX ROEDIGER in seiner Besprechung²⁾ von KNIESCHEKS Ausgabe unbeachtet gelassen und unter Berufung auf *turkeltaube* 3, 8 und Kniesches Anmerkung: „*turkeltaube*, auch *türkel-* und *durkeltube* findet sich: LEXER II, 1588. Dialektisch im westlichen Böhmen jetzt fast ausschließlich im Gebrauche“ *durchelnen dermin* (*durkelnen dermen*) „Därmen von Turteltauben“ erschlossen. Dagegen liest Bernt *mit aurhennen dermig* und merkt dazu an: „Die Aufhellung der Stelle habe ich Prof. J. PETERS zu verdanken. Er verweist zuerst auf den betreffenden Passus im Tkadlěček: ‚Frage auch dann nach, was die Gedomancia (l. Pedomancia) ist, welche die Heiden an den Opfern mit Eingeweiden der Kinder verrichteten, und die Ornomancia, welche an Eingeweiden des Auerhahns und des Hühnergeiers bestand‘. A kommt dem ursprünglichen Texte (*mit aurhenne dermig*) am nächsten, denn *a* als *d* verlesen gibt den Text von A und weiter verstümmelt den von B (**aurhen derm > durchenderin*). — *ornix = urhan, orhan* in mittelalterlichen Vokabularien bei Diefenbach, wo es auch aus dem *Vocabularius ex quo* heißt: *ornimantia i. divinatio facta ex visceribus orniscis*, und aus einem *Vocabularius theutonicus* (Druck von 1482) *zawberey in oder mit pirckhun*. — Schwierigkeiten macht nun noch *dermig*, das mit **darm-ahi, *derm-ehe*, nhd. *Därmig, Därmich* zusammenzustellen ist (vgl. *Reisig*). *därmig* ist nicht belegt. Einen Anhaltspunkt in der vorliegenden Überlieferung, auslautend *g* nach mitteldeutscher Weise für *ch* zu rechnen, haben wir nicht und müssen also einen solchen im Archetypus von A B vermuten. Jedenfalls ist die Stelle frühzeitig verderbt worden.“ *mit aurhennen dermig* hat HÜBNER mit dem Druckfehler *auerhennen* übernommen. Dagegen hat HAMMERICH³⁾ den von

¹⁾ KNIESCHEK folgt der Ausgabe WENZEL HANKAS „*Starobylá Skládanie. Památka XIV věku. Tkadleček*“, 1824.

²⁾ A. f. d. A. 4, 1878, S. 352 ff.

³⁾ Der Text des „*Ackermanns aus Böhmen*“ S. 35 f.

PETERS gemachten Besserungsvorschlag im einzelnen beanstandet. Er hält das Svarabhakti- *e* in *auer-* für falsch und bezeichnet auch die Diphthongierung des erst sekundär gedehnten *u* in *ur(r)-* als verdächtig. Ferner ist ihm das Femininum *-henne* anstößig, zumal mhd. **ur(r)henne* nicht belegt ist. Eher möchte er an den Plural *hene* zu *hane* denken, der sonst allerdings erst bei Geiler von Kaisersberg belegt ist. Schließlich äußert er noch Bedenken gegen die Form *dermig*, die ihm handschriftlich nur schwach gestützt ist. Für die Urschrift vermutet er *der urhene derme(n)* in der Schreibung *d'urhenederm̄*, wobei er sich auf B beruft. Daß die Stelle mit Hilfe von Tk zu heilen ist, steht auch für Zatočil fest. Die Angabe *ornomancia, jenž byla z tetřevných a luňákových střev* in Kap. 16 läßt seines Erachtens aber noch eine andere Lesung und Erklärung zu, als PETERS vorschlug. „Ich verweise“, schreibt er, auf Diefenbach, Gloss. latino-germ. 401^b *Ornimantia divinatio facta ex visceribus orniceis, zawberey in o. mit pircckhun* und lese daher: A mit *birckhüner* [möglich auch *hanen, hennen dermen l.*], B. mit (!) *durchenderin l.* als mit *birck-h. . . dermen* [gut aus *derin* zu erschließen], so daß beide Hss. gleich lauten würden. Zudem scheint mir die Form *auer-* (mhd. *orrehan, orhan, urhan*) aus chronologischen Gründen etwas zu früh angesetzt zu sein. Tschech. *tetřev* hat zwei Bedeutungen: 1. tetrao urogallus, Auerhahn, Urhahn. 2. tetrao tetrrix, Birkhahn, Birkhuhn, wofür man im Tschech. auch *tetřívek* oder *tetřev menší, t. malý* (kleiner Auerhahn, Birkhahn) sagt. Letztere Bedeutung scheint demnach im Ack. wie im Tk vorzuliegen.“ Obgleich ZATOČILS Besserungsvorschlag von HAMMERICH in seine Ausgabe¹⁾ übernommen wurde, verdient er nicht den Vorzug vor der Textherstellung von Peters. Daß die Lesarten für das zweite Wort auf *dermin* führen, hat freilich schon Roediger richtig gesehen. Im übrigen aber ist an der Lesung *aur-* festzuhalten. Daß *ornimantia* in einem *Vocabularius theutonicus* von 1482 durch *zawberey in oder mit pircckhun* übersetzt wird, ist kein hinreichender Grund, mit Zatočil *birckhüner* bzw. *-hanen, -hennen* oder mit HAMMERICH *birkhene* zu lesen, da es ja im *Vocabularius ex quo* heißt: *Ornimantia i. divinatio facta ex visceribus orniceis* und *ornix* in mittelalterlichen *Vocabularien* durch *urhan, orhan* glossiert wird. Da sich die Bezeichnungen *Auerhuhn* und *Birkhuhn* vielfach berühren und im Tschechischen *tetřevíce* sowohl „Auerhenne“ als „Birkhenne“ heißt und auch *tetřev* neben „Auerhahn“ auch „Birkhahn“ bedeuten kann, obgleich der Birkhahn vom Auerhahn zumeist als *tetřívek, tetřev menší,*

¹⁾ Johannes von Tepl, Der Ackermann aus Böhmen (Inueccio contra fatum mortis ineuitabile). I proveredaktion udg. af L. L. HAMMERICH, 1944.

tetřev malý „kleiner Auerhahn“ unterschieden wird, könnte rein sachlich in der Urhandschrift des „Ackermann“ schon von Birkhühnern die Rede gewesen sein. Ausgeschlossen wird diese Möglichkeit aber durch die deutsche Überlieferung. Sie weist graphisch nicht auf *birckh-*, sondern auf *aurh-*. Das durch A B H γ für den Archetypus gesicherte *durch-* kann, wie schon PETERS gesehen hat, nur durch Verlesung von *a* in *d* aus *aurh-* entstanden sein. HAMMERICHS und ZATOČILS Bedenken gegen diphthongiertes *aur-* sind unberechtigt, da wir schon für das Althochdeutsche mit der Nebenform *ūrhanō* zu rechnen haben. Das Svarabhakti *-e* in BERNTS Text ist allerdings unzulässig, doch beruht es ja, wie wir bereits bemerkt haben, nur auf einem Druckfehler. In teilweisem Anschluß an HAMMERICH las ich zunächst *mit aurhene dermin*, schreibe jetzt aber doch *mit aurhanen dermen*. Daß Ludvik zu *tetřevných a luňákových* hinzugefügt hat, entspricht ganz seiner Art, da er seine Vorlage von Anfang an durch Wiederholungen, Abwandlungen und Erweiterungen zerdehnt hat. Vorgelegen aber hat ihm wieder die noch unverderbte Lesart der Urhandschrift.

Dasselbe zeigt uns die Stelle Kap. 5, 12f. Hier liest Bernt: *von herzengrunde sei geschriren vber das jar, vber den verworfen tag vnd vber die leidigen stunde*. Hier fügt A nach *stunde* noch *vnd die vergyfften mynuten* hinzu, doch hat mit Recht keiner der Herausgeber diese Wörter in den Text aufgenommen. HÜBNER bezeichnet sie ausdrücklich als Zusätze, wenn er auch zugibt, daß *vnd die vergyfften mynuten* die meistersingerische Kette der Stelle aufs beste ergänzen würde. Auf den ersten Blick scheint es zwar so, als wenn dieser Zusatz durch Tk gestützt würde, wo *vber das jar, vber den verworfen tag vnd vber die leidigen stunde* im 5. Kap. durch *na ten nešťastný den, na tu nešťastnú hodinu, na tu žalostivú chvíli* wiedergegeben ist, doch ist zu bedenken, daß sich bei der immer wieder zu beobachtenden Neigung des tschechischen Bearbeiters zur Erweiterung leicht Berührungen ergeben konnten, wenn auch einmal ein Schreiber einer Abschrift etwas Naheliegenderes hinzufügte. Da sich *vnd die vergyfften mynuten* und *na tu žalostivú chvíli* nicht einmal genau entsprechen, ist bei beiden Zusätzen nicht an einen Zusammenhang zu denken. ZATOČIL erwähnt die Lesart von A denn auch überhaupt nicht. Er beschäftigt sich vielmehr mit dem ersten Glied *vber das jar*. Vor *jar* hat EDWARD SCHRÖDER¹⁾ gegen die gesamte Überlieferung *verwassen* ergänzt, da es im Gegensatz zu *tag* und *stunde* ohne Adjektivum verwendet ist. HÜBNER ist ihm hierbei

¹⁾ A. f. d. A. 51, 1932, S. 116ff.

in seiner Ausgabe gefolgt, wenngleich nur zögernd, da, wie er meint, der Regel des Parallelismus beim Ackermannsdichter des öfteren eine Neigung zur wachsenden Füllung paralleler Glieder gegenüberstehe und überdies *der verworfene tag* „Unglückstag“ ein fester Begriff und nicht nur stilistisch zu beurteilen sei. Nach ZATOČILS Ansicht fände SCHRÖDERS Vorschlag zwar einen Anhalt in Tk, doch deutet ihm schon die Tatsache, daß sich das Adjektivum „unglücklich“ wiederholt, darauf hin, daß *jar* ursprünglich wohl ohne Attribut gestanden habe. „Der führende Begriff ‚Unglückstag‘“, fügt er hinzu, „steht an erster Stelle, und *jar* fehlt überhaupt (Tag — Stunde — Weile).“ Da *jar* in Tk keine Entsprechung hat, kann man kaum behaupten, daß SCHRÖDERS Ergänzung durch Tk gestützt werde. Andererseits läßt sich aus der Wiederholung des Adjektivums *nešťastný* nicht entnehmen, daß *jar* in der Urschrift ohne Attribut gestanden habe. Wie ich in meiner Abhandlung ausgeführt habe, ist aus dem Fehlen von *über das jar* in Tk vielmehr zu schließen, daß dieses Glied, das ohnehin durch den Mangel eines zugehörigen Beiwortes verdächtig ist, einen Zusatz im Archetypus der auf uns gekommenen Handschriften und Drucke darstellt. In der Urschrift stand offenbar nur: *von herzengrunde sei immermer geschriren über den verworfen tag und über die leidigen stunde*.

In diesen Zusammenhang gehört auch eine kurz vorher angeführte und von ZATOČIL auch schon vordem besprochene Stelle. Kap. 26, 33 fügt H zwischen die *Notenkunst* und den *Augur* noch die *Alchimia* ein und schreibt: *Alchimia mit der metalle selczsame verwandelung*. BERNT hat diesen Satz nicht in seinen Text aufgenommen, erklärt aber in den Anmerkungen: „Wenn der Satz über *Alchimia* in H ein Einschiesel ist, dann muß er alt sein: auch A B hat das Wort *wandlung* als Ersatz für *twingerin*, so daß hier an ein Überspringen gedacht werden könnte“. Er macht dann noch darauf aufmerksam, daß auch in Tk Kap. 16 steht: *Nauč se znáti kunšt a umění to, jemužto alchymia říkájí, jenž z rozličných metallí, totižto z rozličené věci, jakožto jest mosaz a měd, čistec, olovo, síra, rtut, salnytr, arsenik bílý, hutrých, a z takýchžto věci smyšlených zlato a stříbro z sebe vydává*, und fügt hinzu: „Im Tkadleček kommt aber der Satz gleich hinter dem Satz über *Nigromantia*“. Dazu bemerkt BURDACH noch: „Ob der Verfasser unseres Dialogs schon ursprünglich die Alchemie genannt hat, läßt sich schwer entscheiden. Alle übrigen Arten der Magie, die er hier vom Tod zurückweisen läßt, gehören zur Mantik oder Divinatio. Insofern fällt also die Alchemie aus dem Rahmen heraus und scheint der Konzeption des Dichters zu widersprechen. Daß er an die Alchemie gar nicht gedacht haben sollte,

obgleich der Tod doch 32, 20ff. 28f. die menschliche Gier nach Edelmetallen schildert, könnte auffallen. Am nächsten läge es, sie unter der *Physica* (26, 22) mitzuverstehen, da sie nach der Anschauung der Zeit ein Teil der wissenschaftlichen Naturforschung war. Nun hat aber durch das Epitheton *mit iren mancherlei steurenden trenken* der Dichter unzweifelhaft diese auf die Medizin eingeschränkt. Ich glaube daher, der Satz über die *Alchymia* war ein Nachtrag, wahrscheinlich schon des Dichters. Dieser Nachtrag war am Rande hinzugefügt und sollte 26, 23 hinter der *Physica*, also vor der ganzen Reihe der Divinationen eingeschaltet werden. Die Abschriften verfehlten dann die richtige Stelle: die Vorlage des tschechischen Nachdichters setzte den Nachtrag hinter die Nigromantie, ebenso die Vorlage von A B, die aber durch Zurückgleiten des Auges von *seltzame verwandelung* auf *gewaltige wandlung* den Satz ausließen; H stellte ihn hinter den Passus über die *Notenkunst*: wohlüberlegt, wie immer, gerade neben diejenige Divinationsart, die unter allen am meisten wissenschaftliche Tendenz hatte und hierdurch der Alchemie am nächsten stand.“ Nach HÜBNER¹) ist es dagegen „schwer zu sagen, wo die (anscheinend nachgetragene) ‚Alchimia‘ ihren Platz hatte“. Er schreibt: „Mügeln stellt sie in der Meide Kranz hinter die ‚Phisica‘, wohin sie aus inneren Gründen auch Burdach rücken möchte, nur daß diese Gründe bei Mügelns Interpretation der ‚phisica‘ eher verfangen als bei der des Ackermanns. In den ‚freien Künsten‘ dagegen rückt er sie vor die ‚Philosophia‘, was im Ackermann kaum ihr Platz gewesen sein dürfte. In den Text gehört sie, obgleich nur in H überliefert, gewiß: selbst primitive meistersingerische Aufzählungen der artes bringen sie gelegentlich (Kolm. Hs. Nr. 83)“. In seiner Ausgabe stellt er die *Alchimia* zwischen die *Physica* und die *Geomantia*. Dagegen betonte ZATOČIL zunächst nur, daß die *Alchymia*, worauf übrigens MARTIN²) schon vor BERNT hingewiesen hatte, auch in Tk vorkomme, ging aber auf die Frage nach ihrer Einordnung nicht weiter ein. Auch jetzt bemerkt er lediglich: „Der tschech. Tk deckt sich in der Aufzählung der einzelnen Artes genau mit dem Ack., ja er enthält in Übereinstimmung einzig und allein wiederum mit H die ‚alchymia‘ (und zwar gleich hinter der Nigromancia), die HÜBNER ganz ruhig in den Text hätte aufnehmen sollen“. Daß dieser die *Alchimia* tatsächlich in seiner Ausgabe in den Text eingesetzt hat, hat ZATOČIL hiernach offenbar übersehen. Vorzuwerfen aber ist ihm

¹) Das Deutsche im „Ackermann aus Böhmen“ (= Sitzungsberichte der Preuß. Akademie der Wissenschaften 1935 S. 323 ff.), 1935.

²) A. f. d. A. 4, 1878, S. 358 ff.

vor allem, daß er sich nicht weiter um die Einreihung der *Alchymia* gekümmert hat. Wie ich gezeigt habe, kommt gerade ihr in diesem Zusammenhang eine besondere Bedeutung zu. In H und Tk werden die Künste durchweg in gleicher Reihenfolge aufgeführt. Lediglich bei der *Notenkunst* und der *Alchymia* besteht ein Unterschied in der Anordnung. Hier läßt H die *Alchymia* auf die *Notenkunst* folgen, Tk die *alchymia* jedoch der *notoria* vorausgehen. Daß der tschechische Bearbeiter hierbei das Ursprüngliche bewahrt hat, ist von vornherein wahrscheinlich. Da er sich in allen anderen Fällen an seine Vorlage angeschlossen hat, wäre gar nicht zu verstehen, warum er bei der *alchymia* von ihr abgewichen sein sollte. Darüber hinaus bezeugen A und B, daß auch im „Ackermann“ die *Alchymia* ursprünglich ihren Platz zwischen der *Nigromancia* und der *Notenkunst* hatte. Wie schon Bernt und Burdach bemerkt haben, lesen beide Handschriften vor *Notenkunst*: *Nigromancia mit toten opfer fingerlein und mit sigel der geiste gewaltige wandlung*, während H *Nigromancia mit toten opferfinger vnd mit sigel der geist gewaltige zwingerin* bietet und γ umbildend *Nygrofantia mit irem zwinglichen gewalte der geiste hilfet da nit* schreibt. Auch diese Stelle hat der Erklärung viel Mühe bereitet. Bestand auch Einigkeit darüber, daß *twingerin* in den Text gehört, so blieb das Vorhergehende doch strittig. Während KNIESCHEK aus A *mit totenopfer, fingerlein und mit sigel* aufnahm, setzte BERNT *mit totenopfer finger und mit sigel* ein und bemerkte dazu: „Die Auffassung von *totenopfer finger* ist unsicher. Dreigliedrigkeit ist in dieser Aufzählung nicht gebräuchlich — der Tkadleček hat sie allerdings —, auch klingt *finger* für sich allein recht matt; so muß *totenopfer finger* eine begriffliche Einheit bilden“. HÜBNER wollte zunächst *totenfinger opfer* statt *toten opferfinger* lesen, stellte in seiner Ausgabe dann aber doch *toten opferfinger* her. *fingerlein* bezeichnet er als einen gemeinsamen Fehler von A und B. Die Entscheidung bringt wieder Tk, wo es in Kap. 16 heißt: *Zeptaj se, cot' slove nigromancia, jenž při hlúpych lidech černé knihy slovú, na kuoži, jenž s prsteny k tomu připravenými a s pečeti nebli s znamenými vypsány, vyrytými a oběti rozličnými zlé duchy u povětrí i na zemi v jich moci je zaklíná a silnými slovy svazuje*. Bereits BERNT hat den tschechischen Text herangezogen, doch *s prsteny* „mit Ringen“ fälschlich durch „mit Fingern“ übersetzt. Dies beanstanden HRUBÝ und ŠIMEK in ihrer Ausgabe des „Tkadlec“ und rügt jetzt auch ZATOČIL, nachdem er schon früher vorgeschlagen hatte, wegen des Wortlauts von Tk *mit totenopfer, finger und mit sigel* zu lesen. An dieser Lesung hält er fest, fügt aber hinzu: „*finger* = Fingerring, was auch

dem *fingerlein* in A B entspricht“. Auf BERNTS unzutreffende Übertragung von *s prsteny* habe auch ich aufmerksam gemacht und mit *totenopfer, fingerlein und mit sigel* in A B als ursprünglich angesprochen. Diese Auffassung wird durch ZATOČIL nicht erschüttert. Zwar wird auch mhd. *vinger* vereinzelt in der Bedeutung „Ring“ verwendet, doch ist der eigentliche Ausdruck dafür *vingerlin*, und *fingerlein* muß auch in der Urschrift des „Ackermann“ gestanden haben. Hätte Ludvíks Vorlage *finger* geboten, so hätte er es schwerlich durch *s prsteny* wiedergegeben. Da auch *twingerin* in H durch *v jich moci je zaklíná a silnými slovy svazuje* Tk als ursprünglich ausgewiesen wird, ist für den Urtext somit *Nigromancia mit totenopfer, fingerlein und mit sigel der geiste gewaltige twingerin* anzusetzen. Die Entstehung der Lesart *wandlung* statt *twingerin* in A B haben BERNT, BURDACH und HÜBNER nicht richtig erklärt. Alle drei rechnen mit einem Ersatz von *twingerin* durch *wandlung*, wobei HÜBNER von einem deutlichen gemeinsamen Fehler in A und B spricht. In Wahrheit ist in A B, wie ich zeigen konnte, aber nur die Zeile *twingerin; Alchimia mit der metalle seltsamer ver-* ausgefallen. BURDACH und HÜBNER haben mit Recht angenommen, daß der Satz über die *Alchimia* im Archetypus der deutschen Handschriften und Drucke nachgetragen war. So konnte er in H an eine falsche Stelle geraten, in γ aber ganz ausfallen. In A B ist der Nachtrag am Rande nicht eingefügt worden. Die Schnittstelle lag zwischen *gewaltige* und *wandlung*, so daß der Abschreiber die in A B fehlende Zeile übersprungen gehabt haben muß. Aus dem Satz über die *Alchimia* haben A B jedoch das Wort *wandlung* bewahrt. ZATOČILS Behauptung, daß einzig und allein H ihn enthalte, ist also zu berichtigen. Ja, während H ihn verstellt hat, bieten A B *wandlung* noch an der ursprünglichen Stelle. Ungestört ist die Überlieferung aber wiederum nur in Tk, dessen Vorlage daher unbedingt vor dem Archetypus der deutschen Handschriften und Drucke gelegen haben muß.

Hiermit sind die Fälle erschöpft, die unter den von ZATOČIL behandelten Beispielen die Überlegenheit von Tk vor der gesamten deutschen Überlieferung ausweisen. Sie noch durch die von mir außerdem besprochenen Zeugnisse zu vermehren, erübrigt sich, da der Befund ganz eindeutig ist. Anschließend ist nur noch eine Stelle zu prüfen, die ZATOČIL ebenfalls mit Hilfe von Tk erhellen möchte, bei der der tschechische Text aber versagt.

Kap. 16, 16ff. liest BERNT: *Wir sein ein geschichte, das alle leute fellet. Die grossen heunen müssen vor uns fallen; alle wesen, die leben haben, müssen verwandelt von vns werden. In hohen schulden werden wir*

gezigen. Dagegen schreibt Hübner: *Wir sein ein geschichte, das alle leute felleit. Die grossen heunen müssen vor vns fallen; in hohen schulden werden wir gesiger; alle wesen, die leben haben, müssen verwandelt von vns werden*, stellt also den Satz *In hohen schulden werden wir gezigen* um und ersetzt *schulden* durch *schulen* und *gezigen* durch *gesiger*. Dazu bemerkt er: „Das nachklappende und aus dem Rahmen fallende *in hohen schulden werden wir gezigen* muß einen alten Fehler enthalten. Mein Besserungsversuch geht davon aus, daß nach der Anschauungsweise unseres Dichters neben der Stärke die Kunst hier nicht fehlen darf (vgl. besonders 10, 11f.). Die Umstellung empfiehlt sich erstens deshalb, weil sie in der dreigliedrigen Reihe Glied 1 und 2 in rhythmischen Parallelismus bringt und das dritte Glied wie üblich voller auslaufen läßt; besonders aber deshalb, weil so das zusammenfassende Glied seine natürliche Stellung am Schluß der Reihe erhält. Dann erst entspricht die Reihe dem Aufbau der vergleichbaren Reihen 10, 10ff. und 12, 4f., von denen sie nicht gut gelöst werden kann. — Statt *gesiger* wäre auch *gesigend* zu erwägen.“ Einspruch gegen HÜBNER'S Besserungsversuch hat schon HAMMERICH¹⁾ erhoben. Seines Erachtens ist er „auch abgesehen von dem schiefen *werden (sein wäre logisch)* eine wenig glückliche Idee“. *in hohen schulden werden wir gezigen* übersetzt er vielmehr durch „mit vollem Recht richtet man Beschuldigungen gegen uns“. Auch ZATOČIL lehnt HÜBNER'S Änderung ab. Er beruft sich auf Tk Kap. 14: *věz, žet' nám moc ta dána není, bychom pravili, kterak sme aneb kteraká jest moc naše v sobě sama. To, cos' nás dříve tázal, ktoť sme, toť sme s uodpuščením vypravili, bychom tobě pak nad přikázání pravili co dále, proti sobě bychom učinili; ty toho také netěž věděti. Pravit' Aristotileš: „Ktož zjevuje své tajemství jemu zapověděné, ten jest zkazitel a zrušitel tajné pečeti nebeské“. Ty nás o to netěž, cot' praviti nemáme. Než abychom tebe vždy některak odbyli, ne tak, bychom co klamavého chtěli pověděti nez pravdu, ač ne na všem, tobě postavu svú ukážem; však větčí díel zvieš.* „Wir haben nach diesen willkommenen Erläuterungen“, erklärt er, „mit Hübner das *wo* des nachfolgenden Satzes als *wie* zu lesen und die ganze Stelle wie folgt zu interpretieren: man wird uns großer (nach γ *sere* = allzugroßer) Schulden zeihen, d. h. wir laden große Schulden auf uns (wenn wir deine Frage beantworten): du fragst, wie wir sind. Undefinierbar sind wir . . . Den Text lese ich daher so, daß ich hinter *verwandelt von vns werden* einen Gedankenstrich setze und vor *du* einen Doppelpunkt einschalte: B 16, 18

1) Der Text des „Ackermanns aus Böhmen“ S. 5.

... werden. — *In hohen schulden werden wir gezigen: Du fragest, wie wir sein: Vnbescheidenlich sein wir.*“ ZATOČILS Auffassung wird dem deutschen Text in keiner Weise gerecht. Von der aus Tk herangezogenen Stelle fällt kein Licht auf ihn. Sie ist das alleinige Eigentum Ludvíks. HÜBNER hat schon mit Recht an dem überlieferten *gezigen* Anstoß genommen, im übrigen freilich bei seiner Textherstellung keine glückliche Hand gehabt. Daß an *in hohen schulden* festzuhalten ist, hat Hammerich richtig gesehen. Wir haben es mit ihm durch „mit vollem Recht“ zu übersetzen. Es entspricht mhd. *bī schulden, mit schulden, von schulden, von rehten schulden, von wāren schulden*. Daß man mit vollem Recht Beschuldigungen gegen ihn richte, könnte der Tod, der die Anklagen des Ackermanns entschieden zurückweist, niemals zugeben. Es bedarf aber auch nur einer geringfügigen Änderung, um die ursprüngliche Lesart zurückzugewinnen. Statt *gezigen* ist einfach *gesigen* zu schreiben. In meiner Ausgabe lese ich daher: *In hohen schulden werden wir gesigen*.

Nach der Ausschaltung dieser Stelle kommen wir zu den Lesarten, die ZATOČIL als Grundlage seiner Behauptung dienen, daß die Vorlage von Tk mit den Schwesterhandschriften H und E auf eine gemeinsame, recht gute Handschrift zurückginge. Durch unser bisheriges Ergebnis hat sich die Fragestellung jedoch von selbst verschoben. Da die Vorlage von Tk praktisch mit der Urhandschrift des „Ackermann“ zu gleichen ist, kann es sich nicht mehr darum handeln, ihre Güte durch Sonderlesarten von H und E zu erweisen. Vielmehr ist Tk jetzt zum Wertmesser für die deutsche Überlieferung geworden. Sein Zusammenreffen mit H E ist nur noch für die Beurteilung dieser beiden Handschriften wichtig. Zugleich erkennen wir aber, daß ZATOČILS Bemühen, die Übereinstimmungen von Tk mit H E oder nur mit H zusammenzustellen, einseitig war. Ebenso wie ich hätte er auch prüfen müssen, ob Tk nicht in anderen Fällen mit A B, α oder L γ zusammentrifft, um schließlich zu einer Wertskala der deutschen Überlieferung zu gelangen. Schon die bisher besprochenen Stellen hätten ihm diese Aufgabe nahelegen müssen, da sich bei einigen von ihnen der Zweig A B bereits als überlegen erwiesen hat. ZATOČIL selbst hätte dies bei *durch eime dermig A, durchenderin B* gegenüber *durch H* sehen müssen. Außerdem aber haben A B und nicht H mit *fingerlein* und in der Einordnung der *Alchimia* das Ursprüngliche bewahrt.

Von den angeführten Beispielen sind drei bereits früher von ZATOČIL angeführt worden. Ich stelle sie an den Anfang, da ich sie schon in meiner Abhandlung berücksichtigt habe.

Kap. 4, 11 ff. liest H: *Do sant jr fraw ere der selden einen geren mantel, vnd einen eren krancz bracht sy gancz, vnzerissen vnd vnuermailiget mit ir vncz jn dy gruben*, E: *da sand yr fraw Eer einen eren krancz (dj gestrichen) den pracht yr fraw sälde vnzerissen vnd vngemailigt | den mantl und den eren krancz pracht sy gancz mit ir vncz in dy grub*, A B: *do sant jr fraw ere einen geren mantel vnd eyn eren krancz di bracht jr fraw selden (Soldan A) vnzurysen vnd vngemeyligt den mantel vnde den eren crancz bracht sie gancz mit jr vncz jn die gruben*, α : *do sant ir frau ere (+ ir a G F) einen (+ eren b a G F P Q) mantel vnd einen eren kranz. Den mantel vnd den eren kranz pracht sie ganz mit ir vncz in die gruben*, L γ : *do sant ir frowe selde einen geren (grünen γ) mantel vnd einen eren (fehlt K) kranz (+ den D I) bracht sie (+ ganz M D K I) mit jr (fehlt I) gantze (fehlt M D K I) unz in die gruben (in ir grabp K) (+ mit ir I)*. Auf Grund dieser Lesarten erschließt Bernt: *Do sante ir fraw Ere einen gerenmantel vnd einen erenkranz: den mantel vnd den erenkranz brachte sie ganz, vnzerissen vnd vngemeiligt mit ir vnz in die gruben*. Hieran beanstandet EDWARD SCHRÖDER den Ausdruck *gerenmantel*, wofür er wegen *erenkranz* mit b a G F P Q *erenmantel* einsetzen will. Dagegen schreibt HÜBNER: *Do sante ir fraw Ere einen gerenmantel vnd einen erenkranz; die brachte ir fraw Selde. Den mantel vnd den erenkranz brachte sie ganz, vnzerissen vnd vngemeiligt mit ir vnz in die gruben* und erklärt: „*gerenmantel* ist, obgleich künstlich und schwierig, in (E) A B (γ) zu gut bezeugt, um dem bequemen *erenmantel* von a b G F geopfert zu werden; ich glaube vielmehr, daß α hier konjiziert hat. Auch sonst ist die Stelle kritisch; meine Herstellung ist ein Versuch, das gut überlieferte *Selde* zu retten, das schwerlich in den Wind geschlagen werden darf“. Daß in ... *selden* ... Altes bewahrt ist, gibt HAMMERICH¹⁾ HÜBNER zu, doch kann er die „nachhinkende Verlegenheitslesart“ von E A B *die (den E) bracht ir fraw Selde (sälde E, selden B, Soldan A)* nicht für echt halten, zumal dann *der selden H*, das, wenngleich bei veränderter Wortfolge, durch *der E* und *selden A B* gestützt werde, unerklärt bliebe. Nach Frauenlobs Minneleich 2, 6 *der hohsten ger ein erensedel* stellt er vielmehr von H aus her: *Do sant ir fraw Ere der selden ger einen mantel und einen erenkranz*. In Tk entspricht der Stelle in Kap. 4: *neb jie ihned ta p̄řevýborná, široko jmenovaná najvyššieho rodu králová, jenž Čest slove, plášť svó j poslala rozličným květem neposvadlým vydělaný po své najvyššie tajemnici, jježto jméno bylo Opatrnost. Ten plášť byl jest nevýmluvným dielem ozdoben dělán, neb jest neby žádné panně ani paní*

¹⁾ Z. f. d. Ph. 65, 1940, S. 176 ff.

*vhod, jedno té, která své cti byla strážce, podlé řádu svého upříemně, bez poškrvny přebývala, jenž i k Bohu i k světu podlé cti neklécala; a každé téj, ješto jest na cti klécala, ten plášt' krátek, úzek a nevhod byl, jímžto ona sama odievala všechny ty panny a panie, ješto čest měly. A ješto i k sobé i k Bohu i k lidem hodna byla, poslala jie také věnec byla zelený, jenž zimě i létě vždy při své barvě ostával, od jejie mladosti jest nikdy neočadl, neobvadl ani osechl až i do stavu manželského. A ten jie jest přinesla panna téj králové, jenž Čistota slúla, lehačka králové, ten den, když se jest narodila. Daß Hübner die brachte ir fraw Selde mit Recht in den Text aufgenommen hat, hatte Zatočil schon der Stelle A ten (věnec zelený) jie jest přinesla panna téj králové, jenž Čistota slúla, lehačka králové entnommen. Jetzt fügt er noch hinzu: „Die Vorlage hatte also dieselbe La. wie E“. Ich habe schon vordem darauf aufmerksam gemacht, daß Ludvík den Mantel und den Kranz durch je eine Jungfrau bringen läßt. Außer der von Zatočil herangezogenen Stelle ist daher auch noch der Satz *neb jie ihned ta převýborná, široko jmenovaná najvyššieho rodu králová, jenž Čest slove, plášt' svůj poslala rozličným květem neposvadlým vydělaný po své najvyššie tajemnici, jiežto jméno bylo Opatrnost* zu vergleichen. Beide Angaben sichern aber den Satz *die brachte ir frau Selde* für die Urhandschrift. Über ZATOČIL hinaus bemerkte ich auch schon, daß die zweite Stelle gegen E zeuge, wo *einen geren mantel vnd* ausgefallen und *die* hinter *kranz* durch *den* ersetzt ist. Wenn er jetzt behauptet, daß die Vorlage von Tk dieselbe Lesart aufwies wie E, so entspricht dies in keiner Weise den Tatsachen. Am nächsten steht der von HÜBNER hergestellte Text nicht E, sondern A B, wo lediglich *vnzuryssen vnd vngemeyligt*, und zwar in Übereinstimmung mit E, auf *fraw selden* und nicht auf *gancz* folgt. Bei der Umstellung dieser Wörter hat HÜBNER sich an H angeschlossen. Er hätte sich dabei auf Kap. 11, 12ff. *Was ir empfolhen wart, das wart von ir ganz, reine vnd vnuerseret, oft mit merunge widerreichet* berufen können, wenn hier nicht nach *Sie was ganz frum und wandelsfrei* 4, 10f. eher *ganz reine* zu lesen wäre. Da die gemeinsame Vorlage von H und E nach Ausweis von E noch zu A B stimmte und auch α und $L \gamma$ dafür sprechen, daß *unzerissen und ungemeiligt* nicht nach *ganz*, sondern zusammen mit *die brachte ir frau Selde* ausgefallen ist, ist es aber doch von vornherein bedenklich, in diesem Falle H zu trauen. Da hier auch *frau Selde* als *der selden* an falscher Stelle erscheint, haben wir vielmehr mit einer Umgestaltung zu rechnen, die in einer Vorstufe der Handschrift vorgenommen wurde. Dabei sind zwei Eingriffe zu unterscheiden. Einmal hat der betreffende Schreiber *vnzerissen vnd vngemeiligt*,*

das er auf das folgende bezog, hinter *ganz* gerückt, und weiter hat er den Satz *die brachte ir frau Selde*, in dem ihn wohl das nun eng an das zweite *brachte* herangeschobene *brachte* störte, durch *durch frau Selde* ersetzt, das er hinter *frau Ere* einfügte. Hinter der später noch durch Überspringen verderbten Überlieferung von H steht, wie ich glaube, die Lesart: *Do sante ir frau Ere durch frau Selde einen gerenmantel und einen erenkranz. Den mantel und den erenkranz brachte sie ganz, unzerissen und ungemeiligt mit ir unz in die gruben.* Das Ursprüngliche bieten dagegen A B (E). Schon ERICH GIERACH hat sich in seiner Ausgabe¹⁾ gegen H entschieden und *die behielt ir frau Selde unzerissen und ungemeiligt* lesen wollen. Daß *brachte* nicht durch *behielt* ersetzt werden darf, lehrt jedoch Tk. Darüber hinaus bestätigt es, daß *unzerissen und ungemeiligt* zu *die brachte ir frau Selde* gehört. Als Ludvík *frau Selde* durch die Jungfrauen *Opatrnost* und *Čistota* ablöste, bestimmten seine Wahl unverkennbar die Adjektiva *unzerissen* und *ungemeiligt*. Wegen des ersten entschied er sich für die Vorsicht und wegen des zweiten für die Reinheit. In meiner Ausgabe lese ich daher unter Tilgung des *und* zwischen *den mantel* und *den erenkranz*: *Do sante ir frau Ere einen erenmantel und einen erenkranz; die brachte ir frau Selde. Unzerissen und ungemeiligt den mantel, den erenkranz brachte sie ganz mit ir unz in die gruben.* Mit b a G F P Q schreibe ich dabei nach dem Vorschlag SCHRÖDERS *erenmantel*. HÜBNER'S Einwand entfällt mit seiner Beurteilung des Astes α . Als ursprünglich wird seine Lesart wieder durch Tk erwiesen, dessen Schilderung *Ten plášť byl jest nevýmľuvným dielem ozdoben dělán, neb jest nebyl žádně panně ani pani vhod, jedno té, která své cti byla stráže, podlé rádu svého upriemne, bez poškvrnny přebývala, jenž i k Bohu i k světu podlé cti neklécala; a každě téj, ješto jest na cti klécala, ten plášť krátek, úzek a nevhod byl, jímžto ona sama odievala všechny ty panny a panie, ješto čest měly* mit der wiederholten Betonung des Wortes *čest* nur aus *erenmantel*, nicht aber aus *gerenmantel* hergeleitet werden kann. Die Vorlage von Tk stimmte somit nicht zu H E, sondern einerseits zu A B, andererseits zu α .

Kap. 6, 20ff. bieten die meisten Handschriften und Drucke: *O solten wir durch aufsatzes, durch liebes oder (durch) leides willen die leute lassen leben.* Statt *O* liest γ *oder*, statt *durch aufsatzes* H *durch uffsacz alfanz*, E *durch alafantz*. Gegen Bernt hält Hammerich *alfantz* „Bestechung“ für echt. In seiner Ausgabe schreibt er mit H, das nach *leute* noch *uff ertrich* hinzufügt: *O, solten wir durch aufsatz, alfanzs, durch lieb oder*

¹⁾ Johannes von Saaz, Der Ackermann aus Böhmen. Hsg. von ERICH GIERACH und übertragen von E. G. KOLBENHEYER, 1943.

durch leides willen die leute auf ertreich lassen leben. Dagegen stellt Hübner her: *Oder solten wir durch aufsatzes oder durch alfantzes, durch liebe oder durch leides willen die leute lassen leben*, und ähnlich liest GIERACH: *Oder solten wir durch aufsatzes, durch alfanzes, durch liebes oder durch leides willen die leute lassen leben*. Daß *alafanzes* der Urhandschrift angehört, hat ZATOČIL schon vorher aus Tk gefolgert, wo es in Kap. 6 heißt: *A bychom byli chtěli bráti alafance, od počátka světa ty jisté polovice shromazdiec v jednu summu aneb v jedno zbožie, již by vešken svět dávno nás byl*. Jetzt fügt er noch hinzu, daß der Satz durch Tk als Bedingungssatz zu dem folgenden Hauptsatz *aller der werlte keisertum weren nu unser* ausgewiesen werde, HÜBNER also mit Recht aus BERNTS Fragesatz einen solchen gemacht habe. Ich habe ZATOČIL in meiner Abhandlung zugestimmt und lese in meiner Ausgabe: *O solten wir durch aufsatzes, alafanzes, liebes oder leides willen die leute lassen leben, aller der werlte keisertum were nu unser*.

Kap. 16, 5ff. liest H: *Vnser sennngse get für sich: weyss, swarcz, rot, brawn, gel, grun, blo, gra vnd allerley glancz blumen vnd gras hawet sie für sich nyder, jr glancz, jr tugent, jr krafft nicht geachtet*. In der übrigen Überlieferung fehlt in der Farbenreihe *weyss, swarcz*. A bietet: *Prawnn, grun, bla, gra, gelb*, B: *brõn, gren, bla, grã, gelle*, L γ: *praun, grun (+ gel D), plaw (schwartz M, fehlt K), (+ Rott D), graw (fehlt D I), gel (fehlt D)*, α: *praun, rot, grun, ploë (+ weiss C O), gra, gel. weiss* nach *ploë* in C O hat mit der Lesart von H ebensowenig zu tun wie der Ersatz von *blaw* durch *schwartz* in M. BERNT folgt α und schreibt in seiner Ausgabe: *Braun, rot, grun, blau, graw, gel*. Dagegen betont HÜBNER: „Daß die längere Farbenreihe von H echt ist, ist unzweifelhaft, erstens wegen der Häufungstendenz des Ackermanns, zweitens weil in der stilistischen Sphäre, aus der der Dichter lebt, die sieben- oder achtgliedrige Reihe zu Hause ist, vgl. WACKERNAGEL Kl. Schr. 1, 145f. Die Reihenfolge ist fraglich, doch verdient die in den letzten vier Gliedern geschlossene Überlieferung der anderen Hss. gegenüber H den Vorzug“. In seiner Ausgabe bringt er: *Weiß, swarz, rot, braun, grun, blaw, graw, gel*. Seine Textherstellung macht sich GIERACH zu eigen, während HAMMERICH sich ganz auf H verläßt und *weiß, swarz, rot, braun, gel, grun, bla, gra* in seinen Text übernimmt. Daß *weyss, swarcz* in H durch Tk gestützt wird, hat ZATOČIL schon vordem hervorgehoben, und auch jetzt führt er dieses Zusammentreffen als Zeugen für die gute Beschaffenheit von H an. In Tk heißt es im 14. Kap.: *nic se na barvy neptámy: tak nám bielá jako černá, tak nám černá jako blankytná, tak nám zelená jako šerá, tak nám žlutá jako plavá*. Für das zweite *černá* liest

ZATOČIL *červená* und bemerkt dazu: „So lese ich mit Rücksicht auf die Reihenfolge im Ack. — *weiß, schwarz, rot* — statt des im Text sinnlos wiederholten Adj. *černá*“. Unabhängig von ihm habe auch ich *černá* in *červená* geändert, obgleich es HRUBÝ-ŠIMEK und nachher auch ŠIMEK nicht beanstandet haben. Da bei den übrigen Farbenpaaren niemals eine Farbe wiederholt wird, haben wir es mit einem Versehen zu tun, das durch das vorhergehende *černá* bedingt wurde. Die Möglichkeit, daß Ludvík von sich aus die Farbenreihe erweitert haben könnte, scheidet aus, da sie sowohl bei ihm als auch in H mit „weiß“ und „schwarz“ beginnt. Über ZATOČIL hinaus habe ich aber bereits in meiner Abhandlung Tk für die Bestimmung der ursprünglichen Reihenfolge herangezogen. Ludvík hat sich darin nämlich durchaus an seine Vorlage gehalten. Bis „rot“ stimmt er genau mit H überein. Wenn er dann *blankytný* bringt, so hat er *braun* in der Bedeutung „violett“ verstanden, die Johann von Tepl dem Worte auch sicher beigelegt hat. Weiter nennt er dann mit B A und anderen Handschriften „grün“. Das darauf folgende „blau“ hat er fortgelassen, weil er schon vorher eine blaue Farbe genannt hatte. Mit *šerý* und *žlutý* nimmt er dann die Reihe von A B wieder auf, um zur Auffüllung des letzten Farbenpaares schließlich noch *plavý* hinzuzufügen. Bei der Einordnung von *gelb* ist HÜBNER daher mit Recht nicht H, sondern A B und der übrigen Überlieferung gefolgt. Wie vorhin ist das Echte also auf verschiedene Handschriften verteilt.

Einen weiteren Fall, den ZATOČIL neu beibringt, habe ich ebenfalls in meiner Untersuchung behandelt. Kap. 7, 8f. schreibt HÜBNER: *sie was edel der geburte, reich der eren, schon, frutig. schön* bietet nur E. Von den übrigen Handschriften und Drucken weist allein noch H *schein* auf. Auch GIERACH und HAMMERICH halten *schon* für echt, doch glaubt letzterer, daß die Urschrift wegen *schein* H *schoin* enthalten habe. ZATOČIL verteidigt *schon* nun mit Hilfe von Tk, wo wir in Kap. 7 lesen: *Nazbyt jest měla obyčejóv dobrých a ctných i ctností jiných; krásnat' jest, pěknat' jest, ochotnat' jest.* „Es sei mit Nachdruck hervorgehoben“, erklärt er, „daß dies La. wiederum in Tk. vorhanden ist und sie darum außer in E H auch in der Vorlage und weiter somit in der ältesten erreichbaren Gestaltung des Ackermanntextes gewesen sein muß.“ Daß *schon* dem Urtext angehört, habe auch ich aus Tk entnommen. Ludvík hat es durch *krásnat'* und *pěknat'* wiedergegeben.

Im Anschluß hieran wende ich mich nun den übrigen Stellen ZATOČILS zu, die ich zwar noch nicht in meiner Abhandlung, wohl aber sämtlich in meiner Ausgabe ausgewertet habe.

Kap. 1, 15f. ist der Nebensatz nach *grawe vnd forchte scheiden von euch nicht* verschieden überliefert. H E L bieten: *ir wonet wo ir wonet*, B: *ir wont vñ Ir wonet*, A: *vnd wo Ir wonent*, γ *ir wonet recht (ioch MDK) wo ir wollend*, α dagegen *wo ir wandert vnd wonet*. BERNT nimmt die Lesart von α auf und erklärt: „diese einstimmige Lesart von α ist gegenüber der zwiespältigen von β , die übrigens den Bestand des *vnd* in A B erkennen läßt, vorzuziehen, um so mehr als der Gleichklang *ir wonet wo ir wonet* störend wirkt und α einen rhythmischen Schluß (cursus planus) gibt“. Dagegen setzt HÜBNER mit H E L (B γ) *ir wonet wo ir wonet* in den Text und bemerkt dazu: „ α sieht nach Bearbeitung aus; seine Lesart ließe sich nur halten, wenn man die Lesart A durch einen Auslassungsfehler erklärt: [*wo ir wandert*] *vnd wo ir wonet*; aber dann gehörte diese Fassung in den Text. Doch läßt sich A auch auf die Hauptgruppe beziehen (*vnd* aus *wonet*?)“. Überdies vergleicht er *er wandere wo er wander* 27, 19. H E L (B γ) folgen auch HAMMERICH und GIERACH. Demgegenüber schreibt Tk in Kap. 1: *kady se obrátíš*. Ich habe daraufhin die Lesart von α eingesetzt. Auch ZATOČIL erkennt an, daß der tschechische Text der Berntschen Lesung entspreche, meint aber: „vielleicht geht die Formel 16, 7 *bydlí jakš bydlí* auf die bessere Lesart zurück“. Die angezogene Wendung steht jedoch in der Überschrift zum 6. Kap. und hat mit der strittigen Lesart nicht das geringste zu tun. ZATOČIL sucht vergeblich um die für ihn unbequeme Folgerung herumzukommen, daß in diesem Falle α das Ursprüngliche überliefert.

Kap. 2, 14ff. schreibt BERNT: *so verzeuch, enthalt vnd bis nicht zu snelle so swerlich zu fluchen; dann warte, das du nicht bekumert werdest mit afterrewe*. Zwischen *verzeuch* und *enthalt* bieten H A M *vnd*, α auch. In γ fehlt *vnd* vor *bis*. Statt *zu snelle* begegnet in H C O N *so snelle*, statt *dann warte* in H *den Worten*, in E *daworten* und in γ *hüt dich (dich fehlt I)*. Statt *nicht* vor *bekumert* endlich bringen b a G F N *icht*. HÜBNER stellt her: *so verzeuch vnd enthalt vnd bis nicht zu snelle so swerlich zu fluchen den Worten, das du nicht bekummert werdest mit afterrewe* und fügt hinzu: „*den Worten* H E gesichert durch 8, 6, wo E wie hier die (offenbar sprachübliche) Form *da Worten* hat“. Hammerich und Gierach stimmen mit ihm überein, nur daß sie das Komma vor *den Worten* setzen. Da Tk in Kap. 2 schreibt: *nekvap dále a drž se na paměti a mlw slova rozváže a s potazem, a hanby nedojdeš!*, entscheide auch ich mich für den Wortlaut: *so verzeuch, enthalt und bis nicht zu snelle, so swerlich zu fluchen, den Worten das du nicht bekümmert werdest mit afterrewe*. Ebenso urteilt ZATOČIL, wenn er erklärt: „Im Tk 7/90 ist die

Stelle zwar umgestaltet, aber mit Beibehaltung der Kopula und des fraglichen Ausdrucks“.

Kap. 3, 2 steht ... *vnd won(e)* H E gegen *ich won(e)* der sonstigen Überlieferung. BERNT übernimmt *ich wone*, während HÜBNER, HAMMERICH und GIERACH H E folgen. Daß in Tk wie in H E die Kopula verwendet werde, bemerkt ZATOČIL, und auch ich habe in meiner Ausgabe die Lesart von H E durch den Hinweis auf Tk erhärtet. In ihm heißt es im 3. Kap.: *A jsem z České země*.

Kap. 5, 19f. liest BERNT: *Got beraube euch ewer mächt vnd lasse sie zu puluer zerstieben! sie* ist die Lesart von α . Statt dessen bietet L *die*, H E γ *euch*. In A B fehlt ein entsprechendes Wort. Gegen BERNT setzen HÜBNER, HAMMERICH und GIERACH *euch* aus H E γ in den Text. Ich habe mich ihnen angeschlossen und mich auf Tk berufen, wo es im 5. Kap. heißt: *Buoh sám, ten tě zbav tvé moci, tvé zlé a protivné přihody a obrat' tě u prach a v popel pekelného ohně zde i tam na věky!* Ebenso betont ZATOČIL: „Auch hier kann uns Tk mit einer getreuen Wiedergabe der La. von H E aufwarten“.

Kap. 7, 11f. *ich sweige als mer ich bin zu swach alle ir ere vnd tugent, die got selber ir hat mitgeteilt, zu volsagen* setzen BERNT das Komma hinter *sweige*, HÜBNER und HAMMERICH einen Doppelpunkt, GIERACH ein Komma hinter *als mer*. Hierzu bemerkt ZATOČIL: „Im Tk. 27/165 haben die beiden Sätze ihre Plätze getauscht, aber das Wort *těměř* = eher, lieber = *als mer* gehört wie bei Hüb. eng zum Verbum schweigen: *k tomu jsem nedostatečen, hoden jie chváliti nejsem aniž vypraviti uměji je jie šlechetnosti. těměř budu mlčeti*“. Zur Erhellung der Stelle habe auch ich Tk herangezogen. Für die Beurteilung der Überlieferung ergibt er freilich in diesem Falle nichts. ZATOČIL hätte das Beispiel daher besser bei den Stellen behandelt, bei denen er von Tk Auskunft für die Erklärung erwartet.

Kap. 8, 9 ist *gekleckten* in der Fügung *sider des ersten von leime gekleckten mannes zeit* nur in H als *geklecktem* überliefert. E enthält *gekletten*, A B L *gelecket*, α *gemachten*, während in γ *von leime gekleckten* ausgefallen ist. Schon MARTIN empfahl, *gekleckten* in den Text aufzunehmen, und HÜBNER, HAMMERICH und GIERACH sind ihm gefolgt. Auch ich habe *gekleckten* in den Text gesetzt und dabei auf Tk verwiesen, wo es in Kap. 8 heißt: *Bychom my od počátka světa aneb od počátka prvního člověka, jenž z hlíny byl sle pen*. Den gleichen Hinweis macht ZATOČIL.

Kap. 9, 8ff. stellt BERNT her: *O got, gewaltiger herre, wie liebe sach ich mir, wann sie so zuchtiges ganges pflag vnd aller eren*. Er schließt sich

dabei wieder an α an. Die wichtigsten Abweichungen der übrigen Überlieferung sind folgende: Vor *gewaltiger* bieten H E noch *du*. Statt *zuchtiges* schreiben H A B *zuchtigliches*. Statt *aller eren* endlich weisen A B L *alle ere*, H E *alle er(e) bedēcken (bedecken H) kund(e)* auf. Zu der letzten Lesart von H E fügt BERNT „vielleicht echt“ hinzu, bemerkt aber: „Die Hss. A B H E L gehen hier einerseits auseinander, bieten aber andererseits keine an sich verständliche Lesart, so daß auf eine Verwirrung im Archetypus dieser Gruppe geschlossen werden muß. Ich folge darum der trefflichen Überlieferung von C O N a b, mit der G F bis auf Kleinigkeiten übereinstimmt. *bedenken kunde* in H E, das sehr Vertrauen erweckend aussieht, kann aus dem folgenden Satze *kunde — gedanken* herausgelesen worden sein“. Demgegenüber nehmen HÜBNER, HAMMERICH und GIERACH *du* und *alle ere bedenken kunde* aus H E, HAMMERICH auch noch *zuchtigliches* aus H A B in den Text auf. Ich folge in meiner Ausgabe HÜBNER und GIERACH, da Tk im 9. Kap. schreibt: *Ej, ty všemohúci, mocný Bože! Jakús' mi byl radost dal a jakú sem já radost toho měl v mém mladistvém srdci, když sem ji vídal před sebou bujně, avšak počestně kráčeti svým převýborným chodem, svým spanilým zatáčením, svým znenáhlym a tichým ohlédáním na obracení, svým veselým poskočením, svými všemi obyčeji sobě po všech místech svým řádem ctně činěci*. Auch ZATOČIL betont, daß der tschechische Text HÜBNER'S Lesung *vnd alle eren(!) bedenken kunde* voraussetze.

Kap. 11, 13f. liest BERNT im wesentlichen mit α : *Masse, sorge vnd bescheidenheit wonten stete an irem hofe; die scham trug stete der eren spiegel vor iren augen*. Vor *Masse* bringen H E, was er übersehen hat, noch *Ere czucht kewsch milt getrew (trew E)*. Statt *wonten (wanten E)* schreibt α *die wonten*. Hinter *hofe* fügt H *heile selde vnd gelück stunden mir bey durch iren willen* ein, was in E A erst auf *got was ir gunstiger hanthaber*. *Er was auch mir gunstig vnd genedig durch iren willen* folgt, in den übrigen Handschriften und Drucken aber fehlt. Endlich begegnet statt *die scham* in L *Schame*, in H *Schone*, statt *stete* in A *stettiglichen*, in α *alzeit (alle zeit C O)*, statt *der eren spiegel* in E *den eren spiegel* und statt *vor iren augen* in A *von iren augen*. Zur Begründung seiner Textherstellung bemerkt BERNT: „Der Einschub in H hinter *hofe: heile selde vnd gelück stunden mir bey durch iren willen* sieht sehr originell aus. Da derselbe Einschub in A E gleich darauf Z. 16 folgt, ist anzunehmen, daß er im Archetypus von H E A (B) am Rande stand. Schon das macht ihn verdächtig. An der zweiten Stelle Z. 16 ist er sicher unmöglich wegen der dadurch bedingten Wiederholung von *durch iren willen*; dies würde übrigens auch stören, wenn er in Z. 14

untergebracht würde. STOLZE, Der zusammengesetzte Satz im Ackermann, 1888, S. 102, der die Aufnahme empfiehlt, empfindet also die Störung nicht. Da weder B L γ noch α etwas von dem Gedanken bewahrt haben, war er als verdächtig auszuschalten“. Außerdem schreibt er zu *die scham*: „Das Bild findet man wörtlich in der Martina Hugos von Langenstein 141, 44: *vor (hsl. uon) ir ovgen truoc div schame allezeit den spiegel*. Die Bekanntschaft mit der Martina ist für unseren Dichter gesichert“. Als stärkste Versehen des BERNTSchen Textes empfand HÜBNER, wie HELMUTH THOMAS in der Einleitung zu dessen Ausgabe angibt, neben der Unvollständigkeit der Farbenreihe die Lücke in der Aufzählung der Tugenden. Er stellt her: *Ere, Zucht, Keusche, Milte, Trewe, Masse, Sorge vnd Bescheidenheit wonten stete an irem hofe; Scham trug stete der Eren spiegel vor iren augen*, während er bei der Einfügung des überschüssigen Satzes in H E A nicht H, sondern E A folgt. Ebenso liest GIERACH und bis auf *die schame* auch HAMMERICH. Auch ich schließe mich in meiner Ausgabe an HÜBNER an. Daß er sich mit der Aufnahme von *Ere, Zucht, Keusche, Milte, Treue* im Recht befindet, ergab mir Tk, wo Ludvík die Tugendreihe Johanns von Tepl bereits im 4. Kap. verwendet hat. Er schreibt: *Tu sme také byli, když sú jie všecky dvořky všeho Ščestie v své tovařistvie přijely. Byli sme tu, když jest ona jim zase každé zvláště slíbila byla pravé tovařistvie věrně do smrti své s nimi držeti, každé podlé jejieho řádu: najprv králové samé, jenž Čest slúla, téj jesti zdržala jako dobrá svú vieru až do dnešnieho dne; Múdrosti, té se i podnes drží jako mateře své; Stydlivost, tu sobě za vlastní tovařisku zvolila; Tichosti, téj folkuje a následuje jako sestře svéj staršie; Čistotě, té se jest ona uplně zachovala, až i v stav manželskýj vstúpila; Opatrnosti, téj se jest hned zmladu jako otci poručila; Ochotnosti a Prívětnosti, téj se jest všady držala, všady s ní byla, takéž mezi lidmi obecnými najnižšieho a najchudšieho řádu jakožto mezi lidmi najvyššieho řádu; Pravdu, tu sobě ve dcsky vložila a téj z desk ona až do smrti vyložiti nechce; Upřiemnost beze všech zášijkóv, tu jest sobě tak ujala, že jie pro žádného opustiti nechce*. Ebenso hat ZATOČIL erkannt, daß Ludvík im 4. Kap. sich nicht auf Frau Ehre beschränkte, sondern zur Abrundung des Bildes vorgriff und schon hier die *všecky dvořky všeho Ščestie* „alle Hofdamen des Glücks“ aufführte, „für die er in der Reihe der Tugenden im elften Ackermannkapitel ein treffliches Vorbild gefunden hatte“. „Es unterliegt keinem Zweifel“, erklärt er, „daß der tschech. Interpretator diese Reihe vor Augen hatte, als er sie für seinen Gebrauch mutatis mutandis verwertete.“

Kap. 12, 2 schreibt BERNT: *Du fluchest vnd bittest vnuersichtiglichen*

vnd one notdurft. Die abweichenden Lesarten sind: *vnverschuldlich* H, *vnuerschickenlich* A, *vnverschiklich* B, *vnuernunftiglich(en)* α, *vnverschcheidenlich(en)* γ statt *vnfürsichtiglich* E, *vnversichtlicliche* L. Außerdem weisen H E *rachung* nach *bittest* und α *alle* nach *one* auf. Zugunsten der Lesart *vnuersichtiglichen* schreibt BERNT: „Wenn *versicht* (Lexer) ‚Einsicht, Meinung‘ bedeutet, so haben wir hier die Bedeutung ‚ohne Einsicht‘, wie auch der Zusammenhang nahelegt, wenn auch LEXER das Adverb als ‚unvorsichtig, sorglos‘ belegt, welche Bedeutung übrigens auch hier nicht unmöglich wäre. Vgl. dazu *versichten, versichtigen* = ‚im Sinne haben, aufmerken‘ in ndd. Belegen im DWb. XII, 1313; *versichtikait* (Vorsicht) SCHMELLER und DWb. sowie *unbesicht, unbesichtikeit* = ‚Sorglosigkeit‘ bei SCHMELLER II, 246“. Gegen BERNT nimmt HÜBNER *rachung* in den Text auf. Auch schließt er sich mit der Form *vnvorsichtiglich* noch enger an E an. In Bezug auf *rachung* folgen ihm HAMMERICH und GIERACH, während sie statt *vnvorsichtiglich* mit H *vnverschuldlich* lesen. Zunächst wollte jener¹⁾ *vnverschuldliclich* herstellen, doch gelten sein Bedeutungsansatz „ohne daß es verschuldet ist“ und seine Begründung „Rein methodisch muß *vnversch. . .* H A B γ stärker sein als *vnvers. . .* | *vnvors. . .* E L“ auch für *vnverschuldlich*, so daß die Lesart von H deswegen nicht geändert zu werden brauchte. Gegen alle Vorgänger habe ich *vnverfenglich* in den Text gesetzt, da es, was ZATOČIL übersah, Tk erfordert. Außerdem habe ich nach HÜBNERs Vorgang *rachung* aufgenommen. Daß es der Urhandschrift angehört, zeigt ebenfalls Tk, wo es Kap. 10 heißt: *Ty nás klněš neslýchanú klebú z hněvu, prosíš proti nám pomsty z nenávisti, žádáš na nás prohromy z nepřezni; právě to zbuoh činíš a bez potřeby*. Ich stimme darin mit ZATOČIL überein, der mit Recht betont, daß der tschechische Text in dieser Hinsicht vorzüglich zu H E passe.

Kap. 16, 13ff. sagt der Tod: *Wir sein nichts vnd sein doch etwas. Deshalben nichts, wann wir weder leben weder wesen noch gestalt noch vnderstant haben, nicht geist sein, nicht sichtig sein, nicht greiflich sein*, was folgende Entsprechung in Tk Kap. 14 hat: *Slyšals' tehda, Tkadlečku, my sme nič a smy nětco. Tak sme nič, neb sme ani živi ani mrtvi, ani tělo máme ani kterú podstatu tělestnú, ani máme byt, ani máme duchu, ani sme k vidění způsobeni, ani k omakání, ani k držení zjednání, aniž jíme, aniž pijeme, aniž spieme, aniž odpočíváme, aniž kdy ustanem*. In meiner Abhandlung habe ich diese Stelle schon insofern behandelt, als ich das Fehlen von *vnd sein doch etwas* *Deshalben nichts* in B und die

¹⁾ Der Text des „Ackermanns aus Böhmen“ S. 31.

Lesart *Wir sein etwas vnd doch nichts* in L γ mit Hilfe von Tk als Verderbnisse erwies. Noch nicht eingegangen bin ich damals darauf, daß *noch vnderstant* lediglich im Aste β eine Entsprechung hat und in α fehlt. Statt *vnderstant* H, *vnderstent* A, *vnderstond* B lesen L γ dabei *vnderscheit*. In meiner Ausgabe habe ich *noch understand*, das BERNT als späteren Einschub betrachtet und ausscheidet, mit HÜBNER, HAMMERICH und GIERACH in den Text aufgenommen, weil es durch *ani máme byt* in Tk als ursprünglich ausgewiesen wird. Auch ZATOČIL schreibt: „Die La. aus H *vnderstant* hat ihre Entsprechung im Tk. 107/19“, wobei er *ani máme byt, ani máme duch* mit „wir haben weder Wohnung (Wesen, Existenz), noch haben wir Geist“ übersetzt. Als „Wohnung“ ist *understand*¹⁾ freilich nicht zu verstehen, zumal es in der Bedeutung „Unterkunft, Obdach, Herberge“ erst seit dem 16. Jahrhundert zu belegen ist. Es ist vielmehr nach dem Sprachgebrauch der Mystiker als „subjectum, substantia“ zu fassen. Dazu stimmt aber auch tschech. *byt*, das ich in meiner Abhandlung durch „Dasein“ wiedergegeben habe. Auch ZATOČIL fügt ja in Klammern „Wesen, Existenz“ hinzu. Entscheidend ist in unserem Zusammenhang, daß *ani tělo máme ani kterú podstatu tělestnu, ani máme byt, ani máme duchu* in Tk mit seinen vier Gliedern der Reihe *weder wesen noch gestalt noch vnderstand haben, nicht geist sein* entspricht. Zerdehnt hat Ludvík nur vorher *weder leben*, das er durch *ani živi ani mrtvi* überträgt, und nachher *nicht sichtig sein, nicht greiflich sein*, wofür er *ani sme k vidění zpósobeni, ani k omakáni, ani k držení zjednáni, aniž jíme, aniž pijeme, aniž spieme, aniž odpočíváme, aniž kdy ustanem* schreibt. An ZATOČILS Darstellung ist noch zu beanstanden, daß er *vnderstant* als eine Lesart aus H bezeichnet. Er unterschlägt, daß auch A B es als *vnderstent, vnderstond* überliefern. Tk zeugt an dieser Stelle also nicht nur für den Wert von H bzw. E, das hier schon ausgefallen ist, sondern gleichzeitig für die Bedeutung von A B.

Zuletzt behandelt ZATOČIL „nebenbei“ noch eine Stelle, in deren Beurteilung ich ihm jedoch nicht folgen kann. Zwar habe auch ich sie in meiner Abhandlung besprochen und in meiner Ausgabe ausgewertet, doch geschah beides unter anderem Gesichtspunkt. ZATOČILS Herstellungsversuch ist unhaltbar, weil er auf einem Versehen beruht.

Kap. 16, 22ff. berichtet der Tod, daß er an einer Tempelwand zu Rom als ein Mann dargestellt gewesen sei, der mit verbundenen Augen auf einem Ochsen geritten und in den Händen eine Sichel und eine

¹⁾ Vgl. D. Wb. Bd. 11, 3 Sp. 1820ff.

Schaufel geführt habe. Dann fährt er nach der Ausgabe BERNTS fort: *Gegen im slug, warf vnd streit ein michel menig volkes, allerlei leute, iegliches mensche mit seines hantwerkes gezeuge; da was auch die nunne mit dem psalter. Die slugen vnd wurfen den man auf dem oxsen in vnser bedeutunse; doch bestreit der tot vnd begrub sie alle.* Von dieser Fassung weichen HÜBNER und GIERACH nur unbedeutend ab. Beide schreiben *menige* statt *menig* und *bedeutnuss* statt *bedeutunse*. Außerdem ändert Gierach *doch bestreit* in *bestreit sie*. In Tk lautet die Stelle in Kap. 14: *Proti tomu muži byli jsú mnozí lidé s rozličnú braní. Tu jsú byli ciesari, tu jsú byli králi, tu jsú byli kniežata, tu jsú byli hrabie, tu jsú byli rytieri a panoše, tu jsú byli rozliční lidé sečni a branní rozličného stavu, s rozličnú sečbú a s rozličnú braní, od najvyššieho stavu až do najnižšieho. Tut' jest byla také jeptiška a svým žaltářem a s svým nabieraným vělem, tut' jest byl mnich s svým antifonářem a s svú krátkú kapičkú. Tut' jest byla měščka s svým škrobeným šlojierem, tut' jest byla také vysokéj mysli a bujného kroku dvořka s svým návuzem a s svým ošivkem. Tut' jest byla i také babka bezzubá, hrbovatá s svým kuželem. Ti všichni lidé, ti' sú byli proti tomu muži, naň sekúce, naň tepúce, naň tú braní házejice, každý tiem, ktož co měl, podlé svého řádu; ale nic jemu uškoditi nemohli.* Aus Tk glaubte KRAUS eine Lücke im „Ackermann“ erschließen zu können. „Das Bild“, schreibt er, stellt den vergeblichen Kampf der Menschen aller Stände gegen den Tod dar, jeder kämpft mit seinem Handwerkszeug, da war auch die Nonne mit dem Psalter. Warum wird gerade die Nonne und nur die Nonne erwähnt? Und ist ein von schwacher Frauenhand geschleudertes Buch eine so gefährliche Waffe, daß es als Vertreter aller möglichen Wurfobjekte genannt werden kann? Erwarten wir nicht eher, von starken und mächtigen Männern und von wirklichen Waffen zu hören als von ihr, der einzigen?“ Er räumt zwar ein, daß die Aufzählung der Gegner in Tk wie so oft von unerträglicher Breite sei, doch setzt sie seines Erachtens voraus, daß im „Ackermann“ außer der Nonne noch einige Vertreter der verschiedenen Stände genannt gewesen sein müssen. Obgleich HAMMERICH diese Vermutung für sehr erwägenswert hält und auch in seiner Ausgabe nach *seines hantwerks gezeug* eine Lücke ansetzt, ist sie unzutreffend. Sie trägt dem Verfahren Ludvíks nicht genügend Rechnung. Daß die Aufzählung der verschiedenen Stände ohne weiteres aus der alleinigen Nennung der Nonne entwickelt worden sein kann, habe ich in meiner Abhandlung durch den Hinweis auf eine ganz ähnliche Aufschwellung sichergestellt. ZATOČIL geht auf diese Frage nicht ein. Er behauptet aber unter Hinweis auf *slug, warf vnd streit* am Anfang, „daß

auch die Dreigliedrigkeit im Tk. 110/10 *Ti všichni lidé, tit' sú byli proti tomu muži, naň sekúce, naň tepúce, naň tú braní házejíce* zu guter Letzt. . . ihren Ursprung in den Laa. der Hss. H L γ hat: *slugen, wurfen vnd stritten*, wogegen beide Ausgaben nur Zweigliedrigkeit B. 16, 27 (Hüb. 16, 29) *Die slugen vnd wurfen* aufweisen“. Zu dieser Auffassung ist er gelangt, weil er BERNTS Angabe „*slugen wurfen* (dafür *fachten I, wachend c) vnd stritten* H L γ “ statt auf *slug, warf vnd streit* irrümlicherweise auf *Die slugen vnd wurfen* bezogen hat. In Wahrheit bietet H: *Gegen jm slugen, würffen vnd striten ein michel menig volks, allerlay leut, jeglichs mensch mit seines hantwerchs gezeug; do was auch dis nunne mit dem psalter. Die slugen vnd würffen den man auff dem ochsen, jn vnser bedeutunss bestriten sie den tod vnd begrub sie alle*. Entsprechend lesen auch L γ , nur überliefern sie den letzten Satz in der Fassung *bestreit vnd begrub der tod sy alle* (alle fehlt L). *naň sekúce, naň tepúce, naň tú braní házejíce* in Tk gibt also auf jeden Fall *Die slugen vnd wurfen* wieder. ZATOČIL hätte dies auch schon daran ersehen können, daß *naň tú braní házejíce* nicht *vnd striten*, sondern *vnd wurfen* wiedergibt. *naň sekúce, naň tepúce* ist durch Doppelung aus *Die slugen* entwickelt worden. Tk erhärtet also keine Lesart von H L γ . Auch *slugen, wurfen vnd striten* H L γ hat gegenüber sonstigem *slug, warf vnd streit* keine Gewähr, und HAMMERICH hat diese Lesart zu Unrecht in den Text gesetzt. Auf dem richtigen Wege war er aber, wenn er, nachdem er zunächst wie GIERACH *bestreit sie der Tot und begrub sie alle* lesen wollte, in seiner Ausgabe *bestreit der Tot und begrub sie alle* aus A B (L) übernahm. *doch* (aber G F) ist, da *do* in M eine Neuerung ist, nur in α überliefert und stammt nicht aus der Urhandschrift. BERNT bemerkte unzutreffend: „*in vnser bedeutunse* wird von verschiedenen Überlieferungen zum folgenden gezogen und dieses danach geändert, so fiel *doch* in β aus und wurde nur in K durch *do* ersetzt“. BERNT und HÜBNER haben es daher in ihren Ausgaben zu Unrecht beibehalten. Freilich haben alle die ganze Stelle noch nicht richtig interpungiert. In meiner Ausgabe schreibe ich: *Gegen im slug, warf und streit ein michel menige volkes. Allerlei leute, jegliches mensche mit seines handwerkes gezeuge — da was auch die nunne mit dem psalter —, die slugen und wurfen den man auf dem ochsen. In vnser bedeutnuß bestreit der und begrub sie alle*. Erst durch diese Gliederung gewinnen wir denselben Aufbau wie in Tk, und erst jetzt verstehen wir wirklich, wie Ludvík dazu kam, die einzelnen Stände aufzuzählen. Er führte nur die Angabe *Allerlei leute, jegliches mensche mit seines hantwerkes gezeuge* weiter aus.

Diese letzte Stelle ist ein besonders gutes Beispiel dafür, wie schwierig die Textherstellung des „Ackermann“ ist. Zugleich veranschaulicht sie aber auch den hohen textkritischen Wert des „Tkadlec“. ZATOČIL ist ihm bei weitem nicht gerecht geworden. Sein starrer Blick auf die Handschriften H und E hat ihn gehindert, die tatsächlichen Überlieferungsverhältnisse zu erkennen. Daß beide Handschriften einen hervorragenden Wert besitzen, soll durch diese Feststellung keineswegs geleugnet werden. Ihn habe ich stets anerkannt, und er ist ja auch in dieser Untersuchung wieder deutlich geworden. Übersehen hat ZATOČIL aber, daß auch A B und α durch Tk als Überlieferungsbranche ausgewiesen werden, die in zahlreichen Fällen allein das Ursprüngliche bewahrt haben. Die besprochenen Stellen haben auch hiervon Zeugnis abgelegt. Weitere eindeutige Belege enthält meine Abhandlung. Ganz zu übersehen wird die Streuung des ursprünglichen Textes aber erst sein, wenn meine Ausgabe vorliegt, die in Kürze in der Reihe „Deutsche Klassiker des Mittelalters“ erscheint.

Lunden, Holstein

WILLY KROGMANN

Die Bedeutung des Begriffes der „Achtung“ bei Puškin

„... eines bringt niemand mit auf die Welt,
und doch ist es das, worauf alles ankommt,
damit der Mensch nach allen Seiten zu
ein Mensch sei...: ‚Ehrfurcht!‘“

Goethe¹⁾.

Der junge Puškin wuchs in jener liberalen Tradition auf, die in der russischen Intelligenz des ausgehenden 18. Jahrhunderts herrschend geworden war und die in der Regierungszeit Alexanders I. ihren Höhepunkt erreichte. Er teilte die Hoffnungen auf eine rasche und grundlegende Veränderung der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse, und er nahm auch an der aufgeklärten Verspottung der religiösen Dinge teil („Gavriliada“). In den Verbannungsjahren 1820—1826 vollzog sich in der Haltung Puškins ein Wandel, zu dem das Mißlingen des Dekabristenaufstandes beigetragen haben mag, der aber im Grunde auf eine Überprüfung seiner bisherigen Anschauungen zurückzuführen ist, die Puškin in dieser Zeit vornahm. Puškin wurde mit den Ideen der deutschen und englischen Romantik vertraut; es bildete sich — nicht zuletzt durch das Studium des Karamzinschen Werkes — sein später so ausgesprochener geschichtlicher Sinn.

¹⁾ GOETHE, Cotta, Stuttgart o. J., Bd. XVIII, S. 138.

Der Prozeß der unbegrenzten Säkularisierung, der Autonomisierung des Menschen wurde von Puškin nun nicht mehr kritiklos aufgenommen. Er erkannte, daß die Lösung aus den alten Bindungen ständischer und religiöser Art zwar höhere, aber auch gefährdetere Formen der Existenz heraufführte. Auf dem Gebiet der Wirtschaft z.B. schien ihm die sich anbahnende Industrialisierung höchst fragwürdig, weil sie das großstädtische Proletariat schuf — eine Entwicklung, die, wie er mit Besorgnis feststellte, in England bereits weit fortgeschritten war. Und auf dem Gebiet des Geistes mußte er sehen, daß die romantische Bewegung die Kunst und den Künstler, vor allem aber den Dichter, wohl aus der dienenden Stellung, in der sie sich bislang befunden hatten, erlöst und ihnen das Bewußtsein der eigenen Würde gegeben hatte, daß die neuerrungene Freiheit aber doch in zwiefacher Weise bedroht war — durch die alten Mächte, aus deren Abhängigkeit sich die Dichtung „ideologisch“ zwar vollkommen, realiter aber nur zum Teil befreit hatte, und durch neue Mächte, die den von Puškin so lebhaft begrüßten Prozeß der Verwandlung des (vollendeten) Kunstwerks in eine Ware in den Zeitraum vor seiner Vollendung verlegten. Während Puškin und seine Freunde unermüdlich die Idee zu propagieren suchten, daß die Dichtung einen autonomen Kulturwert darstelle und daß die moderne russische Literatur von „edler Unabhängigkeit“¹⁾ sei und sein müsse, verwandelten geschäftstüchtigere Zeitgenossen diese Literatur in einen „Trödelmarkt“²⁾. Besonders in diesem Vorgang offenbarten sich Puškin die ernstesten Gefahren, die die neuen Freiheiten für die Kultur mit sich brachten. Denn der Begriff der Kultur setzt die Anerkennung eines bestimmten Systems von Werten durch ihre Träger voraus. In der früheren Gebundenheit war die Achtung vor diesen Werten durch die Tradition und die staatlichen und kirchlichen Autoritäten gesichert gewesen. Jetzt waren, mit dem Fortschritt zur Freiheit, die Werte, die Achtung verdienten, erhöht und vermehrt, zugleich aber die Möglichkeit ihrer Mißachtung geschaffen worden. Damit war der Bestand der Kultur bedroht.

Mit dieser Bedrohung galt es fertig zu werden. Dabei bot sich zunächst die mechanistische Lösung in der Form der Gesetzgebung an. Obwohl die letztere in wesentlich geistigen Fragen nur eine negative, regulierende Funktion haben konnte, so schätzte Puškin doch die Möglichkeit der Ausschaltung verderblicher Einflüsse sehr hoch ein und hielt es daher für notwendig, daß von ihr Gebrauch gemacht

¹⁾ A. S. PUŠKIN, *Polnoje sobr. soč.*, Izd. Akad. Nauk, M 1950/51, Bd. X, S. 90 (1824).

²⁾ X, 470 (1834).

werde. Wenn er, der im Mai 1823 einen Brief an N. I. Gnedič mit dem Ausruf „Vale, sed delenda est censura“ geschlossen hatte¹⁾ und der bis zuletzt unter einer brutalen und willkürlichen Zensur zu leiden hatte, der noch im Oktober 1835 in einem (nicht abgesandten) Brief an Benkendorf von sich sagen konnte, daß kein einziger russischer Schriftsteller so von der Zensur bedrängt werde wie er²⁾, der im August des folgenden Jahres feststellen mußte, daß die russischen Schriftsteller noch niemals so bedrückt worden seien wie zu dem gegenwärtigen Zeitpunkt³⁾, in späteren Jahren doch wiederholt der Überzeugung von der grundsätzlichen Notwendigkeit der Existenz der Zensur und der Dringlichkeit ihrer Funktionen Ausdruck gab (am ausführlichsten in der „Putešestvije iz Moskvy v Peterburg“, 1833/34, sowie in der im „Sovremennik“ erschienenen Antwort auf die Akademie-Rede von M. Lobanov, 1836), so darf dies nicht als ein bloßes Sich-mit-den-Tatsachen-Abfinden gewertet werden. Puškin sagte bei der Behandlung dieser Fragen vermutlich vieles nicht, was er sagen wollte, aber er sagte wohl auch kaum etwas, was er nicht sagen wollte. Bezeichnend ist, daß er offenbar damit rechnete, daß man seinen Äußerungen opportunistische Motive zugrunde legen werde — in der „Putešestvije“ (die wegen Zensurschwierigkeiten zu seinen Lebzeiten nicht erscheinen konnte) betonte er ausdrücklich, daß er seine Meinung über Zensur und Pressefreiheit „offen und nach bestem Gewissen“ sage⁴⁾. „... ich bin überzeugt“, erklärte Puškin hier, „von der Notwendigkeit der Zensur in einem sittlich gebildeten und christlichen Volke, unter welchen Gesetzen und unter welcher Regierungsform es auch immer lebe“⁵⁾. In dem gleichen Aufsatz betonte er dann, daß das Zensorenamt von den gebildetsten Männern verwaltet werden müsse, weil dieses Amt „etwas Heiliges“ an sich habe⁶⁾. In seiner Antwort auf die Akademie-Rede M. Lobanovs forderte Puškin, daß die Zensur eine wohltätige Einrichtung sein müsse, daß sie aber nicht eine solche der Unterdrückung sein dürfe⁷⁾; 1830 suchte er ihre Aufmerksamkeit auf die Veröffentlichung von Werken wie den „Zapiski Samsona“ und den „Zapiski Vidoka“ zu lenken⁸⁾, und in dem gleichen Jahr berichtete er in seinem „Oproverženije na kritiki“, daß ein ihm bekannter großer Zeitgenosse gesagt habe, wenn die Pressefreiheit in Rußland eingeführt werden sollte, dann werde er mit Frau und Kind nach Konstantinopel übersiedeln, und er fügte diesem Bericht die Feststellung hinzu, daß in der Tat die Pressefreiheit, wie alles, ihre üblen Seiten habe, und daß eine der übelsten

1) X, 60.

2) X, 553.

3) X, 593.

4) VII, 645.

5) Ebenda.

6) Ebenda.

7) VII, 410.

8) VII, 150.

unter ihnen die mangelnde Achtung vor der Ehre der Mitbürger sei¹⁾. Solche Urteile aus Puškins Feder, denen sich weitere zur Seite stellen ließen, sind zweifellos ehrlich, sie entspringen nicht dem Wunsche, den Mächtigen seiner Zeit zu gefallen, sondern der Beobachtungsgabe eines wachen und scharfen Geistes.

Schöpferisch aber konnte die Aufgabe einer Bewahrung der bedrohten Kultur dort, wo der Ausgleich zwischen den das menschliche Leben beherrschenden Spannungen zwischen Einzelem und Gemeinschaft, zwischen Spontaneität und Gesetz nicht mehr durch eine objektive Ordnung garantiert wurde, nur von dem sittlich verantwortlichen Einzelnen geleistet werden, von dem zur „guten Gesellschaft“ (die nach Puškins Ansicht bekanntlich „auch außerhalb der höchsten Kreise existieren kann, nämlich überall da, wo es anständige, kluge und gebildete Menschen gibt“²⁾) gehörenden Leser ebenso wie von dem Schriftsteller, der — nicht nur in ästhetischer Hinsicht — „sich selbst sein oberstes Gericht“³⁾, d.h. in letzter Instanz nur dem eigenen Gewissen verantwortlich ist. Und wie Goethe zum Pädagogen wurde, nachdem die aristokratisch-bürgerliche Gesellschaft in Zerfall geraten war und er das bürgerlich-liberale Zeitalter kommen sah, so wandte auch Puškin angesichts der zunehmenden Auflösung der ständischen und zugleich der „weltanschaulichen“ Ordnung sein Interesse der Frage der sittlichen Haltung des Einzelnen zu.

Die Kraft nun, die dem Einzelnen die Leistung des Ausgleichs ermöglicht, ist die Achtung⁴⁾. Sie allein kann das nach der Zerstörung der alten festen Ordnungen geschaffene System von neuen Wertwelten im Gleichgewicht erhalten, sie allein kann jeder Lebenserscheinung ihren Platz innerhalb dieses Systems anweisen und, als Selbstachtung, auch dem eigenen Ich. Achtung und Selbstachtung muß natürlich vor allem der Schriftsteller zeigen, weil sein Beispiel große Wirkung hat. Von dem Schriftsteller besonders fordert Puškin daher Achtung vor geistigen und sittlichen Werten, vor der Religion, der Kunst, vor menschlicher Größe und gewaltigem Schicksal, vor den Errungenschaften der Gegenwart und, weil in ihm das Geheimnis der menschlichen Existenz berührt wird, besonders vor allem Vergangenen, kurz, vor allem, „was dem Menschen heilig ist“⁵⁾. Es genügt nicht, wenn ein Schriftsteller zeigt, daß die alten Götzen gestürzt sind — die Ehrfurcht vor den neuen Göttern und ihrer Welt erst kann die neuerrungene

1) VII, 201.

2) VII, 109 (1830).

3) „Poetu“ (1830).

4) „Uvaženje“; der Begriff ist „weltlicher“ als Goethes „Ehrfurcht“, aber er erfüllt sehr ähnliche Funktionen.

5) VII, 514 (1836).

Freiheit fruchtbar machen; es genügt nicht, meint Puškin, daß ein Schriftsteller sich nicht der „gemeinen Kriecherei vor den Mächtigen“ schuldig mache¹⁾; das rechte Verhältnis zwischen den einzelnen Werten kann nur dann erhalten bleiben, wenn er nicht, wie N. A. Polevoj, in das andere Extrem verfällt, in eine Hochmütigkeit, „die weder Alter noch Stand achtet und gleichermaßen das Andenken an die Toten wie das Verhältnis zu den Lebenden verletzt“²⁾. Letzten Endes kann aber auch eine solche ehrfurchtlose Haltung dazu dienen, die Werte im allgemeinen Bewußtsein in das rechte Verhältnis zu setzen, denn zur Achtung kann und muß man die Menschen erziehen, und die öffentlich ausgetragenen Fehden, „die Angriffe auf einen Schriftsteller und die Rechtfertigungen, zu welchen jene Anlaß geben“, können diesen Erziehungsprozeß fördern. „In diesem Sinne bringen auch Schriftsteller, die mit Recht unsere Verachtung verdienen, Schimpfer und Verleumder, wirklichen Nutzen, denn es bildet sich allmählich die Achtung vor der persönlichen Ehre des Bürgers, und es wächst die Macht der öffentlichen Meinung, auf der die Reinheit der Sitten eines gebildeten Volkes gegründet ist“³⁾.

Den Prozeß der Erziehung zur Achtung nun suchte Puškin nach Kräften zu unterstützen, und wir finden daher von der Mitte der 20er Jahre an in seinen Artikeln und Briefen immer wieder Hinweise auf die Bedeutung der Achtung und positive und negative Beispiele für die Haltung des Einzelnen und besonders der Dichter.

Als ein trauriges Beispiel, an dem die gegenseitige Bedingtheit von Achtung und Selbstachtung deutlich zutage tritt, erscheint Puškin der Schöpfer des „Candide“. „Voltaire verstand es während seines ganzen langen Lebens nie, seine eigene Würde zu wahren. . . In seiner Jugend konnte die Gefangensetzung in der Bastille, die Ausweisung und die Verfolgung nicht das Mitleid und das Mitgefühl für ihn erwecken, das man noch selten einem verfolgten Talent versagt hat. Und auch in seinem Alter, als Berater von Monarchen, als Idol Europas und erster Schriftsteller seiner Epoche, als Führer der Geister und der Meinung seiner Zeit vermochte Voltaire keine Achtung für seine ergrauten Schläfen zu erwecken: die Lorbeeren, die sie bedeckten, waren mit Schmutz bespritzt. . . Er besaß keine Selbstachtung und kein Gefühl für die Notwendigkeit der Achtung vor anderen. Was trieb ihn, seine Unabhängigkeit gegen die launischen Gnaden eines ihm fremden Herr-

¹⁾ VII, 197 (1830).

²⁾ Ebenda.

³⁾ VII, 197 f.

schers zu vertauschen, der keinerlei Recht hatte, ihn dazu zu zwingen¹⁾. Aus der Haltung Voltaires und dem Schicksal, das sie ihm eintrug, zieht Puškin den Schluß, daß der einzig richtige Platz eines Schriftstellers sein Arbeitszimmer sei und daß vor allem „nur Unabhängigkeit und Selbstachtung uns über die Nichtigkeiten des Lebens und die Stürme des Geschicks erheben können“²⁾.

Das Problem der Selbstachtung, hier von dem reifen Puškin 1836 in dem Aufsatz über Voltaire behandelt, beschäftigt den Dichter immer wieder. „Was mußt Du Dich mündlich mit den Journalisten einlassen, wie Vjazemskij es schriftlich getan hat“, schreibt er schon 1824 an seinen Bruder, „man muß Achtung vor sich selber haben“³⁾. Im Januar des folgenden Jahres schreibt er an Vjazemskij: „Du hast natürlich recht; mehr als je muß ich Selbstachtung zeigen, mich vor der Regierung zu erniedrigen hieße eine Dummheit begehen“⁴⁾. Dem jungen I. V. Kirejevskij wirft er 1832 nach dem auf eine persönliche Anweisung des Zaren hin ausgesprochenen Verbot des „Jevropejec“ vor, daß er nicht etwas zu seiner Rechtfertigung unternommen habe. „Sie hätten sich aus Achtung vor sich selber rechtfertigen müssen und, ich glaube sagen zu können, auch aus Achtung vor dem Zaren; denn seine Angriffe sind nicht dasselbe wie die Angriffe eines Polevoj oder Nadeždin“⁵⁾. Wo die Angriffe aber nicht „unsinnig“, sondern „gemein“ sind, wo sie sich nicht gegen das Werk, sondern gegen die Persönlichkeit seines Schöpfers richten, da hält Puškin es doch für nötig, ihnen zu antworten, „nicht aus Achtung vor den Journalisten, sondern aus Achtung vor dem Publikum“⁶⁾. Denn persönliche Verleumdungen darf man „schon aus Achtung vor sich selbst“ nicht unbeachtet lassen, und auch „das Publikum verdient solche Mißachtung nicht“⁷⁾. Deutlich entwickelt Puškin seine Vorstellung von der eigenen Würde bewußten, aus freiem Entschluß sittlich handelnden Persönlichkeit auch in der Antwort an Herrn Lobanov. Hier stellt er fest, daß es Berufe

1) VII, 419f. — Puškin mag hier einen wehmütigen Vergleich zu der Lage angestellt haben, in der er selbst sich Nikolaus I. gegenüber befand.

2) VII, 420f. — Die Ansicht, daß es nicht nur Voltaire, sondern überhaupt den Franzosen des 18. Jahrhunderts an Achtung mangelte, konnte Puškin bei der von ihm so geschätzten Mde de Stael ausgesprochen finden. „Ce qui manque en France, en tout genre“, hatte sie in ihrem Buch „De l'Allemagne“ geschrieben, „c'est le sentiment et l'habitude du respect, et l'on y passe bien vite de l'examen qui peut éclairer à l'ironie qui réduit tout en poussière“. (Stael, De l'Allemagne, Paris 1856, S. 400.)

3) X, 91.

4) X, 123.

5) X, 413.

6) VII, 202 (1830).

7) VII, 199 (1830).

gebe, „die einem die Verpflichtung zur Mäßigung und zum Anstand auferlegen, — unabhängig von der Aufsicht der Zensur, sponte sua, sine lege“¹⁾. Und selbst in den Beziehungen zu seiner Frau mißt Puškin der „Achtung“ große Bedeutung bei. Im November 1833 warnt er sie, wie so häufig, vor dem Kokettieren: „Ich wiederhole Dir auf eine sanftere Weise (als im vorigen Brief. P. B.), daß das Kokettieren zu nichts Gutem führt; wenn es auch seine Annehmlichkeit besitzt, so nimmt doch nichts so schnell einer jungen Frau jenes Etwas, ohne das es kein glückliches Familienleben und keine Ruhe in den Beziehungen zur Welt geben kann: die Achtung“²⁾.

Besonders nachdrücklich fordert Puškin Achtung vor der Vergangenheit. „Achtung vor dem Vergangenen — das ist ein Zug, der Bildung von Roheit unterscheidet. . .“, heißt es in dem aus dem Jahre 1830 stammenden Entwurf zu einem Artikel über die russische Literatur³⁾. „Roheit, Gemeinheit und Unwissenheit“, schreibt Puškin im gleichen Jahr in dem „Oproverženije na kritiki“, „achten die Vergangenheit nicht und kriechen nur vor der Gegenwart“⁴⁾. In dem 1836 geschriebenen Artikel über Radiščev, mit dem Puškin den Autor der „Reise von Petersburg nach Moskau“ der offiziellen Vergessenheit entreißen wollte und der dann doch nicht erscheinen durfte, bietet ihm Radiščevs aufgeklärt-ungeschichtlicher Fortschrittsglaube einen Ansatzpunkt für seine Kritik: „Er ist ein echter Vertreter der Halbbildung. Eine ungebildete Verachtung für alles Vergangene; eine schwachsinnige Bewunderung für seine eigene Zeit; eine blinde Vorliebe für alles Neue. . . das finden wir bei Radiščev“⁵⁾. Sein aus dem gleichen Jahre stammendes Lob für Belinskij schränkt Puškin insofern ein, als er wünscht, daß der junge Kritiker mehr Gelehrsamkeit, mehr Belesenheit, mehr Umsicht und — mehr Achtung vor der Überlieferung haben möchte, „mit einem Wort — mehr Reife“⁶⁾.

Wiederholt beklagt sich Puškin über den Mangel an Achtung vor menschlicher Größe; daß er in der russischen literarischen Kritik sehr verbreitet ist, wertet er noch in seinem letzten Lebensjahr als ein Zeichen für deren Unreife. „Die Mißachtung von Namen, die der Ruhm geheiligt hat, (das erste Zeichen der Unwissenheit und eines schwachen Verstandes) wird bei uns leider nicht nur für eine erlaubte, sondern sogar für eine lobenswerte Kühnheit gehalten“⁷⁾. Und schon der erste Aufsatz Puškins, der im Druck erschien, der 1825 geschriebene Artikel

1) VII, 402.

2) X, 456. — Hervorhebung hier und im Folgenden von Puškin. P. B.

3) VII, 225. 4) VII, 196. 5) VII, 360. 6) VII, 441. 7) VII, 407.

„O g-že Staľ i o g. A.M-ve“, stellt eine Polemik dar gegen den Mangel an Achtung vor einem großen Menschen. „Von dieser Dame (Mde de Stael. P. B.)“, heißt es hier, „hätte man in der höflichen Sprache eines gebildeten Menschen sprechen müssen. Diese Dame würdigte Napoleon der Verfolgung, Monarchen ihres Vertrauens, Byron seiner Freundschaft, Europa seiner Achtung, und Herr A. M. eines nicht sehr klugen und sehr ungehörigen Zeitungsartikels“. Nach dieser Zurechtweisung, in der „Bildung“ und „Achtung“ bezeichnenderweise schon in Beziehung zueinander gesetzt sind, schließt Puškin mit dem Rat: „Uvažen chočes' byt', umej drugich uvažit“¹⁾. Fünf Jahre später (1830) hält er es für nötig, in seinem Aufsatz über den ersten Band von N. A. Polevojs „Geschichte des russischen Volkes“ festzustellen, daß „die Achtung vor Namen, die durch ihren Ruhm geheiligt wurden“, keine Kriecherei sei, wie jemand zu behaupten gewagt habe, sondern „das wichtigste Merkmal eines gebildeten Menschen“²⁾. An eben dieser Achtung ließ es Polevoj Puškins Ansicht nach in dem Vorwort zu dem ersten Band seiner „Geschichte“ allzusehr fehlen, und Puškin nahm ihm das so übel, daß er es ihm auch in dem Artikel über deren zweiten Band (ebenfalls 1830) vorhielt: „Die Verachtung, mit der Polevoj sich in seinen Bemerkungen über Karamzin äußerte, die Art, wie er sich über sein Werk lustig machte, beleidigte das sittliche Gefühl unserer Achtung vor dem großen Landsmann“³⁾. Noch 1836, in dem Aufsatz „Über die Meinung des Herrn Lobanov . . .“, wies Puškin auf den „reinen, hohen Ruhm“ Karamzins hin: „Kein Schriftsteller von wahren Talent, kein wirklich gebildeter Mensch selbst unter seinen früheren Gegnern hat ihm den Tribut der Dankbarkeit und der tiefen Achtung verweigert“⁴⁾.

Aber auch anderen bedeutenden Menschen gegenüber verlangt Puškin Achtung. In einem Brief an I. I. Lažečnikov aus dem Jahre 1835 nimmt er Tred'jakovskij in Schutz: „Sie beleidigen einen Menschen, der in vieler Hinsicht unserer Achtung und Dankbarkeit wert ist“⁵⁾. Schon 1825 macht er Küchelbecker Vorwürfe, weil dieser Žukovskij parodiert hatte. Der Pöbel, meint Puškin, werde dabei nur die Nichtachtung Žukovskij gegenüber sehen und sich freuen⁶⁾. Er selbst läßt seinen ursprünglichen Plan, das achte Kapitel des „Jevgenij Onegin“ ganz auszulassen und es durch eine römische Ziffer zu ersetzen, wieder fallen, aus Furcht, daß eine scherzhafte Parodie „für einen Mangel an Achtung vor dem großen und heiligen Andenken

1) VII, 25f.

2) VII, 136.

3) VII, 143.

4) VII, 407f.

5) X, 555.

6) X, 194.

Byrons gehalten werden könnte¹⁾. In einem Brief an Vjazemskij (1825) fragt er, warum dieser auf einen Brief Del'vigs nicht habe antworten wollen. Del'vig sei „ein in jeder Hinsicht der Achtung werter Mann“²⁾. Aus seinem Gedicht an Čaadajev entfernt Puškin (ebenfalls 1825) Verse, die Vjazemskij nicht gefallen hatten, und betont dabei, daß er es nur aus Achtung vor Vjazemskij getan habe. Als dieser in seinem Aufsatz über Ozerov von einigen späten Gedichten Deržavins sagt, daß sie der Prosa des ersteren nicht wert seien, da ermahnt ihn Puškin, den „Vater Deržavin“ gefälligst zu achten³⁾. Ja, als Batjuškovs dichterisches Schaffen durch eine psychische Krankheit frühzeitig sein Ende gefunden hat, schreibt Puškin an Rylejev: „Achten wir in ihm das Unglück und die unerfüllten Hoffnungen“⁴⁾.

Achtung fordert Puškin natürlich auch vor der Kunst und dem Künstler. „Es ist eine Schande“, schreibt er schon 1823 an Vjazemskij, „daß die vornehmste Schicht des Volkes, die immerhin denkende Schicht, den willkürlichen Gewaltakten eines zaghaften Dummkopfs unterworfen ist. Wir lachen, aber es wäre wohl besser, wenn wir es ernstlich mit den Birukovs (Zensor von 1821—26. P. B.) aufnehmen wollten; es ist Zeit, daß wir unserer Meinung Gewicht geben und die Regierung zwingen, unsere Stimme zu achten — die Verachtung gegenüber den russischen Schriftstellern ist unerträglich. . . . gebt uns eine strenge Zensur, schön, aber keine idiotische. . .“⁵⁾. Kurz vor dem Bruch mit Bulgarin rechnet Puškin diesen noch der kleinen Zahl von Literaten zu, „deren Lob und Tadel geachtet werden kann und muß“⁶⁾. Lobend vermerkt er 1827 in den *Materialy* „Otryvkam iz pisem mysljam i zamečanijam“, daß Sumarokov bereits Achtung vor der Dichtkunst gefordert habe⁷⁾. Dem Publikum rät er 1833, den Stand der Schriftsteller zu achten, sich aber nicht völlig von ihm beherrschen zu lassen⁸⁾, von der Zensur verlangt er in dem gleichen Jahr, daß sie die Bücher, die vor ihrem Gericht erscheinen, nicht wie einen Kutscher behandle, der sich eine Nummer holen will, die ihm das Recht gibt, gegen Bezahlung in der Stadt umherzufahren, sondern „mit Achtung und Nachsicht“⁹⁾. Achtung verdient auch der Gedanke, „dieses große Wort“ — „denn was macht die Größe des Menschen aus, wenn nicht der Gedanke?“¹⁰⁾ Deshalb stellt Puškin schon 1824, als Bulgarin erklärt hatte, N. Bestužev zeichne sich durch Neuheit der Gedanken aus, in einem Brief an A. Bestužev vorwurfsvoll fest, „man könnte das

1) V, 547 (1829/30).

2) X, 139.

3) VII, 559 (1827?).

4) X, 118 (1825).

5) X, 55.

6) X, 79 (1824).

7) VII, 64.

8) VII, 301.

9) VII, 645.

10) VII, 301 (1833).

Wort Gedanke mit größerer Achtung gebrauchen“¹⁾, und noch am 19. Oktober 1836 schreibt er in dem berühmten Brief an Čaadajev: „Il faut bien avouer que notre existence sociale est une triste chose. Que cette absence d'opinion publique, cette indifférence pour tout ce qui est devoir, justice et vérité, ce mépris cynique pour la pensée (Hervorhebung von mir. P. B.) et la digneté de l'homme, sont une chose vraiment désolante“²⁾.

Wenn die russischen Dichter sich, wie Puškin meint, vor allem durch ihre stolze Unabhängigkeit auszeichnen, so führt er das in einem Brief an A. A. Bestužev aus dem Jahre 1825 unter anderem auf die Tatsache zurück, daß sich bei ihnen, da sie zum großen Teil Adlige sind, gewöhnlich zu dem Autorenstolz noch der Aristokratenstolz gesellt, und daß der russische Dichter deshalb bei anderen Magnaten nicht mit einem Widmungsgedicht erscheint, „sondern mit der Forderung auf Achtung, als ein Adliger aus 600jährigem Geschlecht“³⁾. Der bekannte Stolz Puškins auf seine Herkunft ist aber durchaus reflektiert. In der „Geschichte des eigenen Hauses“ ehrt Puškin wiederum nur die Vergangenheit und die Geschichte Rußlands, und er wehrt sich deshalb dagegen, daß man in seinem Adelsstolz den Versuch sehen will, Byron nachzuahmen. „Was hat die Anhänglichkeit eines Lords an seine feudalen Vorrechte“, fragt er 1830, „mit der uneigennützigten Achtung vor den toten Vorfahren zu tun, deren vergangene Berühmtheit uns weder Ränge noch Protektion verschaffen kann?“⁴⁾ Schließlich ist sich Puškin auch der Tatsache bewußt, daß es „natürlich eine höhere Würde als die der Berühmtheit des Geschlechtes gibt, nämlich die persönliche Würde“⁵⁾. Und er bezweifelt es sehr, ob diese persönliche Würde bei der neuen Möglichkeit, Erzeugnisse des Geistes zu Geld zu machen, nicht doch mehr gefährdet ist als bei dem alten System der Gönnerschaften: „Heute schämt sich ein Schriftsteller, der bei dem bloßen Gedanken errötet, sein Buch einem Menschen zu widmen, der um zwei oder drei Ränge höher steht als er, nicht im geringsten, in aller Öffentlichkeit einem Journalisten die Hand zu drücken, der allgemein für ehrlos gilt, der aber dem Verkauf eines Buches schaden oder durch eine lobende Anzeige Käufer herbeilocken kann. Heute predigt der letzte Schreiberling, der zu jeder privaten Gemeinheit bereit ist, laut die Unabhängigkeit und schreibt anonyme Pasquillen auf Leute, vor denen er in ihrem Kabinette auf der Erde kriecht. Zudem ist die Literatur seit einiger Zeit ein vorteilhaftes Handwerk geworden, und das

1) X, 82.

2) X, 597.

3) X, 146f.

4) VII, 195.

5) VII, 196.

Publikum kann mehr Geld geben als seine Durchlaucht Soundso und seine Exzellenz Soundso. Wie dem auch sei — ich wiederhole, daß die Formen nichts besagen, daß Lomonosov und Crabbe¹⁾ der Achtung aller anständigen Leute wert sind, ungeachtet ihrer demütigen Widmungen, und daß die Herren NN doch zu verachten sind, ungeachtet der Tatsache, daß sie in ihren Büchern die Unabhängigkeit predigen und daß sie ihre Werke nicht einem guten und klugen Adligen widmen, sondern irgendeinem Schwätzer und Schurken, der ihnen gleicht. . .²⁾.

In solchen Urteilen offenbart sich der feste Wille Puškins, sich von keinerlei Schein trügen, sich durch keinerlei vorgefaßte Meinung davon abhalten zu lassen, jeder Lebenserscheinung auf den Grund zu gehen und ihre Vorzüge und Nachteile sorgfältig gegeneinander abzuwägen. Puškin ist bemüht, sich allen Erscheinungen gegenüber offen zu halten, er sucht empfänglich für Nuancen zu bleiben. So kann er, der den primitiven Fortschrittsglauben der Zeitgenossen für „schwachsinnig“ hält und der allem überlieferten Wert gegenüber konservativ zu wirken versucht, die Gegenwart vor dem Obskurantismus eines Lobanov in Schutz nehmen: „Wir gehören nicht zu den sklavischen Verehrern unserer Zeit; aber wir müssen zugeben, daß die Wissenschaften einen Schritt weitergekommen sind. Die Anstrengungen der großen europäischen Denker waren auch für uns nicht umsonst. . .³⁾. Einem solchen „offenen System“ liegt eine dynamische Lebensauffassung zugrunde, wie sie in Rußland erst seit der Romantik möglich geworden war. Der Ruhepunkt dieses Systems ist die freie, selbstbewußte, sittlich verantwortlichte Persönlichkeit, die ihr Urteil über die Umwelt erst dann fällt, wenn sie es gebildet hat. Der Vorgang der Bildung beschränkt sich aber nicht auf die Orientierung innerhalb dieser Umwelt, er umfaßt nicht nur die Erkenntnis der Relationen zwischen den in ihr vorhandenen Werten, sondern schließt auch die Anerkennung dieser Relationen ein. Denn erst die letztere bedeutet die Übernahme der Erkenntnis in die Existenz des Einzelnen, bedeutet ihre echte Aneignung. Wahre Bildung erschöpft sich daher nicht in der „Beachtung“, die den Abstand zwischen den Dingen zeigt, sie ruft auch die Achtung hervor, die ihn einhalten lehrt und somit die Voraussetzungen dafür schafft, daß das Gleichgewicht des „offenen Systems“ erhalten bleibt. Wie zur Achtung gewöhnlich nur Erziehung führt — (denn „ungern entschließt sich der Mensch zur Ehrfurcht oder vielmehr entschließt er sich niemals dazu; es ist ein höherer Sinn, der seiner Natur gegeben werden

¹⁾ Gemeint ist der englische Dichter George Crabbe (1754—1832).

²⁾ VII, 286 f. (1833/34).

³⁾ VII, 408.

muß, und der sich nur bei besonders Begünstigten aus sich selbst entwickelt, die man auch deswegen von jeher für Heilige, für Götter gehalten. Hier liegt die Würde, hier das Geschäft aller echten Religionen. . .¹⁾) —, so führt alle wahre Erziehung zur Achtung, und deshalb sind Bildung und Achtung, Unbildung und Mangel an Achtung für Puškin so eng miteinander verknüpft. Jene Überzeugung von der engen Verbindung zwischen jedem echten pädagogischen Anliegen und einer Erziehung zur Achtung, der Goethe in den „Wanderjahren“ mit seinem System der Erziehung zu den drei Ehrfurchten Ausdruck gibt, besitzt ihre Entsprechung in den Ansichten über die Bedeutung der Achtung für alle wahre Bildung und jeden wirklichen Fortschritt, die Puškin, seinem Temperament gemäß, nicht so systematisch dargestellt, aber nicht minder deutlich ausgesprochen hat. Wenn es einen Fortschritt der Menschheit gibt, dann kann er nur darin bestehen, daß sich in ihrer Welt das vollzieht, was in Goethes pädagogischer Provinz erstrebt wurde: die Erziehung der Menschenkinder zur Ehrfurcht. Dies muß daher das Ziel jeder echten Aufklärung sein: zunächst dem Einzelnen, dann einer immer größeren Zahl ein so klares Bewußtsein davon zu geben, wie die eigene Würde und der fremde Wert in die Ordnung der Welt eingebettet sind, daß er aus freiem Entschluß sittlich handelt, „sponte sua, sine lege“, und daß die Kraft des Gesetzes nicht in Erscheinung tritt, weil sich die Handlung des Einzelnen aus seinem sittlichen Schwerpunkt heraus vollzieht — so wie das Gesetz der Schwerkraft für Apoll aufgehoben zu sein scheint, weil er es ganz in seine Haltung aufgenommen hat.

Steinheim/Main

PETER BRANG

Zur Kritik der kirchenslawischen Übersetzung des sogenannten St. Emmeramer Gebets im Euchologium Sinaiticum

Seitdem VONDRÁK²⁾ der wichtige Nachweis gelungen ist, daß sowohl in den Freisinger Denkmälern als auch im Euchologium Sinaiticum die Übersetzung des St. Emmeramer Gebetes enthalten ist, hat man sich mit diesem interessanten Fall einer althochdeutschen Vorlage im kirchenslawischen Schrifttum des öfteren, aber leider nicht genügend eingehend beschäftigt. Mit der Abhandlung VONDRÁKS im *AfslPh.* XVI,

¹⁾ Goethe, a. a. O., S. 139.

²⁾ VONDRÁK, *Archiv f. slaw. Phil.* XVI, 1894, 118—32 *PBrB.* 22, 201—08,

deren Ergebnis von EHRISMANN¹⁾ in seine althochdeutsche Literaturgeschichte aufgenommen wurde, und den späteren Arbeiten GRAFENAUERS²⁾ u.a. scheinen vorläufig die Untersuchungen über diesen Gegenstand abgeschlossen zu sein. Selbst der Hinweis JAGIĆ, daß auch im Grigorovič-schen Služebnik und ebenso im Trebnik dieser ahd. Text als Vorlage verwendet wurde, hat vorderhand keine weitere Untersuchung angeregt, sehr zum Schaden des gesamten Fragenkomplexes.

Wenn ich mich diesem anscheinend bereits geklärten Fragenkomplex noch einmal zuwende, so geschieht dies aus der Erkenntnis, die ich während der wiederholten Beschäftigung mit dem Euch. Sin. gewonnen habe, daß der kirchenslawische Text durchaus nicht ausreichend analysiert wurde — auch die Neuausgabe NAHTIGALS³⁾ — führt in dieser Hinsicht nicht weiter — und daß die textkritische Beurteilung der Überlieferung, wie sie bisher aufgefaßt wurde, durchaus nicht in allen Punkten stichhaltig ist. Andererseits wurden nun aber gerade aus dem slawischen Texte wesentliche Rückschlüsse auf den ahd. Text gezogen, die, wie sich zeigen wird, durchaus nicht mit einer solchen Gewißheit ausgesprochen werden dürfen, wie es bisher allgemein geschah, so daß sie sich auch EHRISMANN⁴⁾ zu eigen gemacht hat.

Die meines Erachtens durchaus ungerechtfertigte methodische Behandlung des gesamten Fragenkomplexes beruht darin, daß man zu stark geneigt ist, den Niederschlag des St. Emmeramer Gebetes im Euch. Sin. ohne weiteres mit den Freisinger Denkmälern auf eine Stufe zu stellen. Die Frage des Zusammenhanges der Freisinger Denkmäler mit der Fassung des Euch. Sin. bildet vielmehr ein eigenes, durchaus nicht einfach zu lösendes Problem. Der Zusammenhang mit dem Grigorovič-schen Služebnik und Trebnik ist, seitdem JAGIĆ darauf aufmerksam gemacht hat, überhaupt noch nicht eingehend untersucht worden.

Der methodische Hauptmangel in der bisherigen Erforschung dieser interessanten Probleme besteht jedoch darin, daß man bisher voll-

¹⁾ EHRISMANN, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters I. Teil, 2. Aufl. S. 337ff.

²⁾ GRAFENAUER, I., Karoliška kateheza ter izvor brižinskih spomenikov in čina nad ispovedajaštım sė. Razprave znanstvenoga društva v Ljubljani 13. Filološko-linguistični odsek 2.

GRAFENAUER, I., Starobavarska / svetoemmeramska / molitev v starem slovenskem in v stesl. jeziku in Slovenski jezik Jhg. I, Heft 1—4, 1938. S. 8ff.

³⁾ NAHTIGAL, R., Euchologium Sinaiticum Akademija znanst in umetnosti v Ljubljani Bd 1, 2. 1941—1942.

⁴⁾ a. a. O.. S. 339.

kommen übersehen hat, daß die ahd. Vorlage, das sogenannte St. Emmeramer Gebet selbst kein primär einheitliches Werk ist, sondern aus drei Teilen besteht:

- a) aus der Beichte,
- b) aus einem kurzen Mittelstück — einem sehr alten Gebet —
- c) aus einem weiteren abschließenden Gebet.

Diese drei Teile sind erst sekundär zu jener Einheit verschmolzen worden, die heute unter dem Namen des St. Emmeramer Gebets bekannt ist.

Alle drei Teile hatten eigene Vorlagen.

Für den Teil a ist die sogenannte Erste Bayrische Beichte als Vorlage anzusetzen, die nur an wenigen Stellen vom St. Emmeramer Gebet abweicht — aber gerade diese Abweichungen sind für den slawischen Text von großer Bedeutung. Die Erste Bayrische Beichte bestand für sich getrennt und ist ohne die Teile b und c überliefert.

Für den Mittelteil — er dürfte weitaus der älteste Teil sein — kommt als Vorlage das sogenannte Fränkische Gebet in Frage, das wiederum zu dem Prosateil des Wessobrunner Gebets in Beziehung steht.

Der dritte Teil dürfte, wie EHRISMANN wahrscheinlich macht, auf ein lateinisches Gebet — der karolingischen Renaissance — zurückzuführen sein.

Das ahd. St. Emmeramer Gebet, dessen Übersetzung im Euch. Sin. vorliegt, und das aus den genannten drei Teilen besteht, ist nun als Ganzes wiederum in zwei Handschriften A und B überliefert, die, worauf ich hier bereits hinweisen möchte, zwar im Beichteteil a und im Teil b im wesentlichen einheitlich sind, im Teil c jedoch in einer Weise von einander abweichen, daß man nicht mehr von einigen Varianten sprechen kann, sondern annehmen muß, daß beide Handschriften Umarbeitungen eines älteren Originals darstellen. Dabei hat A im wesentlichen den älteren Stand beibehalten, während B die Vorlage gekürzt hat.

Schon diese kurze Andeutung der Probleme rechtfertigt uns, unsere Untersuchung in der folgenden Richtung zu führen. Es wird vorerst sowohl im deutschen als auch im slawischen Text zu untersuchen sein, welche Anhaltspunkte dafür vorliegen, daß die Übersetzung von dem in den zwei genannten Handschriften vorliegenden St. Emmeramer Gebet ausgeht oder ob nicht die Möglichkeit besteht, daß die im Euch. Sin. vorliegende Übersetzung auf eine Vorstufe dieses ahd. Denkmals zurückgeht.

Es wäre durchaus naheliegend anzunehmen, daß auch die Teile a — b — c des slawischen Textes auf ältere Vorstufen zurückzuführen

sein könnten. Bis jetzt bewegte sich die Behandlung der gesamten Frage ausschließlich im Rahmen der Handschriften A und B des St. Emmeramer Gebets.

Wir wollen nun diesen Rahmen dahin erweitern, daß wir einerseits auch die Vorstufen heranziehen, d.h. die Untersuchung auch auf die Erste Bayrische Beichte, bzw. das Fränkische Gebet ausdehnen, zum weiteren aber auch die Frage zu beantworten suchen, ob sich nicht zwischen den drei ursprünglichen Teilen in der Übersetzungstechnik Unterschiede feststellen lassen, die einen weiteren Rückschluß auf die Entstehungsgeschichte dieses interessanten Teiles des Euch. Sin. gestatten würden.

Teil a

Die ältere Erste Bayrische Beichte ist in einer einzigen Hdschrift, der Hdschr. der Stadtbibliothek zu Orléans Nr. 184, die dem 10. Jhd. angehört, erhalten. Wie der Lautstand aufweist, ist diese Beichte jedoch in den Anfang des 9. Jh. zu setzen. Das St. Emmeramer Gebet ist, wie bereits erwähnt, in zwei Hss. überliefert, der Hs. A, jetzt in Tepl aus dem 9. Jh., und der Hs. B (München) aus dem 11. Jh.

Die handschriftliche Überlieferung der Vorlagen weist demnach ins 9. Jh.

Im Folgenden teile ich die Erste Bayrische Beichte nach Braune (Ahd. Lesebuch) vgl. Steinmeyer S. 309 parallel zum Emmeramer Gebet, dsgl. die Übersetzung des Euch. Sin. mit:

Erste Bayrische Beichte

Truhtîn, dir uuirdu ih pigihtîk
(5) allero mîner suntiôno enti mis-
satâtio (10), alles des ih io
missasprah(15) eddo missateta
eddo missadâhta, uuorto(20) enti
uuercho enti kidancho des(25)
ih kihukkiu eddo ni gahukkiu(30),
des ih uuizzanto kiteta eddo(35)
unuizzanto, nôtak eddo unnô-
tak, slâffanti(40) eddo uuachênti:
meinsuartio enti lugîno(45), kiri-
dôno enti unrehteru fizusheiti,

St. Emmeramer Gebet

Trohtîn, dir uuirdu ih pigihtîk
allero mînero suntôno enti¹⁾ missa-
tâteo, alles deih²⁾ eo missasprach³⁾
edo missateta³⁾ aedo missadâhta³⁾,
uuorto enti uuercho enti kadanc-
cho, des ih kyhukkiu aedo ni ki-
hukku des ih uuizzanto⁴⁾
aedo unuizzanto, nôtac aedo un-
nôtac, slâffanto aedo uuahênto:
meinsuarteo enti lukîno, kyri-
dôno enti unrehtero fizusheito,
huorôno sô uuê sô ih so⁵⁾ kiteta,

B ¹⁾ enti minero.

⁴⁾ geteta B fehlt A.

²⁾ des ih.

⁵⁾ sio.

³⁾ missaprahhi. missatati-missadahti.

huorôno (50) sô uuie sô ih sio(55) kiteta enti unrehtero firinlustio in (60) muose <enti> in tranche enti(65) in unrehtemo slâfe; daz tû(70) mir, truhtîn, kinist enti kinâda(75) kauuerdôs fargepan, daz ih fora(80) dinêm augôm unskamênti sî, enti(85) daz ih in deseru uueralti(90) mînero misatâtio hriuûn enti harmskara(95) hapên muozzi, solihho sô dîno (100) miltidâ sîn, alles uualtantio truhtîn.(105)

enti unrehtero firinlusteo in muose enti in tranche enti in unrehtemo slâffe; daz dû mir trohtîn, kanist enti kanâda farkip enti¹⁾ daz ih fora dînên augôn unscamanti si²⁾ enti daz ih in derru uueroltti³⁾ mînero suntôno⁴⁾ riuûn enti harmscara hapan môzi, solihho sô dîno miltidâ sîn. Alles uualtanteo trohtin, kot almahtigo, kauuerdo. .

Гѣ бже в^семогы · тебѣ бждж (5) азъ исповѣднѣ · В^сѣхъ моихъ грѣхъ (10) · 1 моего лиха сътворепиѣ (в)сего · (15) еже колиждо изглагохъ · И лихо (20) сътвори хъ · 1 лихо мысли хъ · Глѡмъ (25) ли дѣломъ · Ли помышлениемъ · В^сего (30) еже азъ помыш · Любо не (35) помыш · ѣже азъ съвѣды съгрѣшихъ (40) · любо пе съвѣды · нждежъ любо (45) не нждежъ · съпа ли буда · лихо (50) клатвы · 1 лъжа · 1 въ (55) помышленъи неправеднѣ · поуостоши 1 блади (60) · ѣкоже азъ колиждо сътвори хъ · 1 в^сѣ из лиха · Въ ѣднѣнъ (70) · 1 въ питъи · 1 въ (75) неправеднѣмъ съпанъи · Моужъ та гл (80) бже моп · да ты ми (85) рачиль · животь и милость подати (90) · Да и азъ непосрамленъ прѣдъ (95) очима твоима бждж · 1 да (100) (и) азъ еще на семь свѣтъ (105) · моихъ грѣхъ покажъ са 1 (110) достоино покаание имѣти можъ · ѣкоже (115) твоѣа щедроты ежтъ · в^свѣлко гл · (120) троице бже в^семогы, бжди ми . . .

Legen wir den Text der Bayrischen Beichte zu Grunde, so ergeben sich zwischen der Bayrischen Beichte und den Handschriften A und B des Emmeramer Gebets die folgenden Unterschiede:

	Beichte	A	B
9—10	enti missatâtio	enti missatâtio	enti minero m.
12—14	des ih io	deih eo	des ih eo
15-17-19	missasprah missateta missadâhta	missasprach missateta missadâhta	missasprahhi misstati missdahti
34	kiteta	—————	geteta
54	sio	so	sio

¹⁾ enti fehlt. ²⁾ mozzi uuesan. ³⁾ desaro uueralti. ⁴⁾ missatato.

	Beichte	A	B
62	<enti>	enti	enti
76—77	kauerdos fargepan	farkip	farkip
77	enti <i>fehlt</i>	enti daz ih	enti <i>fehlt</i>
83—84	unskamênti sî	unskamênti sî	unscamanti môzzi wesan
92	missatâtio	suntôno	missatâto

Die wichtigste Abweichung bei der die Bayrische Beichte gegen A und B mit dem Euchologium Sinaiticum zusammenstimmt, ist 79—80 *kauerdos fargepan* gegen *farkip* in AB

Hier hat offenbar bereits die Vorlage von AB *kauerdos* beseitigt. Ob die Verkürzung im 3. Teile von B *kauerdo mih canerjan* in *kaneri mih* dieser Variante gleichzusetzen ist, wird noch genauer zu untersuchen sein. Der slavische Text bietet jedenfalls an unserer Stelle den Text der Ersten Bayrischen Beichte: 83—86 да ты ми рачилъ . . . подати.

Abweichungen der Hs A von der Ersten Bayrischen Beichte

A weist gegenüber der Beichte und B im ganzen nur zwei Abweichungen auf, die allerdings insofern interessant sind, als aus der ersten zumindestens ersichtlich ist, daß es sich um eine offensichtlich sekundäre Hinzufügung handelt.

78 *enti daz ih fora* (80) *dînên augôn unskamênti sî enti* (85) *daz ih in deseru ueralti* . . . Das *enti* vor 78 fehlt in der Beichte und B, es ist überflüssig, ja beinahe sinnstörend, da *daz* in finaler Funktion steht, das zweite *enti* verbindet dagegen die beiden Finalsätze. Die slav. Fassung hat richtig für 85 1 да и азъ еще, und an der ersten Stelle да и азъ, also mit der Ersten B. Beichte bzw. mit B.

An der zweiten Stelle (92) hat A *suntîôno*, das einem грѣхъ (107) entspricht gegenüber *missatâtio* (*missatâto*) in B. und Beichte. Auf diese Übereinstimmung hat VONDRÁK (Cirkevňeslovenská chrestomatie 1925) besonders aufmerksam gemacht und ihr einen besonderen Wert beigemessen. Aber dieser Wert wird dadurch einigermaßen eingeschränkt, daß einerseits грѣхъ aus *suntîôno enti missatâtio* /8—10/ hereingeraten sein kann, andererseits ist zu bedenken, daß auch *uizzanto geteta* /32—33/ durch съвѣды съгрѣшихъ /39—40/ übersetzt wird, wo allerdings aus *uizzanto* ein *missa* verschrieben worden sein konnte, das

richtig wiedergegeben wurde. Diese eine Abweichung reicht also nicht aus, die sonstigen auffallenden, fast in Form einer Interlinearversion erscheinenden Übereinstimmungen mit der Ersten Bayrischen Beichte, die sonst mit A übereinstimmt, aufzuwiegen.

Mit Beichte A übersetzt (15—17—19) der slavische Übersetzer die Indikative *missasprah* — *missateta* — *missadâhta* ebenfalls als Indikative und nicht als Konjunktive wie es die Überlieferung von B verlangen würde. Daß in B 62 *enti* fehlt, hat in diesem Falle nichts zu besagen, es liegt wohl eine Lücke vor (vgl. die Wiedergabe bei Braune!). Ebenso ist das Fehlen von *kiteta* in A 34 nicht von Belang.

Abweichungen von B gegen A und Beichte

sind in den folgenden Fällen belegt:

Hier kommt vor allem 83—94 *unscamantî mōzzi wesan* gegenüber Beichte und A *unskamentî sî* in Frage, wo der slav. Text да азъ непосредственно бѣждъ überliefert, also ebenfalls mit A + Beichte liest.

So bleibt schließlich eine einzige Abweichung 6—10 *allero mînero suntiôno enti missatâtio* Beichte + A gegen *enti mînero missatâtio* B übrig, wo nun die slavische Übersetzung вѣсѣхъ моихъ грѣхъ и моею лиха сътворениѣ bietet, also mit B übersetzt.

Diese einzige Abweichung, die ihre Stütze in B haben könnte, spricht nun durchaus nicht dagegen, daß wir als Vorlage die Fassung der Beichte und der Handschrift A anzunehmen haben.

Wohl eines der wichtigsten Beweisstücke, daß in der Vorlage des St. Emmeramer Gebets die Beichte von dem folgenden Teile getrennt war, ist bisher überhaupt nicht bemerkt worden, da die 1. Bayrische Beichte nicht zum Vergleich herangezogen wurde.

Die 1. Bayrische Beichte schließt mit den folgenden Worten *solîhho sô dîno miltidâ sîn, alles uualtanteo trohtîn*. Das letzte Wort ist — ich betone das ausdrücklich — *truhtîn*.

Das St. Emmeramer Gebet bietet nun folgenden Text:

solîhho sô dîno miltidâ sîn. Alles uualtanteo trohtîn kot almahtigo, kauuerdo mir helfen. Es wurde hier also der Ausdruck *Alles uualtanteo trohtîn* zum Gebet gezogen. Daß dieser Ausdruck aber ursprünglich nicht zum Gebet gehörte, wird durch die Überlieferung der 1. Bayrischen Beichte erwiesen, die, wie oben bereits betont wurde, mit *truhtîn* endet. Diesen alten Zustand weist aber nun eindeutig die Übersetzung des Euch. Sin. auf. Hier ist an der entsprechenden Stelle überliefert: ѣкоже твоѣ шедроты сѣтъ. всеяко г҃и. троице бже в̄ семогы бѣди ми ѣ.

Auf Grund der Überlieferung des St. Emmeramer Gebets hat VONDRÁK nach троице Punkt gesetzt. Nun erhielt er die seltsame Wortfolge всевл̄ко ꙗ, троице(!) бже в̄семогы wobei er begreiflicherweise mit троице nichts anzufangen wußte, da „slovu троице neodpovídá nie v něm. textech“. Diese Schwierigkeit ist folgendermaßen zu lösen: Die Interpunktion ist nicht gemäß dem St. Emmeramer Gebet zu setzen, sondern nach der 1. Bayr. Beichte nach всевл̄ко ꙗ. Diese Worte entsprechen genau dem Ausdruck alles uualtanteo truhtin. Hier ist der Abschluß, der durch die Verzeichnung троице, die nicht zum Gebet gehört, angedeutet wird. Möglicherweise bedeutet dieses троице „Dreifaltigkeit“ oder „3 Kreuze (?)¹⁾“ jedenfalls deutet dieser Ausdruck auf eine ältere Vorlage hin, in der noch Beichte und Gebet deutlich getrennt waren.

Diese merkwürdige Abtrennung, die wir eben besprochen haben, dürfte auch noch einen anderen Grund gehabt haben. Wir werden noch aufzeigen, daß für das zweite Gebet eine Vorlage bestand, die dem Fränkischen Gebet sehr nahe stand. Dieses Gebet beginnt aber nun mit den Worten Truhtin god.

An der Naht des 1. und 2. Teiles lagen also folgende Texte nebeneinander:

1. Bayrische Beichte: solihho sô dîna miltidâ sîn, alles

uualtanteo	truhtin //
Fränk. Gebet	truhtin god

St. Emmeramer Gebet: solihho so dîna miltida sîn. Alles

uualtanteo	truhtin, kot	almahtigo.
------------	--------------	------------

Der slavische Text weist durch sein dazwischen geschobenes троице hier eindeutig auf die 1. Bayr. Beichte.

Hiermit sind, soweit es sich um die Beichte handelt, alle Anzeichen erschöpft, die darauf hinweisen, daß die Vorlage des im Euch. Sin. vorliegenden altslawischen Textes eine Vorstufe zum St. Emmeramer Gebet war, die die 1. Bayr. Beichte in noch ziemlich reiner Form enthielt.

Wir haben durch die Annahme dieser Vorstufe des St. Emmeramer Gebetes d.h. durch die Heranziehung der Ersten Bayrischen Beichte eine tragfähige Grundlage für die weitere Frage gewonnen, inwiefern diese Vorlage richtig übersetzt bzw. bearbeitet wurde. Bereits VON-

¹⁾ BERNEKER bei STEINMEYER, Die kleineren althochdeutschen Sprachdenkmäler hsg. von ELIAS v. STEINMEYER, Berlin, Weidmann, 1916.

DRÁK ist aufgefallen, daß die Übersetzung des ersten Teiles des St. Emmeramer Gebetes im wesentlichen frei von Fehlern ist, im Gegensatz zum Rest. Das hängt nun wohl offenbar damit zusammen, daß der erste Teil bereits, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf, längst fixiert war. Wir können feststellen, daß die Übersetzung beinahe an eine Interlinearversion heranreicht. Trotzdem gibt es natürlich Abweichungen und wir wollen untersuchen, auf wessen Rechnung diese gehen. Handelt es sich um Fehler der ahd. Hdschr., die richtig übersetzt wurden oder sind es offensichtliche Fehler, Verlesungen bzw. Verschreibungen der slawischen Hdschrift bzw. jener slawischen Hdschr., von der aus die Eintragung in das Euchologium Sinaiticum erfolgte.

Zwischen dem ersten Teil der ersten bayrischen Beichte und dem anschließenden Gebet bestehen Unterschiede im Wortschatz. Eine wichtige Feststellung bezüglich des ersten Teiles sei bereits hier getroffen: Die Beichte kennt keine Wendung mit *got*, hier wird *Gott* mit *truhtin* angesprochen, im Gegensatz zum Gebet, das mit *Kot* almahtigo beginnt. Daß *got* im Beichttext nicht aufscheint, ist sicherlich kein Zufall. *truhtin* wird nun vom slaw. Übersetzer regelmäßig durch *господь* wiedergegeben. Diese Feststellung gestattet nun, auch die Entscheidung zu treffen, auf wessen Schuld die Zusätze fallen, die die slawische Übersetzung gegenüber der ahd. Vorlage in der Beichte aufweist. Es handelt sich um die Worte Γ [бже в̄се҃могы] und ebenso $\text{МОЛЖ ТА ГИ БОЖЕ МОИ}$. Diese Zusätze finden in der Vorlage keinen Anhaltspunkt. МОЛЖ ist überhaupt Ausdruck des Gebets und nicht der Beichte. VONDRÁK'S Ansicht über den Zusatz $\text{МОЛЖ ТА ГИ БОЖЕ МОИ}$, die sich auch EHRISMANN zu eigen macht „v obou něm. ruk. zde snad vynechána věta“ besteht schon aus der Erwägung heraus nicht zurecht, daß eben hier das der Quelle fremde *боже* = *got* vorkommt. Der Zusatz im slawischen Texte ist übrigens wohl dadurch zu erklären, daß der slav. Übersetzer den Zusammenhang nicht richtig verstand. Offenbar hat er die finale Funktion des *daz* nicht erfaßt und geglaubt, sie durch МОЛЖ ausweiten zu müssen. Dabei unterlief ihm der Fehler, daß er in den Beichttext eine Gebetphrase einschob und dazu das Wort *боже* verwendete, von dem wir bereits nachgewiesen haben, daß es dem Beichttexte nicht zukam. Diese zwei Tatsachen lassen diesen Satz deutlich als sekundäres Einschleusen erkennen und ich glaube kaum, daß EHRISMANN und VONDRÁK im Recht sind, wenn sie diesen Satz der Vorlage zuweisen.

Ebenso ist die erste Einfügung *боже мои* sekundär.

Gegenüber dem Wortschatz des dritten Teiles des Gebetes läßt sich feststellen, daß in der Beichte *gadancho* mit *помышлениемъ* übersetzt wird

uorto enti uercho enti kidancho = $\overline{\text{ГЛОМЪ}}$ ЛИ ДЪЛОМЪ ЛИ ПОМЫШЛЕНИЕМЪ
im dritten Teile dagegen steht statt *Worte* *словаца* und statt *mîna* *gadancha* МОЖЪ МЫСЛЬ.

Abweichungen des slawischen Textes

1. Wir haben bereits oben über das zusätzliche *бже мои* und *молож* usw. des slawischen Textes gesprochen und es als sekundäre Abänderung erkannt.

2. In der Stelle *да и азъ еше на семь свѣтѣ моихъ грѣхъ покажъ са* ist slaw. *epe* überzählig, da die ahd. Vorlage nur lautet: *daz ih in dero weralti mînero missatâtiô krîuun enti harmskara hapên muozzi*. Das *epe* ist offenbar aus einer Hs. hervorgegangen, die *ih* *(noh)* schrieb. Hier handelt es sich also offensichtlich um eine Variante der deutschen Handschrift, denn das *noh* ist durchaus ahd. syntaktisch richtig und läßt sich halten. Nach *ih* konnte es leicht ausfallen.

3. Die Stelle *sô uwie sô ih sio kiteta* — die Hs. A schreibt *so*, was schon auf eine Verderbnis der Vorlage schließen läßt, wird in der slav. Fassung mit *ѣкоже азъ колиждо сътворихъ* wiedergegeben. *Колиждо* entspricht natürlich nicht *sio*, sondern *io*, und ist wohl auf eine Stelle zurückzuführen, die *sô uwie sô ih sio (io) kiteta* lautete. Diese Stelle entspräche durchaus der vorhergehenden Stelle *alles des ih eo missa-sprach*, die die slav. Übersetzung mit *(в)сего еже колиждо* wiedergibt. In diesem Falle handelt es sich also wohl um die richtige Übersetzung einer nicht klar geschriebenen ahd. Vorlage (Ausfall des *io* nach *sio*)

4. An diese Verlesungen schließt sich möglicherweise die Stelle *wizzanto kiteta* an. *kiteta* wird mit *сгрѣшихъ* wiedergegeben, wohl nicht vollkommen richtig. Lag vielleicht ein *wizzanto (missa) kiteta* vor, so daß infolge des vorausgehenden *wizza* ein *(missa)* sich eingeschlichen hat, das dann richtig übersetzt wurde?

5. Auch einige haplogologische Schreibungen haben sich in die Überlieferung des ersten Teiles eingeschlichen, typische Zeichen dafür, daß die slav. Fassung im Euch. sin. von einer anderen slawischen Hdschr. abgeschrieben wurde: *oda missateta oda missadâhta* wird als *и лихо сътворихъ* и *лихо мыслихъ* übersetzt. Hier stand sicher *ли лихо сътворихъ* и *лихо мыслихъ* und *ли* wurde vor dem zweimaligen *лихо* in *п* geändert.

Der Teil B

Der zweite Teil des St. Emmeramer Gebets geht, wie bereits EHRISMANN erkannt hat, auf eine sehr alte Gebetformel zurück, die in mehreren Gebeten vorliegt, von denen ich hier das nahestehendste, das Fränkische Gebet, vergleichen möchte. Durch dieses Gebet wird auch die Möglichkeit gegeben, festzustellen, wie weit der zweite Teil reichte. Ich stelle nebeneinander:

Fränk. Gebet

St. Emmeramer Gebet

Truhtin god, thû mir hilf	Alles uualtenteo Trohtin Kot almahtigo
indi forqip mir gauuitzi	kauerdô mir helfan enti gauerdô mir
indi guodan galaupun,	fargeban keuuizzida enti furistentida, cûtan
thîna minna indi rehtan	uillun mît rehtan galaupun za dînemo
uuilleon, heilî	deonosta. Trohtin, dû in desa uuerolt
indi gasuntî indi thîna	quâmi suntîga za generienna, kauerdo
guodûn huldî.	mih gahaltan enti ganerien.

Daß diese Gebetsformel in Bayern sehr verbreitet war, ergibt sich aus dem Prosateile des Wessobrunner Gebets, wo die Formel . . . *forqip mir in dîno ganâdâ rehta galaupa enti cotan uuilleon, uuistom* . . . mit der Fassung des St. Emmeramer Gebetes noch näher als mit dem Fränk. Gebet zusammenstimmt.

Dem Text des St. Emmeramer Gebets stellen wir nun den slavischen Text gegenüber:

Kot almahtigo, kauerdo mir hel-	бже в̄семогы · бжди ми помощь-
fan(5) enti gauerdô mir fargeban	никъ · (5) 1 бжди ми подавы силж(10)
keuuizzida(10) enti furistentida	1 мждрость 1 правденъ замысль
cûtan uillun mit(15) rehtan galau-	1 (15) · добрж вољж · съ праведнож
pon ze dînemo deonosta(20) troh-	в̄рож на твож слоужьбж ġî · Ты
tin dû in desa uuerolt(25) quâmi	едиѣ на съ свѣтъ приде (30)
suntîga za generienna kauerdo(30)	гр̄шъпникъ избавить, Бжди ма сп̄сы
mih gahaltan enti ganerien.	· (35) 1 избави ма

Zur Übersetzungstechnik dieses zweiten Teils sei Folgendes bemerkt:

1. Über die Nahtfuge des ersten Teils mit dem zweiten wurde bereits gesprochen.

2. Die auch in anderen Gebeten öfters belegte Formel *kauerdo mir helfan enti fargepan* steht im St. Emmeramer Gebet zweimal: einmal im ersten und einmal im zweiten Teile. Es handelt sich dabei nicht um eine Wiederholung wie Ehrismann anführt, sondern diese Formel ist ein wesentlicher Bestandteil eines jeden der Teile, die sich nur schein-

bar „wiederholt“, weil nicht erkannt, bzw. außer Acht gelassen wurde, daß jeder der Teile, der sie beinhaltet, ein selbständiges Gebet war.

3. Dieser zweite mittlere Teil weist im slawischen Text einen Zusatz auf, nämlich *правьдєнь замысль*, der in der deutschen Vorlage fehlt. Während *keuizzida* 10 = силѣ, *furistentida* 12 = мудрость, *cátan uwillun* 13—14 = добръ волѣ und *rehtan galaupun* 16—17 правьднѣ вѣрѣ einander genau entsprechen, fehlt für *правьдєнь замысль* der Anhaltspunkt vollständig. Stammt der Ausdruck überhaupt aus der Vorlage, ist es eine in den Text geratene Glosse?

4. Die Übersetzungstechnik dieses Teiles unterscheidet sich in einem wesentlichen Punkte von der des ersten und dritten Teiles.

Während im 1. und 3. Teile *gauuerdo* regelmäßig durch *рачити* mit Infinitiv wiedergegeben wird, steht nur im 2. Teil — darnach läßt sich der 2. Teil geradezu abgrenzen! — *бжди* mit Partizipium (Substantiv)

kauuerdo mir helfan бжди ми помощникъ

gauuerdo mir fargeban бжди ми подавы

kauuerdo mi gehalten enti ganerien бжди ма спсѣ и пзбави ма

Die Frage, wie dieser Unterschied zu erklären ist, läßt sich nicht leicht entscheiden. Die Übersetzung mit *бжди* könnte auf eine ahd. Vorlage weisen, in der statt *kauuerdo*—*uis* mit einem Partizipium stand, aber diese Vorlage ist nicht vorhanden; im Fränkischen Gebet stehen die einfachen Imperative *hilp*—*fargip*—*heili*—*gesunti*. Ebenso wahrscheinlich ist die Annahme, daß in diesem geschlossenen Teil, der nachweisbar sehr alt ist, ein anderer slawischer Übersetzer am Werk war, denn es ist nicht recht einzusehen, warum der Übersetzer, wenn ihm das St. Emmeramer Gebet als Ganzes vorlag, ausgerechnet hier eine andere geschlossene Wendung (und zwar im geschlossenen Rahmen) verwendet haben sollte als im vorhergehenden und folgenden Teile. Ich glaube, diese Erscheinung läßt den Schluß zu, daß auch dieser Teil ursprünglich getrennt von den übrigen Teilen bestand und daß er wohl als ein bereits vorhandenes einheitliches Gebilde in die Übersetzung des St. Emmeramer Gebetes aufgenommen wurde.

5. Ganz anders geartet dagegen ist die Abweichung, wo die deutsche Quelle nur *du in desa uuerolt quâmi* überliefert, der slavische Übersetzer aber *ты едипѣ на съ свѣтъ приде* geschrieben hat. Im ahd. Text hatte hier *du* wie *VONDRÁK* richtig erkannt, die Funktion eines Relativpronomens, es hätte also richtig übersetzt werden müssen *ѿи* <иже> *ты на съ свѣтъ . . .*

Dieser grobe Germanismus ist an und für sich schon ausreichend für die Forderung einer deutschen Vorlage. Das 'eino' dürfte deshalb kaum

in der ahd. Vorlage gestanden haben, sondern stammt wohl aus der weiter unten folgenden Stelle *du einu uuêst trohtin* 3. Teil ты единъ(25) вѣси гѣ wo „*du*“ keine relative Funktion besitzt.

Ebenso dürfte das *ma* in der Wendung *избави ма* aus dem gleichlautenden Schluß des dritten Teiles, der verderbt ist, beeinflußt sein, zumal das entsprechende Wort für *ma* im deutschen Text fehlt.

Diese Fehler sind also offensichtlich sekundär durch den Abschreiber der slav. Hdschr., dessen ausgleichende Tätigkeit sich beobachten läßt, in den Text geraten.

Der Teil C

Der dritte Teil des St. Emmeramer Gebetes weist eine stark differierende Überlieferung auf:

A	B	
Christ cotas sun	Christ cotes sun	гѣ бже снѣ гѣ ·
uuiho trohtin(5)	trohtin	
sôsô dû uuelles	sosô(5) du uellês	ѣкоже(5) ты хоцѣши ·
enti sôsô ¹⁾ (10) dîno	enti sôsô dir(10)	ѣкоже ти любо(10) ·
canâdâ sîn	gezeh sî	
tuo pî (15) mih	tua pî mih(15)	СѢтвори сѣ миож
suntîgun enti unuuirđigan	scalh dînan	рабомъ твоимъ(15)
scalh(20) dînan uuiho	(trohtin)	
truhtin, kanâdigo	ganâdigo	милостивъи.
got(25) kauerdô mir	kot(20) keuerdo mir	Еи бже, Рачи
helfan suntikemo enti(30)	helfan dînem scalhe	ми(20)помощи твоему
fartânemo dînemo scalhe		рабу ·
uuanentemo dîner(35)		
kanâdôno. Enstigo enti		
milteo trohtin(40) dû einu dû einu uuêst trohtin		ты единъ(25) вѣси
ueeist ueeo mino(45)durftî uuemo(30) durftî		гѣ Какы моѣ
sint ; in dîno canâdâ(50)	sint ; in dîno genâdâ(35)	сжть(36) бѣды, въ
enti in dîno mildidâ uuiho(55) trohtin		твож милсть
truhtin pifilhu mîn	pifilhu mîn	прѣдаж азъ мое
herza iâ(60) mînan cadanc	herza, mîna(40)gadanchâ	срце · (35) мож мыслъ
iâ mînan uuillun(65)	mînan uuillun	и мож любовь(40)
iâ mînan môt	mînan môt(45)	
iâ mînan(70) lîp	mînan lîp	и (45) мон животъ
iâ mîniu uuort	mîniu uuort	и моѣ грѣхы(50) отъ-
iâ mîniu uuerh	mîniu(50) uuerh	ложни · моѣ словеса ·

¹⁾ bei Steinmeyer S. 311 fehlt Sôso.

A	B	
Leisti uuího truhtîn(80)	Leisti truhtin	і мое дѣло
dîno kanâdâ in mir	dîno kanâdâ(55)	оконьчѣи гѣ · 1
suntigîn (85) enti	uper mih	твоѣѣ мистѣ ·
unuuirđigin scalhe	suntigan	въ м^нѣ грѣшнѣ
dinemo, kauuerdo(90)	dînan scalh(60)	рабѣ (65)твоимѣ
mih canerien	kaneri mih	ави 1 избави
fona allemo	trohtin, fonna	ма (70)гѣ отъ в^сего
upile (95)	allemo(65) upila	зѣла иипѣ и присно и въ вѣки вѣкомѣ

Bereits ein kurzer Überblick über die vorstehende handschriftliche Überlieferung zeigt, daß in diesem dritten Teil die Überlieferung vollkommen anders zu beurteilen ist, als in Teil 1. und 2. Die drei Teile sind bezüglich der Überlieferung derart scharf abgegrenzt, daß man die Entstehungsgeschichte des St. Emmeramer Gebetes beinahe allein daraus ablesen kann.

Für unseren dritten Teil nimmt EHRISMANN wohl mit Recht ein lateinisches Gebet als Vorlage an. Nach ihm S. 339f. ist B aus A durch Kürzung hervorgegangen. Als unmittelbare Beweise für diese Auffassung führt E. folgende Stellen an, die wir an Hand des slav. Textes überprüfen wollen:

Die Partizipialkonstr. A *uuanentemo dînero kanâdôno*. Sie fehlt in B und ebenso in der slav. Übersetzung.

Die Wortstellung von *dînan* (lateinisch): *suntîgun enti unuuirđigan scalh dînan*. Sie wird durch die slav. Übersetzung рабомѣ твоимѣ bestätigt, ebenso ist *suntîkemu enti fartânemu dînem scalhe* durch slav. твоему рабу in der Wortstellung gesichert. An der Stelle *in mir suntîgin enti unuuirđigin scalhe dînemo* A gegenüber *uper mih suntîgan dînan scalh* B entspricht die slav. Übersetzung genau A въ мнѣ грѣшнѣ рабѣ твоимѣ.

Nicht mit Ehrismann kann ich das Fehlen des Personalpronomens *ih* nach *pifilhu* annehmen. Hier hat die Übersetzung прѣдаж азъ was also darauf hinweisen würde, zumal азъ slawisch syntaktisch fehlen könnte — daß *ih* nach *pifilhu* ausgefallen ist. Stand vielleicht *pifilhuh* in der Vorlage, handelt es sich also um einen Fehler der deutschen Quelle?

Bei der durchaus nicht einheitlichen Überlieferung fällt jede Abweichung für die richtige Beurteilung des Textes umso schwerer ins Gewicht.

Wir geben im folgenden einen Überblick über die Abweichungen

A uuiho 4	B _____	Sl _____
dîno canâdâ sîn 13	dir̄ gezeh sî 12	ти любо 9—10
suntîgûn 17 enti unuirdigan 19	_____	_____
uuiho 22	_____	_____
suntikemo enti fartânemo	_____	_____
uuanentemo dîner kanâdôno. }	34—40	_____
Enstigo enti milteo trohtîn }	_____	_____
trohtin du einu uuêst	du einu uuêst trohtin	ты единъ вѣси ꙗ
uueo mîno	uueo 30	какы моѡа 27—28
enti in dîno miltida uuiho 51-55	_____	_____
jâ. jâ. jâ	_____	1 39—1 42—1 45
mînan cadanc	mîna gadanchâ	моѡ мысль 41—42
in mir 83—84	uper mih 56—57	въ мѡнѣ 62—63
enti unuirdigen 85—86	_____	_____

Wir müssen die Feststellung treffen, daß die slawische Übersetzung sowohl der Hds. A als auch der Hs. B an einzelnen Stellen folgt.

Für die Handschrift A spricht die Lesart *jâ... jâ... jâ...* die in der slav. Hdschr. ebenfalls als 1... 1... 1... aufgenommen sind.

mînan cadanc 61—62 (Sing) entspricht моѡ мысль gegenüber *mîna gadanchâ* Plur. B 70—71

in mir entsprechend slav. въ мѡнѣ 62—63 statt *uper mih* B.

Dagegen ist mit B zu lesen:

B *dir̄ gezeh sî* 12 gegenüber A *dîno canâdâ sîn* 13

Sl liest mit B ти любо 9—10.

B *dâ einu uuêst trohtîn* A *trohtîn dâ einu uuêst* gegenüber

ты единъ вѣси ꙗ

Eine Umschreibung, wo sowohl A als auch B fehlerhaft sein dürfte, liegt knapp vor dem Schluß vor:

A *Kauuerdo mih canerien fona allemo upile*

B *kaneri mih trohtin fona allemo upile*

nach der slavischen Überlieferung

wäre herzustellen: *kauuerdo mih canerien (trohtin) fona allem upile.*

Fehler in der Überlieferung

Von den Abweichungen zwischen A und B lassen sich einige auf Abschreibfehler zurückführen:

B 50 *uueo durftî sint* ist offensichtlich aus *uueo mîno durftî sint* — so in A — verderbt.

B 61 *kaneri mih* statt *kauuerdo mih canerien* A wird von EHRISMANN als Zusammenziehung angesprochen. Ich glaube, daß auch hier *kauuerdo mih* als *kaneri* verschrieben wurde und *kauuerdo* das Ursprüngliche darstellt.

In A dürfte die von B abweichende Stelle [*sóso*] *dīna canādâ sīn* nach *só dīno miltida sīn* nachgebildet sein.

Die Überlieferung des slawischen Textes ist gerade in diesem Teile durchaus nicht so klar wie in dem vorhergehenden.

1. So ist offenbar nach *хопещи* ein *и* ausgefallen entsprechend dem *enti* B8 bzw. A9; nach auslautendem *-и* konnte *и* leicht ausfallen.

2. Als Gegenstück zu dem vorigen ist nach *гѣ* 58 ein *і* zuviel geschrieben, das auf jeden Fall zu streichen ist.

3. Vollkommen entstellt ist die Stelle 67—70. Hier ist in der Folge *рабѣ твоимъ ави і избави ма* vom slawischen Schreiber gefehlt worden und die Stelle ist, wie VONDRÁK richtig erkannt hat als *рачи избавити ма* zu bessern.

4. Die schwierigste Stelle der Überlieferung ist die Aufzählung
in dīno canādâ . . . pifilhu mīn herza iā mīnan cadaneiā

въ твоѣмъ мѣстѣ прѣдаѣ [азѣ] мое срце і моѣ мыслѣ і

mīnan uuillun iā mīnan mōt iā mīnan līp iā mīniū

моѣ любовь і і моѣ животъ <і> и моѣ грѣхы отъложи моѣ

uuort iā mīniū uuerh.

слова і мое дѣло

Zum Grundsätzlichen der Kritik: der ahd. Text ist derart konsequent und einfach gebaut, daß die einzelnen Begriffe ständig durch *jā + mīn* miteinander verknüpft sind. Andere Worte als diese haben hier keinen Platz. Es entspricht also

herza	—	срце
gedancha	—	мыслѣ
uuillun	—	любовь
mōt	—	—
līp	—	животъ
		[грѣхы отъложи]
uuort	—	слова
uuerh	—	дѣло.

Die erste Schwierigkeit besteht in der Gleichsetzung von *uuillun* und *любовь*.

Любовь kann auf keinen Fall mit „Willen“ wiedergegeben werden, für das sonst ganz richtig *волѣ* überliefert ist. Es bestünde die Möglich-

keit, daß *mîna* als *minna* aufgefaßt und falsch übersetzt worden wäre; aber bei der sonst recht genauen Übersetzung, wo *mîn* nach jedem dritten Wort richtig übersetzt ist, wäre es doch recht unglaublich, wenn hier *minna* verschrieben bzw. verlesen worden wäre, ganz abgesehen davon, daß dann der Begriff *wille* fehlte und *mîn* zweimal übersetzt wäre. Ich möchte zur Erklärung dieser Schwierigkeit folgendes zu erwägen geben. Ich glaube daß in einer Vorlage $\begin{matrix} \text{ЛѢ} \\ \text{ВО} \end{matrix}$ abgekürzt stand, das von dem Schreiber falsch aufgefaßt und als *любовь* aufgelöst wurde, was umso einfacher wäre, wenn wir annehmen dürften, daß der Schreiber für *ѣ* bereits *ju* sprach. Es scheint mir jedenfalls sehr wahrscheinlich, daß in *любовь* ein verstümmeltes *волѣ* zu suchen ist. Eine zweite Möglichkeit, daß vor *любовь* — *волѣ* ausgefallen wäre, so daß *любовь* — *môt* entspräche, ist kaum wahrscheinlich. *животъ* entspricht richtig dem Begriff *лѣ*.

Die zweite Schwierigkeit dieser Stelle liegt in dem Einschub der Worte *грѣхы отъложи*. *VONDRÁK* steht auf dem Standpunkt, daß aus dieser Gruppe *тѣло* als Entsprechung für *лѣ* herauszulesen ist, was ihn dazu zwingt *môt* mit *животъ* gleichzusetzen, da er ja für *лѣ* *тѣло* in Anspruch nehmen möchte.

Die Annahme, daß aus *отъложи* ein *тѣло* zu gewinnen sei, hat für den ersten Augenblick etwas durchaus Bestechendes, zumal in den Freisinger Denkmälern, auf die sich *VONDRÁK* in erster Linie stützt, *животъ* und *тѣло* nebeneinander vorkommen. Aber sollte hier doch nicht ein Versehen *VONDRÁK*s vorliegen? Sollte er sich nicht durch das Schriftbild des kyrillischen Textes zu einer Annahme haben verleiten lassen, in dem natürlich aus *тѣло* sehr leicht ein *тѣло* werden konnte, es brauchte das nur ein wenig verwischt geschrieben sein! Aber wir haben einen glagolitischen Text vor uns und hier ist *л* von *ѣ* so weit verschieden, daß eine Verschreibung von dieser Basis aus ausgeschlossen ist. Weiters ist es unstatthaft, wie *VONDRÁK* lesen möchte, ein *же* in diese Aufzählung einzuführen, das bei den übrigen Begriffen nie vorkommt, weiters müßte ein *(и)* mindestens ergänzt sowie ein *(мое)* hinzugefügt werden, denn es müßte zu mindestens hergestellt werden *животъ и моѣ грѣхы и мое тѣло и моѣ словеса*.

Die *Vondráksche* Konjektur läßt sich aus diesen Gründen aus dem slawischen Text in der angeführten Art auf keinen Fall rechtfertigen.

Meines Erachtens ist die Lösung dieser Schwierigkeit von einer ganz anderen Seite her zu suchen. Der Ausgangspunkt für die Abänderung bilden die Begriffe *uort enti uuerh* = *словеса 1 мое дѣло*.

Sie stehen ebenso in Gebeten wie im Beichtritual. Im Beichtritual werden die Sünden eingeteilt in Sünden der Gedanken, der Worte und der Werke (vgl. EHRISMANN S. 300 Anm. 1). So steht in der Lorscher Beichte: *ik gihu . . . allero mînero sunteno, thero ih gedâhte inte gesprah inti gedela*, in der Fuldaer Beichte: *Ik uuirdu . . . bigihtig allero mînero suntono, unrehtero githanco unrehtero uuorto unrehtero uuerco*. Ebenso finden wir diese Formulierung auch am Eingang unserer Beichte wo *uuorto enti uuercho* ebenso wie hier am Schluß steht. Diese Formel wurde mißverstanden, d.h. der slavische Übersetzer oder ein Abschreiber, dem das Beichtritual geläufig war, vermißte den Begriff Sünde, den er aus dem Beichtritual her kannte, besonders in der Verbindung mit „Wort und Werk“ und übersah, daß es sich bei unserem Texte um ein Gebet, also nicht um eine Beichte handelt. So fügte er zuerst einmal грѣхы hinzu. Nun bleibt nur noch отъложи zu erklären. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß ursprünglich in отъложи ebenso wie in любовь eine Randglosse falsch aufgelöst wurde. Möglicherweise stand ^{ОТЪ}_{ЖИВ} am Rande vermerkt. Der Schreiber hat diese Glosse in den Text mit einbezogen und sie als отъ[ло]жи aufgefaßt. Es ist also allem Anschein nach ein späterer Zusatz wahrscheinlich gleichen Alters wie die Verschreibung любовь für волж. Im Zusammenhang mit грѣхы lag es nun natürlich nahe, ein eventuelles отължи auf грѣхы zu beziehen, es als Glosse zu словеса aufzufassen und es als грѣхы отължи zu interpretieren. Das lag inhaltlich nahe = „Sünden von Lügen“ andererseits stand sich auch ъ und о in glagolitischer Schrift nahe. Ich halte daher den Zusatz für eine wie oben begründete Hinzufügung, die sich möglicherweise aus einer verschriebenen Glosse entwickelt hat, oder von vornherein als Glosse zu словеса in Anlehnung an das Beichtritual gemeint war. Jedenfalls scheint mir aus dem Dargelegten mit großer Wahrscheinlichkeit hervorzugehen, daß im heutigen Text грѣхъ отъложи (dafür wäre отължи zu schreiben) nicht auseinandergerissen werden darf, sondern vom Schreiber als „Sünden infolge der Lüge der Worte und Werke“ aufgefaßt wurde.

Lexikalisches I.

Dem Andenken Franz Spechts

Mein so frühzeitig verstorbener Freund, Franz Specht, hat mich wiederholt auf die Notwendigkeit hingewiesen, den lexikalischen Stoff, der aus verschiedenen Gründen in den vorhandenen Lexica keine genügende Beachtung fand, zu sammeln und zu bearbeiten. Ich bin dieser Anregung bei meiner ziemlich ausgedehnten Lektüre immer gefolgt. Leider ist mir meine Kartothek nach dem Kriege abhanden gekommen. In meinen Händen befindet sich nur ein Teil des gesammelten Stoffes (vor allem die über 1000 Nominalkomposita umfassende Sammlung von Zitaten aus russ. und ukr. Schriftstellern des 17. und 18. Jhts. und eine Sammlung der wissenschaftlichen Termini). Ich habe allerdings einige Proben aus dieser Sammlung in dieser Zeitschrift und anderswo bereits gebracht (vgl. „Lesefrüchte“ Zeitschr. VIII, 69, X, 90, XVII, 1; IX, 77 und 79, XVIII, 1, XVIII, 2; XI, 94, 98 und 101, XIX, 2; außerdem die Besprechung von H. W. MÜLLERS Das Musikalische in der Dichtung Lermontovs, Zschr. XIV, 1—2, 228—33; Neuere Puškin-Forschung III, Zschr. XIX, 2, S. 404f. und in den „Indogermanischen Forschungen“ LIV, 2, 122ff.). Jetzt sehe ich, daß auch einige weitere Hinweise vielleicht nicht unnütz wären. Ich will daher einige Kleinigkeiten zusammenstellen, die mir bei der Lektüre von neueren slavistischen Veröffentlichungen aufgefallen sind, und für die ich noch Material in meinen Notizen finden kann¹).

Die Beschäftigung mit dem altslavischen Wortschatz ist mit mancher Schwierigkeit verbunden. Die lexikalischen Behelfe versagen in vielen Fällen. Das altöech. Wörterbuch von GEBAUER ist bekanntlich nicht abgeschlossen. Das Fehlende kann das kleine altöech. Wörterbuch F. ŠIMEKS (Slovníček staré češtiny, Prag 1947, 236 S.) keinesfalls ersetzen. Die Existenz der wesentlich ergänzten Kartothek GEBAUERS in Prag hilft einem auswärtigen Gelehrten nicht, umso weniger als die Kartothek doch nicht ganz vollständig zu sein scheint (vgl. die Schwierigkeiten, die J. VAŠICA mit der Erklärung des Ausdrucks „vejražek pletli“ in Bridels Poem „Co Bůh ? člověk ?“ gehabt hat — s. „Akord“ 1931, 9, S. 405 und B. BRIDEL „Co Bůh ? člověk ?“, Prerau 1934, S. 61; das Wort *pletle* — eine Art Kupfererz — fehlte in der Kartothek,

¹) Im Weiteren berühre ich einige Fragen, die ich bereits in meiner Altruss. Literaturgeschichte besprochen habe, dort mußte ich mich allerdings nur mit knappen Andeutungen begnügen.

während es in Rohnii „Nomenclator“ 1764—8 und bei JAN KOŘÍNEK „Staré paměti Kuttno-Horské“ 1675 —, der Neudruck Prag 1831 ist in der Preuß. Staatsbibliothek vorhanden gewesen, — vorkommt; das Wort hat übrigens auch JUNGSMANN in sein čech.-deutsches Wb. aufgenommen!). Die „Materialien“ SREZNEVSKIJS sind ein Ergebnis der Arbeit von Sreznevskij selbst und seiner Studenten (N. ČERNÝŠEVSKIJ berichtet darüber gelegentlich in seinen Tagebüchern). Daß eine solche Arbeit keinesfalls gleichmäßigen Stoff liefern konnte, ist selbstverständlich. Bei Sreznevskij, der natürlich unentbehrlich ist, fehlt oft eine genaue Bezeichnung oder Datierung einer Hs; es fehlen auch aus gut bekannten Denkmälern solche Wörter, die keine sichere Erklärung haben: es bleibt unklar, ob die Mitarbeiter Sreznevskijs solche Zettel mit diesen Worten nicht abgeliefert haben oder ob Sreznevskij selbst diese Zettel beiseitegelegt hat und sie von den späteren Herausgebern nicht aufgefunden worden sind. Außerdem ist der Stoff Sreznevskijs für das wichtige 17. Jht., mit seinen starken polnischen, ukrainischen und lateinischen Einflüssen auf den russ. Wortschatz nur recht knapp und völlig zufällig. Manche wichtige Denkmäler sind erst nach der Sammlung der „Materialien“ näher bekannt oder wissenschaftlich herausgegeben worden. Besonders wichtig sind die Veröffentlichungen von V. ISTRIN *Hamartolos I—III*, Pbg. 1920—30, Josephus Flavius *I—II* Paris 1934—8 und Malalas (an verschiedenen Orten seit 1897). Die Wortverzeichnisse zu den beiden ersten Texten (die Stellen sind aber nicht vollständig aufgezählt!) sind jetzt für eine jede lexikalische Arbeit unentbehrlich. G. E. KOČINS *Materialy dlja terminologičeskogo slovarja drevnej Rossii*, M.-L. 1937; 487 S. enthalten vorwiegend juristische und wirtschaftliche Begriffe und bringen Zitate nur in Ausnahmefällen. Es ist bekannt, wie es mit den etymologischen Wörterbüchern der slavischen Sprachen steht! Das EWb von VASMER verspricht allerdings eine wesentliche Lücke in einer vorbildlichen Weise auszufüllen. Es ist nicht zu verstehen, daß man inzwischen an der Columbia University (New York) auf den wenig glücklichen Gedanken kam, den unvollständigen und veralteten PREOBRAŽENSKIJ (unvollständig, trotz der neu aufgefundenen lückenhaften Notizen für die letzten Buchstaben des Alphabets) in photomechanischem Druck herauszubringen (New York 1951, S. XXX + 674 + VI + 416 + 144), ein Unternehmen, dem sicherlich PREOBRAŽENSKIJ selbst, wäre er noch am Leben, nicht zugestimmt hätte.

1. Einige Fremdwörter. — Ich will zunächst auf das erste Vorkommen einiger Fremdwörter hinweisen, die in den ersten Lieferungen

von VASMERs EWbs, behandelt sind. Selbstredend ist es nicht die Aufgabe eines etymologischen Wbs, Hinweise auf das erste Vorkommen eines Wortes zu bringen. Außerdem ist das Feststellen des ersten Vorkommens eine besonders schwierige Aufgabe. Manche Leser werden sich sicherlich wundern, wenn sie erfahren, daß das Wort *telegraf* im Russ. bereits im 18. Jht. im Gebrauch war und daß es sogar dem (optischen!) Telegraph gewidmete russische Werke gab. Nur die weite Verbreitung des Wortes gehört dem Zeitalter des elektrischen Telegraphen an, das Wort selbst aber, wie das betreffende Objekt, war eben bereits im 18. Jht. aus Frankreich übernommen.

asfal't — Nach VASMER (I, 31) ein „junges Lehnwort aus dem frz. *asphalte* oder nhd. *Asphalt*“. — Das Lehnwort stammt aber unmittelbar aus dem Griechischen. Das Wort kommt nämlich bereits in der (allem Anschein nach Kiever) Übersetzung des Josephus Flavius vor. Hier ist *asfaltz* der harzige mineralische Stoff, der auf der Oberfläche des Toten Meeres in Palästina schwimmt: „*I ražajut sja ot nego asfalti tlasti i velicii. . . i plavajut vršču*“ (IV, 8, 4, ISTRIN II, 44)¹). Das Tote Meer heißt daher *Asfaltitske ozero* (ibidem). Aber auch andere mineralische Stoffe wurden mit demselben Wort bezeichnet: *v toi že zemli sěra i asfaltz ražajet sja* (VII, 6, 2, ISTRIN, II, 222). In beiden Fällen ist das eine Wiedergabe des gr. ἄσφαλτος. Die relativ große Verbreitung des Josephus macht es wahrscheinlich, daß das Wort von „belesenen Männern“ nicht vergessen wurde und daß es auch anderswo vorkommt. Und wirklich wurde es im 16. Jht. in der „Nikon-Chronik“ verwendet, — Noah habe beim Kalfatern seiner Arche *asfaltz* verwendet: „*posmoliša asfaltom*“ (PSRL. 9, S. 44). Es ist allerdings höchst wahrscheinlich, daß das Wort von den Technikern des XIX. Jhts. neu aus einer modernen Sprache übernommen wurde.

barka — VASMER (I, 56) schreibt: „belegt 1694 bei Peter dem Gr. . . . Entlehnt über nhd. *Barke* oder frz. *barque*, bzw. ital. *barca*. . .“ usf. Das Wort kommt aber schon in der Novgoroder IV Chronik vor (PSRL. 4, 1, S. 484) und zwar in derselben Bedeutung, wie heute. Es ist wahrscheinlich, daß das Wort, bereits im 14.—15. Jh. in Novgorod aus dem Deutschen übernommen, seitdem, vielleicht nur im Nordwesten, im Gebrauch der Flußschiffer bis in die neueste Zeit hinein geblieben ist.

gercog — Bei VASMER (I, 266) lesen wir: „im 17.—18. Jht.: *arcuch*, *arcug*, *arcyuch*“ usf. Das Wort kommt aber in der der modernen Form

¹) Ich gebe im Weiteren bei der Transliteration der Texte „*omega*“ mit „o“ und die Nasalvokale mit „u“ und „ja“ wieder, bei den ostslavischen Texten wird das wohl erlaubt sein.

viel nähereren Gestalt bereits in der Hypatius-Chronik vor und zwar mehrmals. Zuerst unter dem J. 1235: „*v to vremja pošelz bjaše Fridricha carь na gěrcika*“ (d.h. gegen den österreichischen Herzog Friedrich; s. Ausgabe der Archäogr. Kommission. 1871, S. 517). Unter dem J. 1252 wird der bereits 1246 erfolgte Tod des Herzog Friedrich erwähnt: *gercjučъ bo uže ubeněz bystь* (S. 540), weiter unter dem J. 1254 heißt es: *po ubjěni že gerčjukově* (S. 544), daneben steht: *sestra gercikova* (545), weiter unter dem J. 1257 begegnen wir den Formen *gerčjukovi* und *gercjučъ* (554—5). Die Wiedergabe des deutschen *h* durch *g* ist übrigens von Interesse für die Beurteilung der damaligen Aussprache des slav. *g* in Galizien.

gubernator — Nach VASMER (I, 317) belegt seit dem 17. Jht. Das Wort kommt aber in einer russisch abgefaßten Urkunde des Fürsten Aleksandr Kazimirovič von Litauen im J. 1497 vor, freilich in der Form *kubernatorъ svějskij* („*Sbornik Russkogo Istoričeskogo Obščestva*“ 35, 1 [1882], S. 228—9).

dialektika — VASMER (I, 350) bringt das Aufkommen des Wortes in Verbindung mit der Verbreitung der Hegelschen Philosophie im 19. Jht. Das ist von vorn herein unwahrscheinlich, da die „Dialektik“ den ersten Teil des philosophischen Unterrichts im 17.—18. Jh. bildete. Und wirklich, wurde sie an den geistlichen (Kiever, Moskauer) und weltlichen (Petersburger Akademie, Moskauer Universität) Schulen vorgetragen. Das Wort ist aber in den slavischen Literaturen uralt. Es kommt bereits in der Pannonischen Vita Konstantin-Kyrills vor (Kapitel 4, die Form *dialeksika* ist sicherlich ein Fehler der späteren Überlieferung). Das Wort steht außerdem am Anfang des ersten Teils der slavischen Übersetzung der Πηγὴ γνώσεως von Joannes Damaskenos; die Übersetzung stammt freilich aus dem bulgarischen Symeon-Kreis, war aber bei den Ostslaven seit dem 11. Jh. bekannt. Als der erste russ. Schriftsteller, der dieses Wort gebrauchte, kommt Kurb-skij in Frage (in seiner Übersetzung Spangenberg's). Seit dem Anfang des 17. Jhs. ist das Wort sehr oft zu treffen: so weist SOBOLEVSKIJ (*Perevodnaja literatura* . . . SPbg. 1903) auf mehrere Hss. hin, und zwar aus den JJ. 1620, 1625 und eine undatierte, die aber vermutlich den Text einer im 16. Jh. entstandenen Übersetzung enthalten (vgl. S. 119, 166, 170f.). Neuerdings bringt D. BABKIN zahlreiche weitere Belege aus dem 17. Jht. (TODRL, 8 [1951], S. 326—53).

Noch schwieriger ist die Frage nach dem ersten Vorkommen der erst spät (18.—20. Jh.) entlehnten Worte. Als Beispiel kann das Wort *val'kirija* dienen. VASMER (I, 167) vermerkt richtig, daß das Wort

„durch R. Wagners Oper“ verbreitet sei. Deržavin gebraucht das Wort noch in der seltsamen Gestalt *valka* (*Na pobedy v Italii*, 1799, eine Ode, die jedenfalls seit dem Anfang des 19. Jhs. in den Schulen gelesen wurde). *Valkirija* finde ich bereits bei Batjuškov (Mečta. 1804) und *val'kirija* in den „*Stichotvorenija*“ von Nikolaj GRAMMATIN. I. Teil, 1829. Der Verfasser mußte jedenfalls voraussetzen, daß das Wort seinen Lesern geläufig ist.

Noch komplizierter ist das Problem des Schwindens eines Wortes. Grundsätzliches dazu s. in der Erlanger Dissertation von FRL. E. LIPPOLD: Die Gründe des Wortuntergangs. Untersuchung am Schicksal des Chrestien-Wortschatzes in der französischen Schriftsprache. Erlangen, s. a. (1947 ?), 100 S. Bei VASMER (I, 350) finden wir z. B. eine Bemerkung, daß das Wort *diadema* in der Form *diadima* „noch 1682“ belegt sein sollte. Ich finde *diadima* aber noch in einem Brief von F. Prokopovyč aus dem J. 1730 (abgedruckt in *TKDA* 1865, 2, S. 611) und A. K. Tolstoj *Pochod Vladimira* . . . II, 4 (1869). Vgl. weiter unter Nr. 13.

In Verbindung mit diesen Bemerkungen möchte ich betonen, daß die Hinweise auf das erste Vorkommen eines Wortes bei N. SMIRNOV (*Zapadnoe vlijanie na russkij jazyk v Petrovskuju epochu*. *SORJiS*. 88, 1910) allzuoft täuschen. Wenige Beispiele genügen: *baljasy* sind SMIRNOV seit 1703 bekannt, das Wort kommt aber schon in der Reisebeschreibung von P. TOLSTOJ (*Russkij Archiv* 1888, II—VIII) unter dem J. 1697—8 vor; *bostrok* nach SMIRNOV seit 1720, kommt bereits 1712 vor (*Zapiski Archeologičeskogo obščestva*, XI, 1865, Anhang); *gaubica* — nach SMIRNOV seit 1701, kommt in den Papieren Peters I. bereits 1697 als *goubica* vor; *arest* und *arešt* nach SMIRNOV seit 1705, „*arest*“ begegnet uns bereits in „Apokrisis“ 1598, usf. Auch die Angaben bei CHRISTIANI sind nicht immer abschließend.

2. *němъ*. — Schon K. AKSAKOV hat in seinen Anmerkungen zur Laurentius-Chronik darauf hingewiesen, daß das ar. *němъ* nicht nur „stumm“, sondern auch „undeutlich sprechend“ bedeutet (*Sočinenija*. I, 543), er übersetzt dort *němъ jazykъ* der Chronik (1199) als *govorili nemo, neponjatno (kak nemyjje)*. O. GRÜNENTHAL hat eine Reihe semantischer Parallelen — neben dem bekannten gr. βάρβαρος — aus verschiedenen Sprachen gebracht (*AfsPh*. 42 [1928—9], 318 und *Zeitschr.* 13 [1936], 3—4, 342). Die „Materialien“ SREZNEVSKIJS bieten aber so zahlreiche Beispiele, daß an der Bedeutung des Wortes kein Zweifel mehr möglich ist: *němoty dělja řeči ichъ* (*Upyr' Lichoij*), *jazykъ němychъ* (ebendort), *němorčivij* (Malalas), mit solchen gr. Entsprechungen, wie

etwa ψελλάζουσαι usf. Auch MIKLOSICH'S Lexicon paleoslov.-graecolatinum genügte bereits (S. 458), da dort neben dem *němъ jazykъ* der Laur.-Chronik noch das mit diesem Ausdruck übersetzte ἑτέρας γλώσσης des Ochrider Apostels gebracht wird. In einer (nicht näher bezeichneten) „Pčela“ wird das Wort βάρβαρος mit *němecъ* wiedergegeben (eine andere Übersetzung dieses gr. Wortes — *vražii*, — zit. bei M. SPERANSKIJ: *Perevodnyje sborniki izrečenij v slavjano-russkoj pišmennosti*. M. 1905, S. 296).

Ich möchte hier darauf hinweisen, daß die Bedeutung „undeutlich sprechend“ für *němъ* sich im Russ. viel länger gehalten hat, als das nach den Beispielen SREZNEVSKIJS zu sein scheint. Noch in der Vita von Josif Volockij (gest. 1515) lesen wir über einen gelähmten Mönch, *Andrej Kvašnín po reku Nevěža (Velikije Četji-Minei. I. Sentjabr 1—13. SPbg. 1868, S. 497)*: bei seiner Genesung *nača jazykomъ glagolati němo, jako polujazykomъ. I otvedoša ego v' keliju, i ne vo mnozě vremeni zdravъ bystъ, jazykomъ že bystъ kosenъ i medlenъ i do končiny života svojego*. Hier wird die Bedeutung des Wortes *němъ* so ausführlich auseinandergesetzt, daß an dem Sinn des Wortes kein Zweifel bestehen kann.

Übrigens scheint es, daß die Bedeutung *niemy* „undeutlich sprechen“ noch im Kopfe von J. Chr. Pasek spukte, als er seine „Pamiętniki“ schrieb. Unter dem Jahre 1659 beschreibt er folgende Begebenheit (ich zitiere nach der Ausgabe von J. PETRUSZEWICZOWA Warschau, 1948, S. 34): in Dänemark, wo sich Pasek damals mit der polnischen Armee aufhielt, erhielt er die Aufgabe, von der Bevölkerung einer kleinen Stadt Geldabgaben zu erheben; um keine Zugeständnisse machen zu müssen, gab sich Pasek den Vertretern der Stadt gegenüber den Anschein, daß er weder dänisch, noch lateinisch, deutsch, französisch oder italienisch verstehe; die Dänen konnten natürlich nicht polnisch. Pasek fährt nun fort: *Ponieważ widzieli, że żadnym językiem nie mogli mię zażyć, mówią już lingua nativa, że: przynieśliśmy podarunek (einen Lachs). Erst dann macht Pasek durch eine Geste die Forderungen der Armee kund, — o, kiedy to Niemcy skoczą od radości . . . popili się Niemczyska na ów śmiech*. Da Pasek sonst die ihm so gut bekannten Dänen nie als *niemcy* bezeichnet, geschieht das hier sicherlich nur, weil für ihn das Wort *niemec* immer noch halb bewußt „undeutlich sprechend“ bedeutete.

Auf den Seiten der russ. Chroniken begegnet uns oft ein Zeitgenosse des Igor' Svjatoslavič aus dem „Igorlied“, ein politisch und militärisch recht aktiver Fürst, *Mstislav Jaroslavič Nemoj* (in den Chroniken auch *Němyj*), — vgl. z.B. die Hypatius-Chronik 1183—1237. Ein taub-

stummer Kriegsführer und Politiker ist allerdings genau so wenig möglich, wie ein blinder, Jakun der Blinde (Nestor-Chronik, 1024, wo aber bekanntlich statt *bě Jakunъ slěpъ* — *bě Jakunъ sь lěpъ* zu lesen ist). Man sollte den Namen „*Mstislav Nemoj*“ deutsch nicht als „Mstislav der Stumme“, sondern als „Mstislav der Stammeler“ wiedergeben. Vgl. zu diesem Thema WILH. SCHULZE „Vom Stammeln“ in KZ 50 (1922), S. 129.

3. *izlomi kopije* — Dieser Ausdruck kommt in den russ. Chroniken der älteren Zeit oft vor. So z.B. in der Hypatius-Chronik (im Kiever Teil): unter 1149 (S. 272) *vyjěcha pereže vsichъ vъ protivnyja, i družina po nemъ jěchaša* (var. *vyjěchaša*), *izlomi Andrěj* (Jurjevič, D. Č.) *kopije svoje*; unter 1151 (303) *Andrěj že Djurgevičъ vъzma kopje i jěcha naperedъ, i svjěchasja pereže vsichъ, i izlomi kopje svoje*; ibidem — *i tako peredъ vsimi polky vyjěcha Izjaslavъ* (Mstislavič, D. Č.) *odinъ v polky ratnychъ, i kopje svoje izlomi*; in der Laurentius-Chronik unter 1184 (PSRL I, 2, 390) — *Izjaslavъ že Glěbovičъ, vnučkъ Jurgevrъ, dospěvrъ s družinoju, vōzma kopje . . . vōgnavrъ za plots k vorotomъ gorodnymъ, izlomi kopje* usf. Manche moderne Forscher (so z.B. A. ARCICHOVSKIJ in „*Istorija kul'tury Drevnej Rusi*“, I, 1, 1948, S. 422) wollen in den alten Denkmälern alles „realistisch“ verstehen und glauben auch hier nur die Mitteilungen über die Fälle, wo die Speere der Fürsten wirklich gebrochen worden sind, sehen zu müssen. Solche „realistische“ Interpretationen der alten Texte sind auch anderswo zu finden. Das führt z.B. dazu, daß man in dem *divъ* des Igorliedes einen auf dem Baum Wache haltenden Kumanen sieht (wozu allerdings das Weitere: *velitъ poslušati zemli neznaemě* gar nicht paßt); *uže vrzěsja divъ na zemlju* soll dann nur bedeuten, daß der kumanische Wachmann von dem Baume herabstieg, da seine Beobachtungen nicht mehr nötig seien! Das hätte man alles für einen Scherz halten können, wenn nicht ein Forscher vom Range D. LICHACEVS in seiner „erklärenden Übersetzung“ des Igorliedes (*Literaturnyje pamjatniki. Slovo o polku Igoreve*. M.-L. 1950, S. 88) auf eine ähnliche Weise die wunderbaren Hyperbeln des Slovo in realistische Bilder verwandeln wollte, oder wenn B. RYBAKOV (zit. „*Istorija kul'tury*“, I, 1, S. 116) nicht die Metapher des Slovo „*vaju chrabraja serdca . . vъ bujesti zakalena*“ durch die Übersetzung von *bujestъ* als „Wind“ zu einem bloßen Bild der (vermeintlichen?) Art der Stahlhärtung „im Winde“ machen wollte. . .

In unseren oberen Zitaten ist, glaube ich, nicht nur *izlomi kopije* wichtig, sondern auch der Umstand, daß der betreffende Fürst-Heerführer als erster, vor seinem Heere, seinen Speer gegen die Feinde

richtet. Nur eine spätere Stelle der Hyp.-Chronik, wo Daniil Romano-
vič während einer Schlacht (nicht beim Beginn derselben!) „*v bode*
kopbje svoje v ratbnogo, izlomivšu že sja kopbju i obnaži mečb svoi“ (1231,
S. 512), kann ich als eine Erzählung von einem wirklichen Speerbruch
auffassen (vgl. noch Hyp.-Chr. 1249, S. 534, wo es sich kaum um einen
wirklichen Speerbruch handeln kann). Die oben zit. Stellen erinnern
aber zu stark an den Anfang des Chronik-Berichtes unter dem J. 946
(Nestor-Chronik, *Karinskij*-Ausgabe, 1910, S. 56—7): „*Olga sž sy-*
nomž svoimž Svjatoslavomž sobra voi mnogi i chrabry, i ide na Derevjsku
zemlju. I izidoša Derevljane protivu; i sžnemžšemasja oběma polkoma na
skupb, sunu kopbjemž Svjatoslavž na Derevljanu, i kopbje letž skvožě uši
konevi, i udari v nogi konevi: bž bo děteskž. I reče Sveneldž i Asmodž:
knjazž uže počalz; potjagněte, družina, po knjazžě“. — Diese Stelle macht
uns klar, daß es zu der ältesten Zeit ein militärischer Brauch war, daß
der Fürst als erster seinen Speer gegen die Feinde warf, bzw. auf die
Feinde mit dem Speer einschlug („*sunu*“ kann beides bedeuten). Das
erinnert aber in einer sehr auffälligen Weise an die militärischen Riten
der Römer: wie Livius (I, 32, besonders 12—13) erzählt, wurden die
Kriegshandlungen bei den Römern dadurch begonnen, daß der „*Pater*
patratus“, der Vorsteher des Priester-Kollegiums der Fetialen einen
in Blut getauchten Speer ins feindliche Land warf (s. PAULY-WISSOWA
VI [1907], 2259ff., besonders 2264, die „*Neue Folge*“ des Werkes bringt
an der betreffenden Stelle nur einen Verweis auf diese ältere Ausgabe;
vgl. noch WISSOWA: *Religion und Kultus der Römer*. M. 1912, 551ff.).
Später (bereits im Tarentinischen Krieg) wurde die Handlung in Rom
vollzogen: den alten Ritus hat man in einer für die Römer sehr kenn-
zeichnenden Weise so abgeändert, daß man einem gefangenen Soldaten
des Pyrrhus ein Stück Land in Rom „*verkaufte*“ und der Speer wurde
auf dieses „*feindliche Land*“ geworfen. Noch später hat der krieg-
führende Kaiser den *Pater patratus* ersetzt und vollzog den Speerwurf
ebenfalls in Rom vor dem Beginn des Feldzuges (so noch Mark Aurel;
WISSOWA *Religion*, S. 554, vgl. OVID *Fast.* VI, 205ff.). Ein dichterischer
Anklang an diesen Brauch ist die Stelle bei VERGIL *Aeneis*, 9, 51f.,
wo Turnus

...iaculum attorquens emittit in auras,
principium pugnae, et campo sese arduus infert.

Vielleicht kann man ein Zeugnis für die Existenz eines ähnlichen Ritus
bei den Mazedoniern in der Erzählung der Alexander-Legende sehen,
wonach Alexander bei dem Feldzug gegen Darius nach Ankunft der
mazedonischen Schiffe an der Küste Kleinasien einen Speer auf die

Küste warf und als erster den asiatischen Boden betrat. Diese Tradition (die übrigens noch bei Plutarch fehlt) ist in die späteren Alexander-Romane eingegangen (vgl. die čech. *Alexandreis*, St. Weiter Bruchstück, Vers 579ff., TRAUTMANN S. 8), aber, so weit ich sehe, auch in die moderne Darstellung der Geschichte des Mazedonischen Eroberers aufgenommen¹⁾.

Einen weiteren Beleg für die Existenz eines entsprechenden Brauches bei den Indogermanen kann vielleicht die Erzählung von HERODOT V, 105 bieten, daß Dareios nach einem militärischen Mißerfolg einen Pfeil gen Himmel (ἔς τὸν οὐρανόν) abschießt und eine Beschwörungsformel ausspricht. Die Stelle ist allerdings etwas doppelsinnig: man kann in ihr ein Zeugnis von der Existenz eines ähnlichen Brauches bei den Persern sehen, aber auch event. daran denken, daß Herodot nur eine den Griechen verständliche magische Handlung dem persischen König zuschreibt. Außerdem ist die Handlung des Dareios mit den Kriegshandlungen nicht unmittelbar verbunden.

Am wichtigsten für die Beurteilung der Chronik-Erzählung sind die Zeugnisse über die Existenz einer sehr ähnlichen Sitte bei den Skandinavien: Vor dem Beginn der Schlacht hatte man (leider wird nicht mitgeteilt, von wem diese Handlung vollzogen wurde) einen Speer über das feindliche Heer geworfen (vgl. K. WEINHOLD: Beiträge zu den deutschen Kriegsaltertümern. Sitzungsberichte der Berliner Akademie, 1891, 2, 543—71, S. 561ff., Ergänzungen bei K. LEHMANN: Zum alt-nordischen Kriegs- und Beuterecht. Heidelberg. 1913, S. 13, wo die Zeugnisse über den Speerwurf ins feindliche Land als Kriegserklärung zusammengestellt sind). Neben den Zeugnissen aus den nordischen Sagen berufen sich die Forscher auf SAXO X, 481ff., bei welchem der Speerwurf durch Otto II. ins Wasser erfolgt. — Die mythologische Auslegung dieses Brauches wird seit GRIMM in den Werken über die germanische Mythologie gegeben (J. GRIMM: Deutsche Mythologie, Göttingen 1835, S. 102; K. SIMROCK: Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluß der nordischen, Bonn 1855, 216f. Ausgabe 1887, 176ff., neuerdings J. DE VRIES: Altgermanische Religionsgeschichte, I 1935, S. 175, II, 1937, S. 169f.). Auch der Beginn der „Heimsuchung“ nach dem bairischen, friesischen und anglo-warnischen Recht wurde

¹⁾ Vielleicht enthält auch Ciceros *De oratore* II, 80, 325 eine Anspielung auf denselben Brauch: Cicero spricht von den unnötigen Redewendungen in der Einleitung einer Rede und setzt fort „Atque eius modi illa prolusio debet esse, non ut Samnitium, qui *vibrant hastas ante pugnam* quibus in pugnando nihil utuntur, sed ut ipsis sententiis, quibus proluserint, vel pugnare possint“.

durch eine ähnliche Handlung angekündigt: über das Gehöft oder Haus desjenigen, der der Heimsuchung unterstand, wurde ein Pfeil oder ein angebrannter Stock abgeschossen (K. BRUNNER: Deutsche Rechtsgeschichte² II, 1928, S. 843). Diese letztere Einzelheit (der angebrannte Stock) führt uns weiter nach Indien: bereits ADALBERT KUHN (Die Herabkunft des Feuers und des Gottestrankes. B. 1859, S. 224ff.) verglich die nordische Sitte mit dem indischen Werfen des angebrannten Zweiges über die Feinde.

Wenn die Zeugnisse über Mazedonier, Inder, Iranier (wozu man noch Kelten stellen kann: ein allerdings recht undeutlicher Hinweis auf die Existenz einer der skandinavischen ähnlichen gälischen Sitte findet sich bei J. GRIMM Deutsche Rechtsaltertümer, I⁴, 1899, S. 226ff.) etwas unbestimmt sind, so kann man jedenfalls auch nur auf Grund der römischen und skandinavischen Kriegsbräuche in der Erzählung der Chronik unter dem J. 946 nicht bloß ein Zeugnis dafür sehen, daß der altrussische Fürst „ein Vorbild der Tapferkeit seinem Heer“ geben sollte (was für ein Vorbild kann auch ein Kind sein!), wie M. DJAKONOV es haben will (*Očerki obščestvennogo i gosudarstvennogo stroja Drevnej Rusi*. M.-L. 1926, S. 134; andere russ. und ukr. Rechtshistoriker scheinen an dieser Stelle der Chronik achtlos vorbeigegangen zu sein: vgl. V. SERGEJEVIČ: *Lekcii i issledovanija* . . . 1910, A. PRESNJAKOV: *Knjažoje pravo v Drevnej Rusi*. Pbg. 1909, VLADIMIRSKIJ-BUDANOV *Lekcii* Kiev, 1910), sondern ein Zeugnis von der Existenz einer sakralen oder magischen Handlung, die vor dem Beginn einer Schlacht oder eines Krieges vollzogen werden sollte, und zwar durch den Fürsten selbst. Die spätere Formel *izlomi kopije* (im jeweiligen Kontext) wird als ein sprachliches Relikt der früheren sakralen oder magischen Handlung anzusehen sein. Vielleicht war dieser Brauch bei den Slaven von den Skandinavien entlehnt (nicht umsonst reden die *družina*, nachdem der Fürst Svjatoslav diese Handlung vollzogen hat, die Skandinavien an, der *kormilec* — lat. *nutritor*, vgl. PRESNJAKOV op. cit., S. 225 — Asmod und der Heeresführer Sveneld), vielleicht darf man in ihm eine bei den Slaven aus dem indogermanischen Altertum erhaltene Sitte sehen. Vielleicht zeugt von dem Alter dieses Brauchtums und der Formel bei den Slaven das epitheton ornans „kopije łomne“ bei JAN KOCHANOWSKI („Proporzec“, v. 102). Daß die festen sprachlichen Formeln oft als sprachliche Relikte der alten Bräuche angesehen werden können, ist ja bekannt. Auf die Wichtigkeit der Erzählung unter dem J. 946 hat mich Frh. Dr. G. APPEL aufmerksam gemacht. — Eine weitere Reliktformel des Altrussischen ist *uže mně ego ne krěsiti* (Nestor-

Chronik 945, 1015, 1052, das Igorlied), worüber ich kurz in meiner Altruss. Literaturgeschichte gehandelt habe; neuerdings interpretiert diese Formel auch D. LIČAČEV in einer ähnlichen, aber in eine falsche Richtung weisenden Weise; diese Formel muß ich aber anderswo besprechen, da sie eine zu weite Behandlung erfordert.

4. *slava* = *pochval'ba*. — Im Igorlied lesen wir *Borisa že Vjačeslavliča slava na sudž privede* usf. Die franz. Übersetzung von HENRY GREGOIRE (*La Geste du prince Igor*, New York 1948, S. 51) lautet: „sa gloire lui a fait perdre sa cause“. LIČAČEV (op. cit., S. 59) übersetzt *slava* = „*pochval'ba*“. Diese Übersetzung gibt wirklich eine der Bedeutungen des Wortes *slava* im Altruss. wieder. Die Darstellung derselben Ereignisse in der Nestor-Chronik (1078) bestätigt das vollkommen; dort heißt es zunächst: *Boris . . . pochvalivsja velmi, ne vědy, jako Bogž gordymž protivitsja*, und dann: „*I pěrvoje ubiša Borisa, syna Vjačeslavlja, pochvalivšasja velmi*“. Die Wiederholung derselben Wendung *pochvaliv [ša] sja velmi* trägt bereits einen epischen Charakter und erinnert uns an die (allgemeine und noch vorchristliche) Beurteilung der Überheblichkeit, der ὑβρις. — Die Bedeutung „*slava* = *pochval'ba*“ wird auch durch diejenige Stelle der Hyp.-Chronik bestätigt, wo von dem Tod des ungarischen Heerführers *Filja Pregordyj* berichtet wird (1249, S. 533—4): es wird der überhebliche Ausspruch Filjas angeführt, daß die Krieger Daniils von Galizien *nesterpimi . . . sutž na dolgo vremja na sěčju*, der Chronist setzt fort; *Bogu že ne uslyšavšu slavy jeho, pride na nž Danilo*, dann: *Filja gordyj jatž bystž Andrěemž dvorьskimž . . . i ubьjenž bystž Danilomž*.

5. *prětrьgnuti*. — „*Prětrьgosta bo svoja brьzaja komonja*“ lesen wir im „Igorlied“ bei der Beschreibung der Flucht Igořs aus der kumanischen Gefangenschaft. Das Wort *prětrьgnuti* ist kein hapax legomenon, doch wird es im Igorlied in einer sonst nicht vorkommenden Bedeutung, etwa des heutigen „*nadorvat' (lošad')*“ gebraucht. In den ksl. Denkmälern kommt es mindestens im Cod. Supr. vor (54₂₃, 55₁₈, 338₁₁, 418₁₅) und zwar in der Bedeutung „unterbrechen“, „zerreißen“. Auch die Beispiele bei SREZNEVSKIJ und PERETZ (*Slovo o polku Ihorevim*. Kiew 1926, S. 316) bringen das Wort entweder in der Bedeutung „zerreißen“ oder im übertragenen Sinne als „unterbrechen, aufhören“. Die erstere Bedeutung z.B. im Satz „*uzy ichž prětrьže*“ (Ps. 106), die zweite — „*prětrьgnet sja jich (der Juden) šatanije*“ (Jos. Flavius VI, 1, 4, ISTRIN II, 138). Eine weitere Bedeutung ist „die Kräfte verlieren“, etwa das heutige „*iznemoč*“ — in Nikons Pandekten: *prětrьgajetsja pekyjsja (Sreznevskij)*. Nur ein Beispiel kann im Sinne des Igorliedes, aber auch

nicht mit voller Sicherheit aufgefaßt werden: *пѣсѣ... прѣтрѣзѣсѣя. Zlatoust*, 12. Jht. Das Wort muß zu jener pferdeliebenden und -schätzenden Zeit eine direkt terminologische Bedeutung gehabt haben. Ich finde es aber auch im Altčechischen. Freilich reicht GEBAUER nicht bis „P“ und F. ŠIMEK (op. cit. 144) bringt nur die Bedeutung „konec učiniti, zastaviti — *prětrhnouti* (nešvar). Das Wort ist in der altčech. Literatur nicht selten. Im Sinne „unterbrechen“ kommt es in der Kralitzer Bibel (Ausgabe 1588, Band V, S. 246, Sirach 10, 12: *zastaralau nemoc přetrhugé lékař*), ebenso bei Havel Žalanský „O sedmi ranách Božijich“ 1620 (zit. bei EMIL DLASK „Havel Žalanský“ in „Sborník filologický“ IV [1913], S. 162) vor. Aber in dem fast gleichzeitig mit dem Werk Žalanskýs geschriebenen „Labyrinth“ des Comenius (1622—3) heißt es von den Menschen, die sich im „Labyrinth der Welt“ mit unnützen Dingen abgeben (VII, 6): „a to vše tak usilně, až mnozí stonali a potili se, někteří se i přetrhovali“. In terminologischer Bedeutung erscheint das Wort in den Auszügen aus „Bilé knihy pouhonné“ (ČČM 36 [1862], S. 92—3) und zwar in den Akten eines Prozesses „mezi Václavem Pařézkem s jedné a Václavem Hrabáním z Přerubenic z strany druhé“ (1544), wo es unt. and. heißt (es handelt sich hier um ein fast zu Tode gehetztes Pferd): „Hraban hněval se, že pisař jeho domův přiběhl, že driv koně nepřetrh“.

Das unterstützt übrigens die Beobachtung A. S. ORLOVS (*Slovo o polku Igoreve*. M. 1923, S. 28f.), daß der Wortschatz des IL mit dem westslavischen manche Berührung hat.

6. *vaznъ* — Dieses Wort im Sinne „glückliches Schicksal, Glück“ ist zu wenig beachtet worden. Die Arbeiten, die den slav. Begriff des Schicksals behandeln, erwähnen es überhaupt nicht: so fehlt es bei A. VESELOVSKIJ *Razyskanija o duch. stichach* (SORJiS. 46 [1890], 53 [1892]), bei A. SONNY: *Gore i dolja v narodnoj skazke* (Ėranos. Festschrift für N. P. DAŠKEVYČ. Kiev. 1906, 362—425), bei NIEDERLE (II, 1), bei MANSIKKA (FFC, 43, 1922), bei MOSZYŃSKI (Kultura ludowa Słowian II, 1 Krakau, 1934), bei SOBOLEVSKIJ (Slavia, VII). Im Wörterverzeichnis zur Hypatius-Chronik (Archäogr. Kommission) ist das Wort zu finden, obwohl dort nur besonders seltene Wörter aufgenommen sind. Es handelt sich dabei um die Stelle (1287, S. 596): „*poneže daľ bjašetъ jemu Bogъ vaznъ netokmo i na odinychъ lovechъ, no i vo vseľ, za jego dobro i pravdu*“ (es handelt sich hier um den Fürsten Vladimir Vasil'kovič von Wolynien).

Das Wort hat jetzt Interesse unt. and. in Verbindung mit einer Konjektur R. JAKOBSONS zum IL (op. cit. Textabschnitt 156, dazu

vgl. S. 242, die M. WOLTNER in ihrem Bericht Zeitschr. XXI, 1, 121f. anscheinend übersehen hat, denn sie spricht davon, daß JAKOBSON seine Konjektur ohne Begründung gibt). Die Konjektur JAKOBSONS ist eigentlich keine Konjektur, sondern nur eine andere Worttrennung der durch die ersten Bearbeiter der Hs. vermutlich falsch getrennten Worte: es heißt jetzt in des sozusag. „kanonischen“ Text: „*utrò že vonzi strikusy*“, was wegen dem „hapax legomenon“ „*strikusy*“ (angeblich eine deutsche Entlehnung — „Streitaxt“) doch problematisch bleibt; „*Vonzi*“ ist eine Verbesserung der unverständlichen Lesart der 1-ten Ausgabe „*vozzni*“. In der für Katharina II. hergestellten Abschrift hieß es aber anders: „*utròže vaznistri kusy*“. JAKOBSON schlägt nun vor, in diesem letzteren Satz die Worte anders zu trennen „*utròže vazni s tri kusy*“, was heißen soll (die zit. Übersetzung H. GREGOIRES): „Jusqu'à trois fois il lui fut donné de saisir sa part de chance“ (ebendort, S. 69).

Zunächst muß ich bemerken, daß das Wort *vaznъ* keinesfalls selten ist. SREZNEVSKIJ bringt 8 Beispiele, fast alle aus den übersetzten Werken (*Izbornik* 1073, je eins aus „*Pčela*“, unbekannt welcher Fassung, und eins aus Josephus Flavius). Danach bekommt man freilich noch keinesfalls den Eindruck, den ich habe und hier begründen will, daß es Denkmäler gibt, wo es von diesem Wort nur so wimmelt! Das sind gerade Josephus Flavius und die alte „*Pčela*“ (Ausgabe von V. SEMENOV *SORJiS*. 54 [1893]).

Ich bringe zuerst alle Belegstellen im Wortlaut. Zunächst Josephus Flavius (eine Übersetzung, wie gesagt, Kiever Herkunft, jedenfalls aber ein bei den Ostslaven ungemein beliebtes Werk, das die gesamte „militärische Literatur“ [Chroniken] lexikalisch und stilistisch stark beeinflußt hat, worüber S. A. ORLOV in *ČOIDR* 1902, *IORJiS* 13 [1908], 4 und 31 [1926], 93ff. und *TODRL* 5 [1947], 15—35):

- 1— I, 1,5 *вазнь* блугу приимше (*Istrin*, S. 4)
- 2— I, 19,4 *вазнь* . . . не премѣняет ся (58)
- 3— I, 20,1 от него отиде *вазнь* (60)
- 4— I, 21,13 *пребыс*(ть) ему *вазнь* благаа (66)
- 5— II, 10,1 *Кесарь* Гай, иже пресыти ся своею *вазньою* (150)
- 6— III, 2,3 *Въслѣдова* же . . . прѣваа *вазнь* (208)
- 7— III, 5,1 *владѣти* всею вселенною не от *вазни* (214)
- 8— III, 5,6 *Аще* же *вазнію* а не промыслом одолѣют (216) [(232)
- 9— III, 8,3 и всю *вазнь* преводилъ еси на Римляны (*зижитель* = Gott)
- 10— III, 10,2 *мы* же, с *вазнію* одолѣюще (242)
- 11— IV, 1,6 *Вазнь* же ес(ть) не тверда, но ходит назадѣ и нанередѣ (II,6)

- 12— IV, 4,3 Дивлю ся како носнѣшествуетъ вазнь лукавымъ (24)
 13— IV, 7,6 Плакида же, доброю вазню помагаемъ (40)
 14— IV, 9,4 видяще силу его и вазнь, прилепляху ся к нему (48)
 15— V, 2,4 зане побѣда преиде им и вазнь лучшаа (70)
 16— V, 2,5 ни забывати своя вазни ни сана (72)
 17— V, 3,4 Юдеи . . . прелщающе и преклюкающе и послушающе другъ друга, имже и вазнь добра въслѣдуетъ имъ (76)
 18— V, 9,3 Вазнь же добра приложи ся к нимъ (104) [(116)
 19— V, 11,3 Македонн не собою одолѣваху, но Александровою вазню
 20— V, 1,6 И молю ся да въслѣдуетъ ми твоя вазнь мои силѣ и воли (140)
 21— VI, 2,10 Тѣмъ же вазнь ратнаа разумно есѣтъ не тверда, но скоро премѣняетъ ся, и аще кто безъ ума хупетъ ся о приключьши ся вазни, то не помедливѣ поношеніе постигнетъ его (156)
 22— VI, 8,4 вда <сила Божія> имъ вазнь благоу (186)
 23— VI, 9,1 на память своя вазни и храбрѣства (190)
 24— VII, 6,4 покорити ся Римскѣи силѣ и вазни (224).

„*Vazny*“ ist fast immer die Übersetzung von τύχη und verwandten Begriffen.

Zeitlich näher zu dem IL steht die sicherlich in Kiev entstandene Übersetzung der Pčela. Ich bringe hier die Auszüge aus der zit. Ausgabe V. SEMENOV'S (*Drevnerusskaja Pčela po pergamentnomu spisku*, zitiert werden die Seiten und Zeilen dieser Ausgabe)¹⁾:

- 1— 17,15ff. Θεολογъ. Нѣкто рече отъ златолюбець сице: уне мѣ имѣти каплю вазни, нежели ботарь ума; ему же отвѣщавъ любомудрецъ и рече: абы ми капля ума, негли глубина вазни.
 2— 36,7 Вазнь велику поставитъ транезу . . .
 3— 178,11 Егоже вазнь бѣеть, то <и> отъ кроткихъ раны обрѣтаются.
 4— 178,20 Измѣнение славы и вазни терпи съ упованьемъ.
 5— 179,12 требуетъ . . . <на> богатѣство умъ и вазнь.
 6— 228,1 Не смысленъ есть, нже вазнь малу приимъ, горѣдитъ.
 7— 280,21 Аще узриши лукаваго на высоту возносимаго и свѣтлымъ богатѣствомъ огражаемаго и гордяща выше вазни, то чаи, яко скоро измѣнение его будетъ . . .
 8— 19,13 Умомъ возможно вазни приискати, вазнь же ума не пріобрѣтаеть.
 9— 319,24 лѣщець велику вазнь имѣяшетъ, зане егоже изылькуютъ, солище видѣти, а иже отъ нихъ умретъ, земля покрыеть.

¹⁾ In Zitaten aus der Pčela ersetze ich „*oy*“ durch „*y*“, „*ε*“ durch „*e*“ und lasse die diakritischen Zeichen weg.

Die ersten 7 Zitate bringen *vaznъ* als Übersetzung des gr. τύχη, die Äquivalenten von *vaznъ* im 8. und 9. Zitat sind εὐτυχία bzw. εὐτυχεῖς.

Daß das Wort *vaznъ* keinesfalls semantisch isoliert ist, zeigen die zahlreichen Ableitungen, die wir in denselben Denkmälern finden: in Jos. Flavius — *blagovaznenъ* (I, 33, 8—I, 120), *blagovaznivi* (II, 6, 2—I, 130), *blagovaznivěšii* (I, 20, 2—I, 32), *vaznenuju* (IV, 4, 3—II, 26), *vaznivъ* (I, 28, 2—I, 94), *dobrovaznъe* (I, 22, 1—I, 66), *dobrovaznъstvo* (I, 10, 6—I, 32), *zъlovaznivyi* (I, 27, 3—I, 90), in *Pčela* — *blagovaznivъ* (180, 9), *vaznivъ* (179, 25), *vaznivyi* (179, 23), *dobrovaznъe* (179, 9 und 21; 181, 12), *dobrovaznъstvo* (334, 18).

Zu vermerken ist übrigens, daß die anderen Fassungen der *Pčela* und der anderen Florilegien das Wort *vaznъ* nicht kennen (vgl. M. SPERANSKIJ op. cit., auch V. SEMENOV „*Pčela v 44 glavach*“ ČOIDR 173 [1895]). Nur im „*Měřilo Pravednoe*“ vermerkt SPERANSKIJ zwei Entlehnungen aus dem SEMENOVschen „*Pčela*“-Text (SPERANSKIJ, Appendix, S. 57, Nr. 7 = SEMENOV XVIII, 21 — „*vaznъ*“ und S. 55, Nr. 15 — SEMENOV XLVII, 21 — „*dobrovaznie*“). Die bulg. *Pčela* gibt das gr. τύχη durch *čestъ* bzw. *čstъ* wieder, die Übersetzung der Regel des 6. oekumenischen Konzils — durch *polučenie* oder *polučai* (s. BUSLAJEV *Istoričeskaja chrestomatija*, 379 und V. MANSIKKA *Die Religion der Ostslaven*. I. FFC, cit., S. 260).

Da, wie gesagt, das Wort *vaznъ* fast immer das gr. τύχη wiedergibt und die griechischen Vorstellungen vom Schicksal = τύχη keinesfalls eine Teilung und Messung dieser Gabe (der Götter) zulassen (vgl. PAULY-WISSOWA, NF, 14 [1943—8] S. 1643—89 [G. HERZOG-HAUSER]), andererseits den Glücklichen als einen passiven Empfänger des Glücks darstellen, so würde das gegen die Konjektur JAKOBSONS sprechen (gegen *uterže vazni . . . tri kusy!*). Wir können allerdings in den ar. Zitaten bereits eine Entwicklung der Bedeutung von *vaznъ* in der Richtung zu *dolja, čast'* usf. merken (das Zitat Nr. 17 aus Flavius stellt die Juden als aktiv hin, dasselbe tut in Bezug auf den Glücksempfänger das Zitat Nr. 8 aus *Pčela*); entscheidend ist aber das 1-te Zitat aus der *Pčela*, das JAKOBSON nach SREZNEVSKIJ bringt, — hier wird *vaznъ* als teilbar und meßbar dargestellt (übrigens stammt das Zitat bei SREZNEVSKIJ aus einer anderen Hs., als die, auf welcher die Ausgabe SEMENOVs beruht; die — nur orthographischen — Abweichungen des Zitats von SREZNEVSKIJ sind bei SEMENOV unter den Lesarten angegeben). Der gr. Text des Zitats (aus Sirach, der hier „*Feolog*“ heißt) ist übrigens: Ἐρησέ τις που τῶν φιλοχρύσων τάδε: „θέλω τύχης σταλαγμὸν

ἡ φρενῶν πίθον“. Ἡρὸς ὄν τις ἀντέρησε τῶν φιλοφρόνων: „ῥανίς φρενῶν μοι μᾶλλον ἢ βυθὸς τύχης“.¹⁾

Ich möchte nur noch vermerken, daß JAKOBSON in seinem neuesten Aufsatz (The puzzles of the Igor' Tale on the 150th anniversary of its first edition, *Speculum* XXVII, 1, 43—66, besonders S. 53) sich für die Teilbarkeit und Meßbarkeit des Glücks (*vaznъ*) auf einen Aufsatz von L. R. PALMER in den Londoner „Transactions of the Philological Society“ 1950, 149—60 beruft. Meines Erachtens besagt alles, was PALMER bringt, nichts, was die Teilbarkeit und Meßbarkeit der τύχη = *vaznъ* betreffen könnte.

Sollte übrigens das Vorkommen des Wortes *vaznъ* und seiner Ableitungen nur in einer Gruppe von Denkmälern nicht ein Zeichen des Dialektcharakters dieses Wortes sein? Vgl. dazu neben den älteren bekannten Betrachtungen von A. SOBOLEVSKIJ und A. KRYMSKYJ über den „altkiever Dialekt“ neuerdings noch F. FILIN: *Očerki istorii russk. jazyka do 14. st.* L. 1940, S. 79f., — dagegen kaum mit Recht L. BULACHOVSKIJ *Istoričeskij kommentarij k russk. literaturnomu jazyku.* K. 1950, S. 9 Anm. Das Wort *vaznъ* verdient also in verschiedener Hinsicht Beachtung.

7. grečnikъ, zaloznikъ. — Die beiden Worte kommen in der Hyp.-Chronik vor. Im Index (zit. Ausgabe) finden wir das Wort mit der Erklärung „*Torgovcy s Grecieju i Rus'ju po Grečeskomu puti*“. Abgesehen von der gewissen Unklarheit dieser Erklärung, ist sie nicht ganz vollständig. SREZNEVSKIJ und KOČIN haben das Wort nicht, da sie es offensichtlich und zwar, wie wir sehen werden, z.T. mit Recht, für einen geographischen Namen halten. Bei A. PRESNJAKOV *Lekcii po russkoj istorii.* I. M. 1938 erscheint das Wort in derselben Bedeutung, wie im Index der Hyp.-Chronik. In seinem ausgezeichneten Buch lesen wir: „*vooružennyje otrjady dolžny (im 12. Jht. D. Č.) vse časče provodit' 'grečnikov' čerez porogi*“ (S. 140), „*inoj raz rat' russkaja podolgu stoit u Kaneva, čtoby dat' podnjat'sja vverch po Dnepru grečnikam i zaloznikam*“. Wohl nicht ohne Einfluß Presnjakovs erscheint das Wort *grečnik[i]* in dieser Bedeutung immer wieder in der wissenschaftlichen Literatur der letzten Jahre. Indessen hat das Wort eine doppelte Bedeutung (wie auch das Wort „*zaloznik[i]*“). Wie man aus dem Text der Hyp.-Chronik leicht ersehen kann, bedeuten die beiden

¹⁾ Diese Stelle kann ich beim Ecclesiasticus (Sirach, Ausg. TISCHENDORFS) nicht finden. Auch die Konkordanz von E. HATH und H. A. RADFATH (Oxford 1906, Suppl.) hilft nicht weiter.

Worte auch, und vielleicht in erster Reihe, die zwei von den drei Handelswegen, die zum Schwarzen Meer führten: *Grečnikъ*, *Zaloznikъ* und *Soljanoj putъ*.

In der Hyp.-Chr. beklagt sich 1170 der Kiever Fürst Mstislav Izjaslavič: *uže u nasъ i Grečbskyj putъ izъotimajutъ, i Soljanyj, i Zaloznyj* (S. 368), dasselbe wiederholt Mstislav bei einer Beratung der Fürsten (Hyp.-Chr. unter demselben Jahr, S. 370): *I nača molviti Mъstislavъ bratъi svojej: Se, bratъe, . . . a tēmъ* (gemeint sind die Kumanen. D. Č.) *vsjako pakostiti Grečniku našemu i Zalozniku; a bychomъ vsъli protivu Grečniku*. Der folgende Feldzug gegen die Polovci endete allerdings unter den Einwirkungen des *uselukavyi dъjavolъ* nur mit einem Streit zwischen den an dem Feldzug teilnehmenden Fürsten. Die Bedeutung der beiden Worte ist in dieser Erzählung vollkommen klar: das sind die Namen der Handelswege. — PRESNIAKOV hat wohl eine andere Stelle im Auge; unter dem J. 1167 lesen wir: „*Polovci . . . načaša pakostiti Grečnikomъ; i posla Rostislavъ Volodislava Ljacha sъ voi, i vъzvedoša Grečniky*“ (360). Weniger klar ist eine weitere Stelle, die PRESNIAKOV auch zitiert: „*i stojaša u Kaneva dolgo vremja, dondeže vzide Grečnikъ i Zaloznikъ*“ (1168, S. 361), — sind hier vielleicht *Grečnikъ* und *Zaloznikъ* in der Kollektivbedeutung gebraucht?

S. carstvo. — Das Wort *carb*, *cēsarb* wird bekanntlich in der ar. Literatur, abgesehen von den historischen Werken, wo von den jüdischen, römischen, babylonischen usf. „Zaren“ die Rede ist, nur in Bezug auf: 1. den griechischen Kaiser, 2. den tatarischen Khan („*carb ordynskij*“), 3. den deutschen Kaiser („*carb německyj*“ — z. B. Hyp.-Chronik, 1190, S. 449, *carb Fridrichъ*, ebendort 1235, S. 517 und and.) gebraucht, — diese letztere Bedeutung wird seltsamerweise weder bei SREZNEVSKIJ noch bei KOČIN verzeichnet! Auch das Wort *carbstvo* gilt nur in Bezug auf die Herrschaft derselben Personen und auf ihre Länder. Daneben steht natürlich *carbstvije nebesnoje* (SREZNEVSKIJ III, 1433). Doch kommt das Wort *carbstvo* mindestens an einer Stelle auch in der Bedeutung: „Kiever Fürstentum“ vor. Diese Stelle ist von den Lexikographen übersehen worden. Es handelt sich dabei gerade um einen der politisch schwächsten und unselbständigsten Kiever Fürsten, Rjurik Rostislavovič. Unter dem J. 1199 ist in die Hyp.-Chronik (als Abschluß ihres Kiever Teils) eine Dank- und Begrüßungsrede des Abtes Mojsej vom *Vydubečkyj*-Kloster eingetragen. Literarisch ist diese Rede sehr interessant — s. meine Altruss. Literaturgeschichte, S. 262. Dieses Panegyrikon enthält nun auch das Wort *carbstvo* in Bezug auf die Macht und das Land Rjuriks: *vo dni carstva tvojego*

(S. 479), und noch am Schluß: *I Bogъ, i ljubý jedinočadago Syna jeho, i pričasteje svjatego Ducha, da budetъ съ carstvomъ tvoimъ*“ (ebenda).

Man darf kaum irgendwelche Schlußfolgerungen über die politischen Ansprüche der Kiever Fürsten, im besonderen von Rjurik II. daraus ziehen. Das *carstvo* Rjuriks war auch politisch sehr schwach unterbaut. Aber das Wort hat doch eine ideologische Bedeutung: es war die Zeit der politischen Romantik, der Idealisierung der historischen Vergangenheit. Damit sind auch die großzügigen politischen Pläne der immer schwächer werdenden Fürsten verbunden: so die des Jaroslav „*Osmomysl*“ der Teilnahme an den Kreuzzügen, der unglückliche Feldzug Igor' Svjatoslavovičs, der abenteuerliche Feldzug der Novgoroder gegen das schwedische Sigtuna (Novgoroder I Chronik unter dem J. 1188), um nur einiges zu nennen.¹⁾ Damit ist auch die Wiederauferstehung der z.T. vergessenen skandinavischen Namen zu erklären: es erscheinen jetzt wieder *Rjuriks*, *Rognědas* (Hyp.-Chr. 1168), *Rogvolods* (*Rogvolodъ Vseslavičъ*, Laur.-Chr. 1128ff. und *Rogvolodъ Borisovičъ*, geb. um 1130), statt der üblichen *Igor's* erscheinen jetzt die „aufgenordeten“ *Ingvars*, ja selbst eine „*Mal'sfrids*“ (von Turov, Hyp.-Chr. 361, geb. nach 1150). Zu den Versuchen, die immer mehr schwindende Größe des Kiever Fürstentums mindestens literarisch wieder zu erwecken, gehören neben der Rede Moisejs auch andere Denkmäler, z.B. die (leider schlecht herausgegebene) Predigt zu Ehren des Kiever Patrons, des Hl. Kliment (vgl. meine Altruss. Literaturgeschichte. S. 263ff.), auch das übermäßige Lob, das das Igorlied dem Kiever Fürsten Svjatoslav, der in Wirklichkeit keine erstrangige politische Figur war, spendet. . . . Ja auch die oftmaligen Erwähnungen der alten Fürsten des 10.—11. Jhts. und ihres Sängers, Bojan, im Igorlied lassen sich z.T. auch durch diese „romantische“ Idealisierung der alten Zeiten in der zweiten Hälfte des 12. Jhts. erklären. Nicht zu vergessen ist, daß auch die „heidnischen Götter“ für den Dichter des Igorliedes höchst wahrscheinlich nur die fälschlich für Götter gehaltenen alten Herrscher waren: der Verf. des Igorliedes vertrat vermutlich in Bezug auf das slavische Heidentum denselben „euhemeristischen“ Standpunkt, den wir bei Malalas, in der Hypatius-Chronik, gelegentlich auch im Codex Suprasliensis finden (vgl. darüber meine Altruss. Literaturgeschichte, S. 341f.; dieses Thema werde ich auch anderswo eingehender behandeln) und der auch im Westen zu der-

¹ Vgl. dazu F. ADELUNG: *Korsunskie vrata* . . . Moskau. 1834 und I. ŠA-SKOL'SKIJ: *Sigtunskij pohod 1187 g.* in „*Istoričeskie Zapiski*“ XXIX (1949), S. 135—163.

selben Zeit bei der literarischen Belebung der antiken Götter (vgl. SEZNEC: *La survivance des dieux antiques*. London. 1940) nicht ohne Bedeutung gewesen ist.

Für die spätere Ernüchterung ist es jedenfalls sehr bezeichnend, daß, als mehr als zweieinhalb Jahrhunderte später der Tverer Mönch Foma eine panegyrische Biographie des Tverer Fürsten Boris Aleksandrovič schrieb (PDP. 158) und für einzelne Stellen seines Werkes die Lobrede Mojsejs als Vorlage benutzte, er nicht wagte, das Wort *carstvo* aus dieser Vorlage zu übernehmen, sondern es durch das anspruchlosere *gosudarstvo* (vgl. M. GORLINS Notiz in RES XX [1942], S. 156f.) ersetzte¹⁾.

9. *svěžiti* — In der altčechischen Alexandreis lesen wir (St. Veiter Bruchstück, vv. 1568—70, TRAUTMANN, S. 20):

iakzto dwa lwy hladowyta
nebo dwa wlky nessyta
prosrzyed stada owczye swyeze

was in moderner Rechtschreibung so umschrieben wird (V. VÁŽNÝ Alexandreida. Prag, 1947, S. 73):

jakžto dva lvy hladovitá
nebo dva vlky nesytá
prostřed stáda ovče svěžie.

Das Wort „svěžiti“ ist nach TRAUTMANN „unklares hapax legomenon“, das von ihm, wohl nach dem Kontextsinn, als „würgen, morden“ übersetzt wird. VÁŽNÝ gibt in seinem Wb. zur Alexandreis (op. cit., S. 201) dieselbe Bedeutung „dáviti, rdousiti“; im Wb. von VAŠA-TRÁVNÍČEK (II [1939], 1443) finden wir dasselbe; ŠIMEK (op. cit. 179) gibt die Bedeutungen: „dáviti, vražditi“; ALBERT PRAŽÁK *Staročeská báseň o Alexandru Velikém* Prag. 1945 geht auf diese Stelle nicht ein. ČELAKOVSKÝ erklärte dieses Wort als Verschreiben aus *vítěž*. *Výbor z literatury české I* (1845), 1262 übersetzt das Wort als „lapiti, chytiti“ (aus „věziti“). J. ZUBATÝ tritt mit Recht in LF. 44 (1917), 126f., gegen ČELAKOVSKÝ und „Výbor“ für die Lesart *svěžie* ein.

* Das alles befriedigt wenig. Ich glaube, man sollte das Wort zum russ. *svěževal'* stellen, nach DAL'S Erklärung „*snimat' škury*“, „*očičkat*“. Nach dem Kontext handelt es sich allerdings um das Töten der Feinde durch Ptolomäus und Klit; die Fortsetzung des Zitats (nach VÁŽNÝ):

takéž ona dva vítěze,
na koho se obratitá,
tomu životka ukratitá. . .

¹⁾ Zu vgl. ist noch das Wort „*caro*“ in Bezug auf Roman von Galič Hypat. Chronik 1250, wo allerdings das Wort wohl in einer Gegenüberstellung zu dem Tatarschen „*caro*“ gebraucht wird.

scheint die von TRAUTMANN gegebene Bedeutung zu bestätigen, jedoch kann sich in unserem Zitat die Metapher auf die Kampfstimmung der beiden Helden beziehen. Solche vom unmittelbaren Gedankengang abweichende Metaphern und Vergleiche gibt es in der ač. Alexandreis nicht wenige.

10. *zvuknut'* — Zu diesem seltenen Wort, daß einige Male bei Gogol' und ein Mal bei Küchelbecker vorkommt (vgl. meine Lesefrüchte IX, 79 Zschr. XVIII [1942], 1, 53 und XI, 101 Zschr. XIX [1949], 2, 358f.) kann ich jetzt noch einen älteren Beleg bringen. In der Übersetzung der ersten Pythischen Ode Pindars von Deržavin (1800). Strophe 27, Zeile 1 lesen wir: *O nem nigde ne zvuknet lira* (GROTS Ausgabe II [1869], S. 214). So scheint dieses Zeitwort doch ein normales Wort der russ. Literatursprache in der ersten Hälfte des 19. Jhs. gewesen zu sein. Das Wort wird allerdings auch von DAL⁴ I, 1678 angegeben. Es ist aber sehr kennzeichnend, daß der Moskauer Andrej Belyj das Wort nicht kannte und für eine Unregelmäßigkeit der Gogol'schen Sprache hielt (s. meine Lese Frucht IX, 79). Der Schwund dieses Wortes verdient Aufmerksamkeit (vgl. die oben unter Nr. 1 zit. Dissertation von E. LIPPOLD).

11. Die Neologismen vom Typus „O(Ob) + ein von einem Nominalstamm abgeleitetes Verbum“. — Solche Neologismen wurden bekanntlich sehr oft vom „Ego-Futuristen“ Igor' Severjanin seit etwa 1908 gebraucht.¹⁾ Sie begegnen uns auch in seinen ersten Gedichtsammlungen *Gromokipjaščij kubok* und *Zlatolira*. Eine besondere Wirkung hatte *okalošit'*: *čtob nožki ne promokli, ich nado okalošit'*. Das ist aber nur ein Beispiel von vielen: *osklepit'*, *oekranit'*, *oprincipit'*, *ozverit'*, *osupružit'sja*, *ogimnit'*, *omolnit'*, *orozit'*, *ofialčit'*, *obriliantit'*, *onezdečnit'sja*, *oprozaičit'*, *olunit'*, *omait'*, *oflerit'* usf. Als einer der wenigen Verteidiger des Dichters trat der Moskauer Slavist ROMAN BRANDT auf (in der Sammelschrift: *Kritika o tvorčestve Igorja Severjanina*. Moskau 1915). — Solche Wortbildungen sind immerhin traditionell: bei SREZNEVSKIJ finden wir unt. and. verzeichnet: *obojariti* (16. Jht.), *oburoděti* (11—12. Jht.), *okrilatěti* (16. Jht.), *okynjažiti* (16. Jht.), *ozvěritisja* (14. Jht.), *ostruniti* (11. Jht.), *ostruiti* (12. Jht.) und mehrere andere; dazu bei KOČIN z.B.: *ozemstvovati* (S. 215), *opjatniti* (219) usf. DAL' bringt auch nicht wenige Beispiele, allerdings ist es nicht immer klar, ob sie wirklich von ihm gehört worden sind,

¹⁾ Vgl. die Broschüre „*Kritika o tvorčestve Igorja Severjanina*“. Moskau. 1915, besonders den Aufsatz von R. BRANDT.

oder seine eigenen Neologismen darstellen. Auch nach I. Severjanin kamen während der Revolution in die russ. Umgangssprache viele Neologismen dieser Art auf, die allerdings meist bald wieder verschwunden sind. A. SELIŠČEV *Jazyk revolucionnoj epochi*. M. 1928 verzeichnet mehrere davon (besonders S. 53, 180ff.), z.B.: *obol'ševičit' (sja)*, *ozvezdit' (!)*, *okazenit'*, *okomsomolit' (sja)*, *okulačivat'sja*, *otrockistit'*. Bei Majakovskij finden wir „*orabočit'*“ (*nado za sčet molodych komsomolok orabočit' sekretariat* —¹ „*Banja*“). In der Dichtung hat solche Neologismen bereits Deržavin verwendet:

Вижу холм под облаками
озлащаемый лучем,
осеняемый древами,
ожурчаемый ключем . . .

(*Na balet Zefira i Flory* — 1800, GROT Soč. II, 440). Auch später (1813 in *Gimn liro-epičeskij na izgnanije francuzov iz otečestva*, Soč. III, 101) schreibt er:

отенетяя вокруг всю обидами сферу,
горящу в воздух прыщут серу . . .

Zu beachten ist, daß Deržavin überhaupt ein Anhänger der dichterischen Neologismen war (z.B. *gororytstvo*) und selbst für die Kanzleisprache solche verwertete. Er schrieb bereits 1780 in einer Handschrift (Soč. I, 182): Я выдумываю нарочно новые и никому непонятные слова; а особливо если захочу простую мысль представить пышною или правого сделать виноватым, то пишу вместо умедлить — упоследживать — usf. *Uposleživat'* ist eigentlich ein Polonismus — *upošledzić*. — Žukovskij gebraucht z. B. Worte wie *ožemčuzit'*, und das mehr alltägliche *oserebrit'* (A. GORNFEL'D: *Novyje slovečki i staryje slova*. P. 1922, S. 41), bei A. K. Tolstoj finden wir *obramit'* (möglicherweise aus der Umgangssprache übernommen), bei Čechov *oravnodušet'* usf.

12. Volksetymologien in der Dichtung. — Ein Meister der (scherzhaften) Volksetymologien war Leskov (*Levša, Polunoščniki*). Bei ihm finden wir Wörter, die er sicherlich nur zu einem unbedeutenden Teil irgendwo gehört hat: *kleveton (feljeton)*, *melkoskop*, *mimonoski*, *podzemel'nyj bank*, *proščada (poščada)* usf. Eine Reihe seiner Wörter ist übrigens bis jetzt nicht erklärt. Dieser Kunstgriff ist aber nicht neu. Wirkliche (oder vermeintliche, dabei auch humoristische) Etymologien sind seit der Antike ein Bestandteil der Dichtung (vgl. E. R. CURTIUS *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, Bern 1948, 51f., 488ff.). Slavischen Stoff wird z.T. mein in Vorbereitung befindliches Buch *Die Barockdichtung der slavischen Völker* bringen.

Rein humoristischen Charakter tragen die etymologischen Parodien von A. Wiszowaty in seiner Parodie auf das groteske Buch des Paters W. Dembolecki *Wywod iedynowłasnego państwa świata*. Warschau 1633 (s. JULIAN TUWIM *Pegaz dęba*. Warschau, 1950, 336 S.; vgl. Zschr. XXII S. 174ff.). In der russ. Literatur finden wir scherzhafte Volksetymologien bereits bei Krylov in seinen satirischen Zeitschriften, für die franz. Entlehnung *rokoko* finden wir hier (*Zritel'*, 1792) *koroko* (im Anklang an *korotko*), dann *okorok*, für *tjurban* — *čurban*. Bei G. Kvitka-Osnovjanenko in *Pan Chaljavskij* (erschienen 1839—40) für *negliže* — *negljaže*, das Wort, das sicherlich älter ist.

13. *petimetr* — Das Wort war im 18. Jht. sehr verbreitet (vgl. V. POKROVSKIJ *Sčegoli v satiričeskoj literature 18. veka* (ČOIDR 1903, 2 [205]) und *Sčegolichi v satir. lit. 18. veka* (ibidem 1903, 3 [206])). Dieses Wort *petit maître* schwand in Frankreich während der Revolution. In Rußland vermochte es sich aber länger durchzusetzen. In der im Almanach „*Al'ciona*“ 1832 erschienenen Novelle *Roman v dvuch pis'mach* von Orest Somov (1793—1833) lesen wir: „*Sel'skij bal' jest' nastojaščaja vystavka oblastnych frantov, ili (nazovu ich imenem ješče ne uvjadšim v provincial'nom obščestve) petimetrov. . .*“. Die Parenthese des Verf. bestätigt wohl, daß dies Wort sein franz. Vorbild fast um ein halbes Jahrhundert überlebt hat. Noch länger halten sich allerdings solche Entlehnungen aus dem Deutschen, wie *galstuk* und *fartuch*.

14. „*Russkij Naš*“ — So soll man nach den überzeugenden Darstellungen N. LERNERS (*Zven'ja* V [1935], S. 65) im *Evgenij Onegin* Kap. II, 33, Zeile 6 lesen:

И русский Н как N французский
произносить умела в нос. . .

„*i russkij naš kak en francuzskij*“. Das hat aber bereits WILH. SCHULZE in den Sitzungsber. der Berliner Akademie 1904, S. 760 vorgeschlagen.

15. *pečnik gadkij*. — Als Čičikov (*Mertvyje Duši*, I, Kap. 4 am Ende) es ablehnt, mit Nozdrev Karten zu spielen, da das Kartenspiel in den Händen Nozdrevs „sehr verdächtig“ zu sein scheint, wirft ihm Nozdrev verschiedene Schimpfworte ins Gesicht und gebraucht dabei eine seltsame Wendung *pečnik gadkij*. Was soll das bedeuten? CHRISTIANI, der eine große Anzahl russ. Schimpfworte gesammelt hat (AfSPh. 34 [1913], 321ff.), unt. and. Schimpfworte und -wendungen, die von den Namen verschiedener Berufe abgeleitet sind (ibidem, 323ff.), kennt keinen *pečnik*, wenn auch sonst peiorative Wendungen dieser Art verbreitet sind (vgl. *ručajetsja, kak izvozcik, p'jan, kak sapožnik*, das letz-

tere auch bei Gogol' *MD.* I, 7). Auch sonst finde ich nirgendwo auch nur eine Spur peiorativer Färbung dieses Berufsnamens. Freilich kann man in den Chroniken einige Stellen finden, wo die Namen verschiedener verwandter Berufe abfällig klingen.

Die Nestor-Chronik und die Novgoroder I Chronik schildern eine Episode, die sich 1016 abspielte, als Jaroslav mit einem aus Novgoroder Bürgern bestehenden Heer (weshalb, das muß bei der Behandlung der Formel *uže mně sichz ne krěsiti*, vgl. oben Nr. 3, besprochen werden) gegen das von Svjatopolk Okajannyj besetzte Kiev zog:

Воевода Святополчъ, именовъ Волчии Хвостъ, ѣздя подлѣ рѣку, укаряти нача новгородци: „почто придосте с хромчѣмъ тѣмъ (mit Jaroslav. D. Č.), а вы плотници суще; а мы приставим вы хоромовъ рубить“ („нашихъ“ — ergänzt hier die Laur.-Chronik; ich zitiere oben die Novgoroder I Chronik, zit. Ausgabe, S. 175). *Plotnici* sind allerdings keine Ofenmacher, aber immerhin Bauarbeiter. — Interessanterweise gibt es noch eine weitere sehr ähnliche Stelle, — sie betrifft den Zerfall des Vladimir-Fürstentums nach der Ermordung Andrej Bogoljubskijs 1175. Die Einwohner von Rostov, Suzdal' und Murom wollen sich vom Vladimir-Fürstentum lostrennen und drohen der Bevölkerung von Vladimir:

„пожъжемъ Володимѣрь, аль пакъ иного посадника в немъ посадимъ; то суть наши холопѣ каменъници“

(Hyp.-Chronik, S. 405, var. Laur.-Chronik, *PSRL*, I, 2, S. 374). Wiederum ist hier der Name der Bauarbeiter als Schimpfwort gebraucht, und wiederum sind das keine Ofenmacher (wenn man vielleicht auch das čech. *kamnář* ‚Ofenmacher‘ beachten muß). Vgl. noch die Nikon-Chronik I, 1177, wo beide Worte „*kamenъnici*“ und „*plotsnici*“ nebeneinander stehen¹⁾.

Die Verachtung der Gewerbetreibenden ist verständlich: im ersten Falle seitens eines alten Heerführers, der 1016 gut hätte Skandinavier sein können (sein slav. Name kann entweder eine Übersetzung oder eine Volksetymologie eines nordischen Namens sein) und so die Slaven und Bürger, die Krieger sein wollen, doppelt verachtete, im zweiten Falle seitens der Bojaren der kleinen Städte, — an der provisorischen Regierung von Vladimir nahmen vermutlich auch diejenigen Bürger teil, die vorher die Schlösser Andrejs geplündert hatten (*gorožane* —

¹⁾ Vielleicht darf man mit dieser Herabsinkung der Wörter das Schicksal des gr. βάναισος vergleichen, das ursprünglich „Gewerbetreibender“ bedeutete, später in etwas abfälligem Sinne „Banause“ (*F. Dornseiff: Die griechischen Wörter im Deutschen*, 1950, S. 71f.).

heißen sie in der Hyp.-Chronik, S. 402), — diese verständliche Verachtung erklärt aber die Worte Nozdrevs kaum.

Ich glaube, hier handelt es sich bei Gogol' um eine für ihn typische Verwechslung eines ukr. Wortes mit einem ähnlich klingenden russischen oder eine „Übersetzung“ des ukr. Wortes ins Russische. Beides kommt bei Gogol' oft vor: er schreibt wiederholt: *schvatilsja so stula*, was eine mißglückte russ. Wiedergabe des ukr. *schopyvsja zi stula* (oder *stil'cja*) ist. Hier schreibt er *pečnik* statt des ukr. *pičkur* = russ. *ležeboka*, ein Mensch, der seine Zeit auf dem besten Ruheplatz, dem großen Bauernofen verbringt. Das Wort *pičkur* kehrt in der ukr. Literatur immer wieder: in *Čorna Rada* von Kuliš (SPbg. 1857, S. 309, allerdings in der Form N. Pl. *pečkury*), dann bei dem Realisten, Ivan Nečuj-Levyčyj (*Povisty*. I. 1872, S. 189), endlich in einem modernen historischen Roman von P. FEDENKO: *Hetmaniv Kum*, 1939, in gleicher Bedeutung. HRINČENKO verzeichnet die beiden Formen: *pečkur* mit Verweis auf *pičkur* (II, 150), das letztere Wort mit der oben gegebenen Erklärung (II, 189, die andere Bedeutung *istopnik* — ohne Belege). Kuliš hat das Wort in sein Wb. zu „*Čorna Rada*“ nicht aufgenommen, weil er es wohl für allgemein bekannt hielt; da im Roman *pečkury* als ein Vorwurf gegen den untätigen Kosaken gebraucht wird, ist die Bedeutung *ležeboka*, *lentjaj* die einzig mögliche. Auch für die Situation bei Gogol' paßt sie, da Nozdrev Čičikov offensichtlich Trägheit und Unentschlossenheit vorwirft. — L. Tolstoj dachte, daß Nozdrev im „*Mirgorodskij ujezd*“ sein Unwesen trieb, das ist natürlich falsch. Aber Gogol' hat Nozdrev doch ein ukr. Wort, wenn auch als ungeschickte Lehnübersetzung, in den Mund gelegt.

Die oben zitierte Stelle aus der Novgoroder I. und der Nestor-Chronik hat Interesse auch in anderer Beziehung. Sie sieht nämlich aus wie eine Abschrift eines Paragraphen der Poetik des Choïroboskos, die in der slav. Übersetzung im Izbornik 1073 stand. Es heißt dort unter ai (11): *выменимѣство есть: . . .егда дѣва или мнози намъ невѣдоми ч(е)л(овѣ)ци и истовое имя имуште, ти хоштемъ единого отъ нихъ помянути, тожде да не речемъ истааго имени, но отъ случивъшиихъ ся, крѣчию рекъше или дрѣводѣлю наричущте; аще ли и тѣлесныя имушта врѣды, хромьца рекъше или плѣшива наричущте. . . (выменимѣство = gr. Ἀντονομασία, отъ случивъшиихъ ся = gr. ἐκ τῶν συμβεβηκότων)¹⁾. Den gr. Text s. bei CHR. WALZ *Rhetores graeci*. . . London. 1835, VIII, S. 803. In der Chronik kehren nun *chromьсь* und *drѣvodѣli* = *plotnici**

¹⁾ Die Orthographie ist vereinfacht, vgl. oben die Anmerkungen S. 335, 346.

wieder. Jaroslav hinkte bekanntlich, an seinem Skelett stellte man Bruch beider Beine fest. Dieses Zusammenfallen der beiden Antonomasien der Chronik mit denen des Choiroboskos wird wohl auf Zufall beruhen.

16. utribka. — Die bahnbrechende Untersuchung J. U. ŠERECHS *Halyčyna v formuvanni novoji ukrajinskoji literaturnoji movy*. München. 1949 (vgl. meine Besprechung in „Word“ New York Bd. VII [1951], 2, S. 191—5) bringt unter zahlreichen Beispielen von westukr. Wörtern, die in die ostukrainische Literatursprache eingegangen sind (das Wortverzeichnis zu dem Buch enthält etwa 900 Wörter), unt. and. *utribka* — „Geflügelklein oder eine daraus verfertigte Speise“ (S. 37, Zeilen 5—6 von unten). Das Wort kann man aber kaum für ausschließlich westukrainisch halten. Es kommt bei Gogol' vor: „*Ničego ne upomjanu ni o mniškach v smetane, ni ob utribke, ktoruju podavali k boršču*“ (*Povest' o tom, kak possorišja Ivan Iv. s Ivanom Nikif.*, Kap. 7). Der große Sammler, Gogol', hätte dieses Wort allerdings auch aus einer westukrainischen Quelle haben können, seine Liedersammlung enthält z.B. mehrere Lieder aus Galizien. Wir erfahren aber aus seinen Notizbüchern (Ausgabe der Werke von TICHONRAVOV-SCHÖNROCK Bd. 7 [1896], S. 891), daß er dieses Wort in der Form *otribka* aus der travestierten „Aeneis“ Kotljarevskyjs kannte, wo es heißt (IV, Strophe 53, Zeilen 5 und 7—9):

був борщ із шпундів з буряками . . .
 потім до соку каплуни,
 з отрібки баба, шарпанина,
 крохмаль, який їдять пани.

SCHÖNROCK, der die ukr. Notizen Gogol's mit unglaublich vielen Fehlern abdruckt, ja selbst die ON nicht zu entziffern weiß (*Trachtymyryv* und ähnl.) schreibt das Wort als *obribka*! Es hieß aber wohl bei Gogol': *Отрібка* — печенка сѣченая, набитая в толстую кишку и (приготовленная) зажаренная, обыкновенно приготовляемая к борщу. Gogol' hat, wie wir sehen, in seiner Nižyner Umgebung oder zu Hause sich eine nähere Auskunft über diese Speise geholt. Bei HRINČENKO ist nur die Stelle aus Kotljarevskyj notiert, mit der Erklärung *rod kušan'ja* (II, 76) und noch auf das Wort *otrib* verwiesen (aus VERCHRATSKYJ, die Bedeutung — „*nutro, vnutrennosti*“). Etymologisch ist das Wort völlig klar.

17. bezroha — In demselben Buch von ŠERECH wird auch die euphemistisch oder humoristisch gebrauchte Bezeichnung des Schweins *bezroha* als „westukrainisch“ bezeichnet (*bezroha* — hornlos, statt *svynja*,

op. cit. S. 37, Zeile 8 von unt.). Auch dieses Wort ist nicht nur westukrainisch. Vielleicht wurde ŠERECĤ durch das Wb. HRINČENKOS irreführt, wo zum Wort die Bemerkung „*Podolsk.; Galick.*“ hinzugefügt ist (I, 87). Das stimmt jedoch nicht: mir ist das Wort aus dem Bezirk Aleksandrija, vormals G. Cherson bekannt, und zwar aus der Bauernsprache. Übrigens finde ich das Wort (*bezroga*) in dem „*Słownik polski*“ (1900, I, 70) von KARŁOWICZ, sowie in seinem „*Słownik gwar polskich*“ (1900, I, 132); an ersterer Stelle beruft sich KARŁOWICZ auf K. SZAJNOCHA, an der zweiten vermerkt er „*Na Rusi*“ — so werden die beiden Belege aus dem ukr. Gebiet stammen (K. SZAJNOCHA war in Lemberg tätig). — Daß eine solche Bezeichnung für von Natur hornlose oder durch Mißgeburt oder Unfall hornlos gewordene Haustiere in den idg. Sprachen keine Ausnahme ist, zeigt in einer Notiz in einem anderen Zusammenhang WILH. SCHULZE KZ 40 [1907], S. 566. SCHULZE bringt Beispiele aus den germ., slav. und baltischen Sprachen. *Bezroha* könnte hinzugefügt werden, sowie das poln. *nierogacizna* (Schweine). Solche Worte sind wohl ursprünglich Tabu-Bezeichnungen des wertvollen Besitzes.

18. *chaltura* — Dieses Wort hielt nach 1917 einen Siegeszug durch die Sowjetrussischen Gebiete. Vgl. darüber: R. JAKOBSON in „*Nové Atheneum*“, Prag. II (1920—1), mir z.Zt. unzugänglich; KARCEVSKIJ *Jazyk, vojna i revolucija*. B. 1923, S. 40; A. SELIŠČEV zit. Werk, S. 118f.; das Wort fehlt allerdings bei A. MAZON *Lexique de la guerre et de la révolution en Russie*. 1914—18. Paris. 1920 und im instruktiven Aufsatz von S. JASZUŃSKI in *Prace filologiczne* XV (1930), 1, 166ff. Bereits SELIŠČEV konnte auch eine Reihe Ableitungen von *chaltura* verzeichnen: *chalturit'*, *chalturničat'*, *chalturničanje*, *chalturščik*. Diese Wörter werden in den realistischen und humoristischen Dichtungen gebraucht; es gibt auch literarische Neologismen, wie der hübsche „*chalturtreger*“ (*U'f i Petrov Kak sozdavalsja Robinzon*. 1933, S. 70). SELIŠČEV weist auf die ukr. Herkunft des Wortes hin und sucht seine Quelle in den geistlichen Kreisen; das Wort bedeute ursprünglich angeblich *pominki*, *pominal'nyj obed*, *darovoje ugošćenije*, dann *naživa*. Das ist nicht ganz richtig. Recht hat A. BRÜCKNER, der in seinem polnischen EWb. das Wort für das umgebildete lat. *cartularium* (auch — *chartularium*) hält, was zunächst die Liste der „außerordentlichen“ Leistungen der Priester (Taufe, Eheschließungen, Begräbnis usw.) bezeichnet, dann die Belohnung dafür, auf dem Lande oft „in natura“, später auch auf die anderen Geschenke der Gemeindemitglieder an den Priester übertragen wurde.

Interessant ist ein neuer Beleg für dieses Wort aus dem Anfang des 19. Jhts. und aus der Ostukraine. In dem vor Kurzem veröffentlichten unbeeendeten Roman von V. T. NARIŽNYJ (Narežnyj) „*Garkuša*“, an dem der Verf. wohl kurz vor seinem Tode (1825) gearbeitet hat, finde ich einen solchen Beleg (*Russkije povesti XIX. veka*. Moskau. I, 1950, S. 207, am Ende des 15-ten Kap. des I-ten Teils): ein Held des Romans gibt sich Träumereien über die verpaßten Möglichkeiten seines Lebens hin: „*Byl by popom! — I sobiral by chovtury*“ (hier haben wir ukr. bilabiales *v* aus *l* vor einem Konsonanten). „*Chavtura*“ lesen wir später auch bei T. Ševčenko in seiner russ. Novelle „*Bliznecy*“ (*Povna zbirka tvoriv v 3 tomach*. Kiev. 1949, II, S. 389).

Volksetymologisch ist *chaltura* zu *chaptura* (nach *chapat'*) geworden, denn die Bauern sind natürlich mit den Abgaben an den Priester nicht zufrieden. Vgl. Kotljarevskýjs „*Eneida*“ VI, Strophe 91:

Жерці найбільше тут трудилися,
іскони́бе хаптурний рід. . .

Andererseits vermerkt Gogol' (*Soročinskaja jarmarka*, Kap. 6), wie die Priester und ihre Familien die Gaben der Gemeinde beurteilen: „*Batjuška polučil za veš post vsego meškov pjatnadcat' jarovogo, proša meška četyre, knyšej s sotnju, a kur, jesli sosčitat', ne budet i pjatidesjati štuk, jajca že bol'seju čast'ju protuchlyje*“ . . . Den ältesten Beleg brachte A. BRÜCKNER aus P. Mogilas „*Lithos*“ 1644 (Kwartalnik Historyczny X, 1896, S. 633): „*ale tobie widzę jako staremu pirożnikowi albo chawturnikowi nie o powagę świętą ale barziej o kiermasz idzie*“.

19. Zu *šljach* — Zu der überzeugenden Etymologie VASMERS von *šljach* (diese Zftf. XIV [1937], 74, — nhd. *Schlag, schlagen*) habe ich einige ukr. Zitate gebracht (diese Zftf. XVII [1940], 142). Nicht weniger überzeugend sind die Zeilen aus einem slowakischen Lied aus Horná Orava (Arwatal):

Od kostola do mlyna
šľakovaná cesta. . .

(Národní pohádky, písně. . . Vydává literární spolek Slavia. II [1873], S. 266). Das ist eine Parallele zum ukr. *bytyj šljach*.

20. Zu *Kronštadtskij čaj*. — In dieser Zftf. hat VASMER die Erklärung dieser Petersburger Bezeichnung des dünnen Tees gegeben (XVI [1939], 157f.): der „*kronštadtskij čaj*“ sei so dünn, daß man durch das Glas eines solchen Tees aus Petersburg Kronstadt sehen könne. Das findet eine psychologisch-semantische Parallele in dem sächsischen

Blümchenkaffee, durch welchen man in den sächsischen Meißner Porzellantassen die auf dem Boden der Tasse gemalten „Blümchen“ sehen kann.

21. *Sokol'nik, Sokol'niček, Podokol'nik*. — Das ist der Name des Sohnes von Il'ja Muromec (eigentlich *Murovec* oder *Murovic*), es wird von dem Kampf des Vaters mit dem Sohn gehandelt, wobei der Sohn getötet wird. Der Mutter werden in manchen Varianten verschiedene Namen gegeben. Wichtig für die Interpretation der Byline sind die neu veröffentlichten Texte von A. GRIGORJEV (Archangel'skije byliny. Band II, Prag. 1939, der I-te Band erschien in Moskau 1904, der III-te 1910). In diesen neuen Varianten (II. Nr. 76 [288]—380, ähnlich II, 449, 491) will sich der Sokol'nik an seinem Vater für die Entehrung seiner Mutter rächen, da er auf der Straße als ein unehelicher Sohn (*vybljatok, skolotyš, zaugolyš*) verlacht und geneckt wird. Nur angedeutet ist dieses Motiv in den älteren Veröffentlichungen GRIGORJEVS (I, 100f. und III, 19). Die Texte z.B. bei HILFERDING enthalten dieses Motiv nicht. Bei HILFERDING ist der Inhalt der Byline sehr variabel, in einem Lied verwandelt sich der Sohn Il'jas sogar in eine Tochter (II, Nr. 77), er heißt ein Mal *Apolonišče* (III, Nr. 246), ein anderes Mal *Solovnikov* (I, Nr. 46), was vielleicht durch *Solovej Razbojnik* beeinflusst ist, vielleicht aber, wie wir gleich sehen werden, auch eine andere Bedeutung hat; das Motiv der Rache für die entehrte Mutter tritt aber manchmal auf (III, Nr. 233, v. 130ff. und undeutlich I, Nr. 46, v. 204).

Nun findet der Name *Sokol'nik* usf., wenn nicht eine Erklärung, so doch eine auffällige Parallele in den bei idg. Völkern vorkommenden Bezeichnungen der Bastarde als „Vogelkinder“. So hieß in Indien der Bastard — Kukuckssohn, Krähensohn, Krähenpflegling und dergl. (nach P. THIEME in der Zeitschr. d. Deutschen Morgenländischen Gesellschaft NF. 16 [91, 1937], 111f. und in KZ 66 [1939], 141); andere Bezeichnungen der Bastarde werden auf die Bezeichnungen als „Vogelkinder“ zurückgeführt (THIEME, zit. Notiz in der KZ.). Bei den Deutschen waren die Namen *gouch, göuchlîn, Gugucksbrut* üblich (GRIMM D. Wb. V, 2525 und THIEME KZ. c. 1.). Diese Parallelen sind nicht ohne Bedeutung für die Erklärung des Namens des Sohnes von Il'ja (wenn auch eher *Sokolič* zu erwarten wäre, man darf aber den langen Lebensweg der Byline nicht vergessen, bei dem die Namen umgebildet worden sind, wie der Beiname *Muromec* von Il'ja selbst). — Leider finde ich keinen Stoff in der Zusammenstellung der polnischen PN bei J. ST. BYSTRON: *Nazwiska polskie*². Lemberg und Warschau. 1936, auch das Kapitel *dzieci* in BRÜCKNERS „Enc. Staropolska“ bietet nichts. Ein

russ. Aufsatz von P. M. BICILLI über die russ. von Vogelnamen abgeleiteten PN, den ich als einen Sonderdruck aus einer unbekanntem Zftt. besaß, enthielt nichts zu unserem Thema (bei den Namenerklärungen sind übrigens dem Verf. manche Fehler unterlaufen). Vielleicht wäre auch das altpolnische *bak* als Bezeichnung der Bastarde in Betracht zu ziehen, ein Wort, das mit einem Vogelnamen identisch ist. Leider geht BRÜCKNER in seinem EtW. (S. 19 und 24), sowie in der „Encyklopedja staropolska“ (Artikel *Dzieci*) auf diese Bedeutung des mehrdeutigen Wortes *bak* nicht ein.

Die neuen Texte GRIGORJEVS sind jedenfalls nicht ohne Bedeutung für unser Urteil über das Alter der Byline, oder besser gesagt, ihres Sujets. 1940 erschien eine interessante Broschüre des hallischen Germanisten E. BAESECKE: Die indogermanische Verwandtschaft des Hildebrandliedes (Göttingen). Leider hat der Verf. eine idg. Parallele übersehen: nämlich den gr. Mythos über den Kampf des Odysseus mit seinem Sohn von Kirke, Telegon, der seinen Vater im Kampf tötete.¹⁾ Dieses Sujet wurde von dem sog. Diktys verwertet (VI, 14), sowie von Malalas (in dem griechisch nicht enthaltenen Teil) übernommen, auch vielfach von den gr. und römischen Tragikern (in nicht erhaltenen Werken) dargestellt (darüber sehr ausführlich SCHERLING bei PAULY-WISSOWA 9 [1934], 314ff.). Vom Hildebrandslied, den keltischen Parallelen und Schach-Name ausgehend, versuchte BAESECKE die These TRAUTMANN'S (Byline, unter Nr. 28), die schon früher von Vs. MILLER ausgesprochen war (*Ekskursy*... 1892, S. 135ff., vgl. die Besprechung DAŠKEVYČ'S in *Otčet o XXXV prisuždenii nagrad im. Uvarova*, SPbg. 1895) zu erhärten, daß nämlich das Sujet der Byline vom Kampf Il'jas mit dem Sohn aus dem Schach-Name (vermutlich durch Vermittlung der unbekanntem mündlichen Fassung) stamme. Die anderslautenden Schlußfolgerungen der eingehenden Untersuchungen von B. JARCHO (*IORJiS*. 22 [1917], 2) und A. LJAŠČENKO (*PDP*, 1900 [1925]) sind BAESECKE (wie auch TRAUTMANN) unbekannt geblieben.

Indessen macht die Betonung der unehelichen Abstammung des Sokol'nik in den neuen Varianten, sowie sein Name (falls wir den für einen Bastardnamen halten dürfen), die Entlehnung des Sujets der Byline aus Schach-Name mindestens unwahrscheinlich. Zorab im Schach-Name ist ein ehelicher Sohn Rustems, der nur seine Frau, eine Prin-

¹⁾ In den slav. Literaturen spielt auf dieses Thema ST. WYSPIAŃSKI *Powrót Odysa* (1907, *Dziela* V, 1929, S. 464) an, der allerdings die Funktion des Vatermörders von Telegon auf Telemach überträgt.

zessin nach der Hochzeitsnacht verlassen hat. Das ist offensichtlich eine spätere Umgestaltung des Sujets, um den Helden sozusagen „zu legitimieren“. Gäbe es eine persische mündliche Umarbeitung des Schach-Name oder wäre das Sujet der Byline direkt aus dem Schach-Name übernommen, so wäre eine solche „restitutio ad integrum“, bei welcher das Sujet zu seinem ursprünglichen Zustand, mit einem Bastard als Helden, zurückkehrte, schwer denkbar: die Folklore kennt eine solche Wiederherstellung der verlorenen Züge einer Legende genau so wenig, wie die Biologie die Wiederentstehung der ausgestorbenen Arten.

Ob man in dem Sujet der russ. Byline, deren Alter eventl. beträchtlich sein wird (nach Vs. MILLER und TRAUTMANN konnte die Entlehnung des Sujets erst im 16. oder gar 17. Jht. erfolgen), ein Relikt der idg. Zeit sehen darf, kann man jetzt kaum entscheiden. Vgl. meine Bemerkungen in der Altruss. Literaturgeschichte und im ukr. Aufsatz „*Doistoryčna doba ukrajinskoji literatury*“ (*Literaturno-Naukovyj Zbirnyk*. II. Hamburg. 1947. S. 11ff.). Auch dort wagte ich zu der Frage nach der Herkunft des Sujets „Kampf des Vaters mit dem Sohn“ aus einem hypothetischen idg. Sagenschatz, keine Stellung zu nehmen.¹⁾

Cambridge, Mass.
Harvard University

D. ČYŽEVSKYJ

Etymologisches

1. Poln. *ślamazarny* „langweilig, langsam, schwerfällig“ wird von BRÜCKNER *Słown. etymol.* 530 als neues Wort von poln. *ślam*, *szlam* „Schlamm“ abgeleitet, das er als Lehnwort aus nhd. *Schlamm* auffaßt. Er verweist auch auf die Nebenform *szlamazarny* dass. und spricht seine Verwunderung über die ungewöhnliche Bildung aus. Die Deutung ist keineswegs überzeugend. Besser ist es wohl, sich nach einer anderen Erklärung umzusehen. M. E. ist die Quelle hier die gleiche wie bei nhd. *Schlammassel*, das, wie LITTMANN *Morgentl. Wörter im Deutschen*, 2. Aufl. Tübingen 1924 S. 54 nachgewiesen hat, auf jüdisch-deutsch *schlimm mazál* „unglückbringende Konstellation“ zurückgeht (ähnlich auch KLUGE-GÖTZE *Et. Wb. d. d. Sprache* 521).

¹⁾ Nichts zu unserem Thema finden wir in dem neueren Aufsatz von H. ROSENFELDT: *Das Hildebrandslied . . . Deutsche Vierteljahresschrift für Literatur- und Geistesgeschichte*, XXVI (1952).

Das semitische Wort erfreut sich in den europäischen Sprachen großer Verbreitung. Vgl. ngriech. κακομάζαλος „unglücklich“, καλομάζαλος „glücklich“, die schon von G. MEYER Neugriech. Stud. 3, 81ff. mit hebr. *mazzal* „Schicksal, Stern“ in Verbindung gebracht worden sind, woher auch span. *desmazalado* „kleinmütig, schwach, träge“ s. MEYER-LÜBKE Roman. Wb. 447. GUSTAV MEYER c. l. verweist auch auf das jüd.-d. *dobremasel* „Glück“. Die Bedeutung des poln. Wortes läßt sich aus „unglücklich (veranlagter) Mensch, Unglücksrabe“ erklären, vgl. poln. *biedak* von *bieda*, *biada*.

Berlin

M. VASMER

Etymologica

1. slav. *bat* \bar{v} , *bot* \bar{v} , *but* \bar{v} und *b* \bar{v} *t* \bar{v} .

In AfslPh 34, 555ff. hat OSTEN-SACKEN versucht, die Sippe von russ. *botva* „Beetenlaub, Blätter und Stengel von Küchenkräutern“ zu erklären, indem er, ausgehend von urslav. *bot*- griech. φυτόν zum Vergleich heranzog. Die Schwierigkeit, die sich trotz semasiologischer Parallelen (aksl. *byl'je* βοτάνη, ukr. *byl'e* „Stengeln“, slov. *bil* „Halm“ etc.) nicht umgehen ließ, war die Tatsache, daß die betreffenden polnischen Wörter *botwina*, *boćwina* etc. nicht aus urslav. **bot*- abgeleitet werden können; sie müßten also aus dem Russischen bzw. Ukrainischen entlehnt sein.

Dennoch besteht m.E. die Verbindung mit griech. φυτόν zu recht. Es bedarf nur einer Korrektur des lautlichen Ansatzes, um die polnischen und russischen Formen zu vereinen. Wenn wir statt von der Tiefstufe **bhu*-, die im griech. φυτόν vorliegt, von der Form **bhuāt*- ausgehen (einer mittels Dental erweiterten Variante der Wurzel **bheu*- „wachsen“¹⁾, so erhalten wir ein urslav. **bvat*-, bzw. von der Ablautsstufe **bhuat*- ein urslav. **bvot*-, daraus mit lautgesetzlichem Schwund des *v* nach Labial **bat*- und **bot*-. Das *o* der polnischen Wörter ist also völlig regulär entstanden, die Annahme einer Entlehnung ist nicht notwendig.

Eine Zusammenstellung des hierher gehörigen Materials eröffnet manchen interessanten Ausblick:

Aus dem Russischen²⁾ gehört hierher: *botva*, *botovb*, *botv* „Beetenlaub, Blätter und Stengel von Küchenkräutern“, *botvinina* „Gemüse-

¹⁾ vgl. 3. Pl. Cond. *bq* (< **bhuā-nt*), POKORNY Idg. Et. Wb. 149.

²⁾ Das verwendete russische Material stammt aus: PAWLOWSKY, Russ.-deutsches Wörterbuch, DALJ, Tolkovyj slovarь, SREZNEVSKIJ, Materialy.

Beetenstengel“, *botvinje, botvinja* „Suppe aus verschiedenen Kräutern, hauptsächlich Beetenblättern“, *botvinnik* „Liebhaber der botvinja“ *botvits (sja)* „üppig wachsen“, *botvistyj* „mit dichten Blättern versehen“, hierher auch *botun* „*allium altaicum*, der altaische Lauch“. Aus dem Ukrainischen¹⁾: *botvynje* „Mangold, Blätter des Mangold“, aus dem Polnischen²⁾: *botwina, boćwina* „Mangold, Runkelrübe und deren Blätter“, *boćwiak* = *botwinnik, botwinko* „Beete“, *botwinka* „Gericht von sauren Wurzeln und Runkelrübenblättern“, aus dem Serbokroatischen³⁾: *botur* „Sumpfbirse“, *boturan* „*artemisia abrotonum*, Stabwurz“, *botur od šišaka* „*sparganium erectum*, Igelskopf“. Die letztgenannten skr. Pflanzen sind alle langhalmige, bzw. -stengelige Gewächse, die durch ihr Aussehen leicht Anschluß an die weiteren südslavischen Vertreter dieser Sippe finden: skr. *batvo* „Zweig, Schößling“, *batva* „Stengel, Stiel“, *bat* „Stab“ (bei MIKLOSICH LP *bət̚ σκῆπτρον*), sloven.⁴⁾ *betvo, betva* „Halm, Schaft, Stengel“, *betvica* „Schäftchen“, *betev* „Kleinigkeit“, *betevce, batevce* „Hälmlchen, Kleinigkeit“, *bet, bat* „Kolben, Keule, Fruchtkolben“, *betica* „Kolben, Keule, Blütenkopf“, skr. *batvača* „eine Birnenart“ etc.

Die letztgenannten skr. und sloven. Wörter führt OSTEN-SACKEN richtig auf urslav. **bət-* zurück, während die ersteren sowie die russischen und polnischen Wörter auf urslav. **bot-* (< *bvot-*) zurückgehen.

Die direkte Fortsetzung der Variante **bhuāt-* mußte im Urslavischen **bvat-* und daraus **bat-* ergeben. Dieses **bat* existiert in allen slav. Sprachen in der Bedeutung „Stock, Knüttel“. BERNEKER EW 46 zieht zum Vergleich lat. *confuto, refuto* „niederschlagen, widerlegen“, ahd. *Batu-* „Kampf“ und kymr. *bathu* „schlagen“ heran⁵⁾. Diese Erklärungen können aus einem ganz einfachen Grunde nicht zutreffen. Verbindet man nämlich die slav. Wörter sei es mit lat. *confuto, refuto*, sei es mit kymr. *bathu*, so setzt man damit auch bei den slav. Wörtern die Bedeutung „schlagen“ als primär voraus. Es existieren allerdings Verba in dieser Bedeutung, skr. *batati*, russ. *batovat* etc., doch sind diese sicherlich vom Nomen abgeleitet. So ist auch die Bedeutungsentwicklung Stock — schlagen ohne weiteres verständlich; im umge-

¹⁾ für das Ukrainische das Wörterbuch von KUZELA und RUDNYČKYJ.

²⁾ für das Polnische: LINDE, Słownik języka polskiego, BOOCH-ARKOSSY, Poln.-deutsches Wörterbuch (Leipzig 1872).

³⁾ Für das Serbokroatische: Rječnik hrvatskoga ili srpskoga jezika (hrsg. Jug. Akad. in Zagreb). Šulek: Imenik bilja.

⁴⁾ Für das Slovenische: WOLF-PLETERŠNIK: Slovensko-nemški slovar, JANEŽIČ: Slowen.-deutsches Handwörterbuch.

⁵⁾ vgl. VASMER Russ. Et. Wb. 60 (abgekürzt REW).

kehrten Falle würden wir Nomina in der Bedeutung „Hieb, Schlag“ erwarten (vgl. skr. *udariti* „schlagen“: *udar* „Schlag“ u.a.). Als Grundbedeutung der slav. Wörter dürfen wir „Stock, Knüttel“ ansetzen. Die von hier aus gebildeten Verba bekamen ganz natürlich die Bedeutung „schlagen“ (vgl. deutsch *Prügel* : *prügeln*). Durch die engen Wechselbeziehungen zwischen Verbum und Nomen konnte verschiedentlich die Bedeutung „Stock, Knüttel“ durch andere, ähnliche Bedeutungen wie z.B. „Peitsche, Geißel, Knute“ verdrängt werden (čech. *batoh*, poln. *bat*, ukr. *batura* u.a.). Hierher gehört die ganze Sippe von *bats* und *batogъ* (BERNEKER EW 46). Im Russischen bezeichnet übrigens *batogъ* (dial. auch *botogъ*) nicht nur den Stock oder Prügel, sondern wird auch direkt als Pflanzenbezeichnung verwendet.

Dieselben semasiologischen Verhältnisse finden wir auch bei der nur durch den Ablaut verschiedenen Gruppe von sloven. *bot* = *bat* „Keule“ *bota* „Prügel“, skr. *bota*, *botica* „Stab“, russ. *botъ*, *botalo* „(Fischer-) Stange“ (BERNEKER EW 78). Während BERNEKER bei den russ. Wörtern als Bedeutung nur „Fischstange, Fischtrampe“ angibt, finden sich bei PAWLOWSKY auch noch folgende Bedeutungen: „(Gerb.) eine lange Stange zum Umrühren der zum Laugen der Häute bereiteten Flüssigkeit; *botaly* s.m.Pl. die Weblade“, welche beweisen, daß die ursprüngliche Bedeutung bloß „Stange“ gewesen war.

Von *botъ* „Stange“ abgeleitet sind verschiedene Verba wie *botatsъ*, *botnutsъ*, *botkatsъ* etc. „schlagen, stoßen“.

Im Russischen wird *batъ* auch in der Bedeutung „Holztrog“ und „Einbaum“¹⁾ verwendet (vgl. zur Bedeutung slav. *aldiji*, *ladiji* : norw. dial. *olda* f. Trog; POKORNY a.a.O. 31). Die darin enthaltene Bedeutung „Baumstamm“ treffen wir wieder in bulg. dial. *botur*²⁾ „(Getreide-) Halm, Baumstamm, -stumpf“, welches der Form nach mit den skr. Pflanzenbezeichnungen *botur*, *boturan* identisch ist, der Bedeutung nach sowohl mit dem Serbischen als auch dem Russischen gemeinsame Züge besitzt. Der skr. Pflanzename *baturak* „Rohr-Teichkolben“ ist bis auf die Suffixerweiterung *-ak* identisch mit ukr. *batura* „Peitsche“ und besitzt in russ. *batěrsъ* „Sumpfpierstaude“ eine weitere Parallele. Eine ähnliche *r*-Ableitung liegt ferner noch vor in russ. *batorčina* „Knüttel“; zu erwägen ist auch Zugehörigkeit von russ. *obaturъ*, *oboturъ* „Trotzkopf, eigensinniger Mensch“. Ziehen wir nun wieder die

¹⁾ vgl. VASMER REW 60, 62.

²⁾ Für das Bulgarische: GEROV, *Rěčnikъ na bъlg. jazykъ*; MLADENOV, *Etimologičeski i pravopisnъ rečnikъ na bъlg. kniž. jezikъ*; DORITSCH-WEIGAND, *Bulgarsko-němski rečnik*.

bereits erwähnten Formen *bṛts* σκῆπτρον, sloven. *bota* „Prügel“, skr. *bota* „Stab“, *batvo* „Schößling“, russ. *botz* „Stange“, *botva*, *botovs*, *botz* „Gemüse-Krautstengel“ etc. zum Vergleich heran, so sehen wir, wie eng die Verflechtung von Bedeutung und morphologischer Struktur ist.

Als weiterer Beleg der Tiefstufe *bṛt-* läßt sich noch anführen: bulg. *bstvamz*, *bstnuvamz*, *bstna* „etwas durch Schlagen in die Höhe schnellen“, welche Verba sich zum Nomen *bṛts* genau so verhalten wie skr. *batati* zu *bat* oder russ. *botats* zu *botz*. Dasselbe Verhältnis von Nomen und Verbum finden wir auch noch in sloven. *botati* „prügeln“ zu *bota* „Prügel“ und skr. *botati* „die Hände zusammenschlagen“ zu *bota*, *botica* „Stab“.

Von der Normalstufe **bheu-/*bhōu-* (ai. *bhāvati*, av. *bavaiti* etc.) aus können wir noch folgende Wörter hier anschließen:

russ. *butz* = *butunz* „allium altaicum, altaischer Lauch“ (daneben *botunz* und eventuell skr. *botuniči*, eine Kleeart), ukr. *bútvinnja*, „Gemüse“, sloven. *but* = *bet*, *butica* = *betica* „Keule, Kolben“, bulg. *butz* = *mlatz*, sloven. *butva* „Kolben“ (zur Bildung vgl. skr. *batva*), skr. *butica* „Mohnkopf“, *butorovička* „eine Weinrebe“, bulg. *butora* „Auswuchs am Baum“, verschiedene Pflanzennamen wie *buturakz* „*potentilla erecta*“, *buturče* „*cyclamen*“ (neben *botorče* dass. zur Bildung vgl. russ. *batorčina*).

Unsicher ist die Zugehörigkeit folgender Wörter:

sloven. *butara* „Bündel“ (Reiser, Ruten, Stöcke und dergl. vgl. zur Bedeutung slowak. *batoh* „Bündel“), sloven. *butarnik* „Rückenkorb“ (~ skr. *batara* „Weidenkorb“), skr. *butorica* „eine kleine Last Holz“, *butura* „Last“ (neben *botura* dass. vgl. zur Bedeutung slowak. *batožina* „Gepäck“, *batožiti* „eine Last aufladen“). Entlehnung aus einer Fremdsprache, wie sie zumeist angenommen wird¹⁾, scheint hier zumindest fraglich.

Erinnern wir uns an das Verhältnis *bat* : *batati*, *botz* : *botats*, so wird es uns nicht wunder nehmen, wenn wir auch von der Stufe *but-* überall Verba in der Bedeutung „schlagen, stoßen“ finden; sloven. *butati*, *butiti*, skr. *butati*, *butnuti*, bulg. *butamz*, *butvamz*, *buturjasvamz* (neben *boturjasvamz*), russ. *butkatz* (neben *botkatz*) u.a. Skr. *but* „Schenkel, Schlegel“ und bulg. *but* „hinterer Teil der Schenkel“ ist nach BERNEKER EW 104 aus osmanisch *but* „Schenkel“ entlehnt. Es sei hier nur darauf verwiesen, daß im Skr. auch *bat* (< *bṛts*) in derselben Bedeutung verwendet wird. Die Möglichkeit, diese Wörter an die hier besprochene Sippe anzuschließen, ist also gegeben.

¹⁾ vgl. VASMER REW 154 ; PERUŠEK AfslPh 34, 39.

„Schließlich seien noch die wenigen Beispiele angeführt, die ein *byt-* enthalten“ sloven. *bitvo* (= *betvo*) „Halm, Kleinigkeit“, *bit* = *bet*, *bat*, *bitev* = *betev*, *betvo* „Kleinigkeit“, skr. *bitva*, bei KARADŽIĆ „u Dubrovniku nekako pitomo zelje u kojega je list kao blitva“. Über diese letzteren Beispiele ausführlich OSTEN-SACKEN a.a.O.

Zusammenfassend können wir sagen:

Von der Wurzel **bheu-/bhou-* bzw. deren Variante **bhuāt-* „wachsen“ existieren in den einzelnen slavischen Sprachen zahlreiche Weiterbildungen. Aus der Grundbedeutung „Gewächs“ lassen sich die verschiedenen Bedeutungsentwicklungen wie „Blätter und Stengel von Kräutern“ oder „(Frucht-)Kolben“ etc. einfach erklären. Eine besonders stark entwickelte Richtung bildet die Bedeutungsgruppe „Stengel, Schößling, Halm, Zweig, Stab, Stange, Knüttel, Prügel, Baumstamm“. Die außerordentlich starke Verbreitung dieser Sippe zeugt für ihr hohes Alter. Durch dieses wiederum wird verständlich, daß die von der Bedeutung „Stock, Stab, Prügel“ ausgehenden Verba in der Bedeutung „schlagen, stoßen“ in allen Sprachen eine so reiche Verbreitung fanden.

Schließlich sei auch noch das mit anderem Suffix gebildete aksl. *bylbe* βολάνη erwähnt, welches bedeutungsmäßig ebenfalls ein Bindeglied zu griech. φυτόν darstellt.

2. aksl. *razbotěti* παίνεσθαι.

Das Wort wird bei BERNEKER EW 77 nicht geführt, der als Hauptvertreter der slav. Sippe russ. *botěts*, *butěts* „dick, fett werden“ angibt. Die von ihm angenommene Entlehnung der slav. Wörter aus dem Deutschen wird allein schon durch das Vorkommen von *razbotěti* im aksl. Psalterium Sinaiticum unwahrscheinlich gemacht. Gegen eine solche Entlehnung vgl. auch VASMER REW 112. In seinem oben zitierten Aufsatz hat OSTEN-SACKEN den Versuch unternommen, die russischen Verba mit der Sippe von *botva* zu verbinden; dieser Versuch scheiterte jedoch an der Herleitung aus urslav. **bšt-*. Auch BRÜCKNER EW 51 stellt *botěts* zu *botva*.

Diese Zusammenstellung besteht zurecht, wenn man von denselben lautlichen Voraussetzungen ausgeht wie bei *botva*, nämlich nicht von urslav. **bšt-*, sondern **bvot-* (< **bhvat-*), zur Wurzel **bheu-/bhou-* „wachsen, gedeihen (wohl = schwellen)“ (POKORNY a.a.O. 146).

Neben aksl. *razbotěti* finden wir bei MIKLOSICH LP noch folgende Formen aus späteren Texten: *razbotěvati*, *razbotěnije* und unter *botěti* und *botěnije* auch die Formen *bštěti* und *bštěnije*. Mit Ausnahme von

botěniže, für das MIKLOSICH die Bedeutung „humor“ angibt (*botěniže doždja*), wird als Entsprechung durchwegs griech. *παίνεσθαι* angeführt. Aus dem Russischen gehört hierher:

botěb, *razbotěb* „anschwellen, dick, fett werden, zunehmen, reifen, üppig aufwachsen (von Pflanzen)“, *botělyj*, *razbotělyj* „beleibt, dick, feist, fett, angeschwollen“, *botvět* = *botěb*, *zabotvět* „mit breitblättrigen Pflanzen überziehen“, *botvit* (*sja*) „üppig wachsen, üppig prunken, dick tun (dial. auch *batvit* *sja*)“, *botvila* „dicker, feister Mensch“, *botvoj* „fett, aufgeblasen, prahlerisch“, *botvenok*, *botvuška* „dick (von Kindern)“; ukr. *botity* „dick, fett werden“.

Aus dem Polnischen: *botwieć* „dick werden“ (VASMER REW 112), aus dem Čechischen¹⁾: *nabotěti*, *nabotněti*, *nabotnati* „aufschwellen, aufquellen“, aus dem Slovenischen: *botaveti*, *botaviti* „schwellen“ *obotaviti* „anschwellen“, *obotava* „Geschwulst“, *naboteti* „aufschwellen, blähen, dick werden“, *botiti se* „sich aufblähen“, *nabotiti se* „anschwellen, sich aufblähen“, aus dem Bulgarischen: *botěja* „in die Höhe kommen, gedeihen“.

Das Verhältnis der bei MIKLOSICH angeführten Formen *botěniže* und *botěti* zu normalem *botěniže* und *botěti* erinnert an das parallele Verhältnis von *chstěti* zu *chotěti* (vgl. BERNEKER EW 399). Es scheint fraglich, ob es sich hier, wie MIKLOSICH annimmt, wirklich um entstellte Formen handelt, zumal die Tiefstufe **bst-* auch in anderen, lebenden Sprachen bezeugt ist²⁾:

čech. slowak. *bobtnati*, *bobtněti*, *bobtěti* (aus **bobzt-*) „schwellen, strotzen“, dial. adj. *bobtavý* = *bobtnající*; hierher auch gleichbedeutendes *bobněti*, *botneti* (aus **bobtněti*)³⁾.

Eine Mittelstellung nimmt sloven. *bobotniti* „durch Feuchtigkeit verderben, vermorschen“ ein, welches einerseits die Reduplikation der tiefstufigen Formen und andererseits normales **bot-* aufweist.

Die Vollstufe **bhou-* ist enthalten in russ. *butěb*, *razbutěb* „dick, fett werden“, *butenja* „Dick- Fettbauch“, ukr. *butity* „dick, fett werden“, *buta* „Stolz, Hochmut“, *butnij* „hochmütig, aufgeblasen“ (zur Bedeutungsentwicklung vgl. russ. *botvoj* „fett aufgeblasen, prahlerisch“ und *botvit* *sja* „üppig wachsen, üppig prunken, dick tun“; hierher auch mit anderer Ablautstufe russ. *bytnoj* „dick, gesund“); poln. *buta* „Stolz, Hochmut“, sloven. *buta*, *butec* „großköpfiger Mensch“, *butast* „großköpfig, tölpelhaft“ u.a. (BERNEKER EW 77).

¹⁾ Für das Čechische: Příruční slovník jazyka českého (hrsg. Česká Ak.); J. RANK: Neues Taschenwörterbuch der böhmischen und deutschen Sprache (Prag 1875).

²⁾ SREZNEVSKIJ Materialy I/158.

³⁾ anders HOLUB Stručný slovník etymolog. jazyka česk. S. 18.

Interessanterweise findet sich vielfach neben den angegebenen Bedeutungen auch die Bedeutung „modern, morschen, faulen, verwelken“, so in poln. *bótwieć*, *butwieć* „modern, morschen, faulen“, *bótwienie* „das Faulen, Modern“, *zbotwieć* = *bótwieć*, *bótwiałość* „Morschheit, Fäulnis“, *nabutwiały* „angefault, morsch“, *pobutwieć* „verfaulen, modern“, ukr. *butwity* „modern“, *butvinnja* „Vermoderung“, sloven. *bobotniti* „durch Feuchtigkeit verderben, vermorschen“, bulg. *butěja* „faulen, welken, schwinden, vergehen“, *butělъ* „faul, vermodert“.

Ob diese Worte direkt an die Sippe von russ. *botěts*, *butěts*, anzuschließen sind scheint fraglich, der Unterschied zwischen „schwellen, dick werden, wachsen“ und „faulen, morschen, verwelken“ ist doch ein beträchtlicher und russ. *razbutěts* „üppig wachsen“ und bulg. *butěja* „schwinden, welken, vergehen“ bedeuten letzten Endes Gegensätzliches. Es scheint vielmehr in den genannten Wörtern eine Bedeutung „Feuchtigkeit“ enthalten zu sein (vgl. sloven. *bobotniti* „durch Feuchtigkeit verderben, vermorschen“, ksl. *botěnije* „humor“), wobei sich in sloven. *bobotniti* die weitere Bedeutungsentwicklung zu „morschen, faulen“ klar abzeichnet. Hier erscheint noch bemerkenswert, daß die meisten der im ersten Teil angeführten Namen Sumpf- bzw. Wasserpflanzen bezeichnen, russ. *batěrs* „Sumpfspierstaude“, skr. *baturak* „Teichkolben“, *botur* „Sumpfbirse“ u.a.

Die Frage, wie diese Bedeutung „Feuchtigkeit“ in die Sippe von *botěts* hineingekommen ist, kann man lösen, wenn man einen Blick auf russ. *buchnutъ* wirft, welches eine s-Ableitung der idg. Wurzel **b(e)u-/bh(e)u-* „aufblasen, schwellen“ darstellt (griech. βῦνέω, βύω, βεβυσμένος, βυστός, „vollstopfen“; mhd. *būs* „Aufgeblasenheit, schwellende Fülle“ u.a. POKORNY a.a.O. 101, BERNEKER EW 98). Wir finden hier genau dieselben Bedeutungen: russ. *buchnutъ*, *razbuchnutъ* „quellen, schwellen durch Feuchtigkeit“, skr. *buchav* „lappig-weich, schwammig, locker“, bulg. *buchavъ* „locker, verwelkt“ u.a.

Die Identität der Bedeutungen läßt auf einen Zusammenhang der beiden Sippen von *buchnutъ* und *botěts* schließen; es müßte also in bereits voroslavischer Zeit ein Zusammenfall der beiden Wurzeln **bheu-* „wachsen“ und **b(e)u-/bh(e)u-* „aufblasen, schwellen“ stattgefunden haben, so daß wir für die slavischen Wörter nur mehr mit einer einheitlichen Wurzel zu rechnen haben.

Als Beweis, daß dieser Zusammenfall tatsächlich stattgefunden hat, kann man anführen, daß 1. die drei Hauptbedeutungen dieser einen Wurzel, nämlich a) (üppig) wachsen, b) aufblasen, c) (durch Feuchtigkeit) quellen, schwellen (dazu dann weiter morschen, modern etc.) und

2. auch alle hier angeführten Ablautstufen bei sämtlichen Ableitungen und Weiterbildungen aufscheinen (POKORNÝ a.a.O. 98 führt bei *buchnutš* bzw. seinen Entsprechungen in den anderen Sprachen keine derartigen Ablautstufen an). Urslavisch **buch-* ist also nicht eine Weiterbildung der Wurzel **b(e)u-/*bh(e)u-* „aufblasen, schwellen“, sondern muß auf diese eine, vereinheitlichte Wurzel zurückgeführt werden, da seine Vertreter in den einzelnen Sprachen Bedeutungen aufweisen, die sich nicht aus der Wurzel **b(e)u-/*bh(e)u-* „aufblasen, schwellen“, wohl aber aus der Wurzel **bheu-* „wachsen“ erklären lassen. Wir finden hier:

russ. *buchnutš*, *razbuchnutš* „quellen, schwellen durch Feuchtigkeit“
 čech. *nabouchaný* „korpulent“, *bouchratý* „dickbauchig, wanstig“,
bouchor „aufgedunsenes Schaf“, *bouchorka* „hohlbauchige Gurke“,
 sloven. *buhor* „Wasserblase“, *buhta* „Weib mit aufgedunsenem Gesicht“ (vgl. čech. *buchta* „Schmalzkuchen“), *buhniti* „anschwellen, sich aufblähen“, *buhteti* „aufgedunsen werden“, *buhtati se* „schwellen“,
 bulg. *buchvamš* „anschwellen“, *buchnatš* „angeschwollen, aufgeblasen“, *izbuchtěvamš* „in die Höhe schießen, wachsen, sprießen, knospen, und: verwelken, faulen, vor Überreife platzen“, *izbuchtělš* = *izbutělš* „in die Höhe gewachsen, aufgeschossen, und: verwelkt“, poln. *nabuchać* „sich dick, voll essen“ u.a.

Daneben finden wir:

sloven. *bohteti* „üppig wachsen“, *bohot* „Überfülle“, *bohoten* „üppig“,
bohotati „schnell, üppig emporschießen“, *bohoteti* „üppig sein, strotzen“,
bohotnost „Üppigkeit“, *pobohotiti* „üppig machen“, *vzbohotati* „emporwuchern“;

Die Stufe **bhuā-* ist vertreten in:

čech. *bacha* „Bausch“, *bachatý* „dickbauchig, wanstig“, *bachač* „Dickwanst, bauchige Schote“, *bachratý* = *bachatý*, *bachor* „Schweinsmagen, Magenwurst“
bachora „aufgeblasene Pflaume“¹⁾, slowak.²⁾ *bachor* „Wanst, Bauch, Schweinsmagen“, *bachrač* „Dickbauch, Dickwanst“,
bachratý „dickbäuchig“, bulg. *bachurš* „Dickdarm“³⁾,
 russ. *bachorb* „heftiger Wirbelwind“⁴⁾,
 sloven. *bahorin* „Wirbelwind“ (auch als *bohorin* belegt), *bah* „stolz, aufgeblasen“,
bahač „Prahler, große 2-Liter Flasche“, *bahat* „prahlerisch“,
bahatosi „Aufgeblasenheit, Prahlererei“ etc.

Die letztgenannten slovenischen Beispiele werden von BERNEKER

1) HOLUB a. a. O. 10.

2) für das Slowakische: A. MACHT Nemecko-slovenský a slov.-nemecký slovník.

3) MLADENOV Etimol. reč. 19.

4) DALJ Tolk. slov. 56.

EW 38 zur Wurzel *ba- „sprechen“ gestellt, doch sind sie schwer von den čechischen Wörtern *bacha*, *bachatý* etc. zu trennen. Zur Bedeutungsentwicklung vgl. poln. ukr. *buta* und russ. *botvit's sja*, *botvoj*. Aus dem Polnischen gehört hierher: *bachur* „dicker Mensch“, *bachurovaty* „bauchig“ (vgl. VASMER REW 64); ersteres ist von *bachur* „junger Kerl, Judenjunge“ zu trennen und gehört zu čech. *bachratý* „dickbauchig“, slowak. *bachor* „Wanst, Bauch“.

Eine k-Erweiterung unserer Wurzel liegt vor in:

poln. *boczyć się*, *naboczyć się* „dick tun, sich aufblasen, prahlen“, *buczeć* „verhutten, morsch werden, faulen“, *bucznieć*, *na-*, *pobucznieć* „anfaulen, morschen, und: anschwellen, sich aufblähen, stolz, eitel werden“, *buczny* „stolz, prahlerisch“;

ukr. *bučavij* „aufgequollen; eingetrocknet, verschrumpelt“, *bučiti* „(durch siedendes Wasser) aufquellen; eintrocknen, verschrumpeln“, *bučnij* „voll, üppig, prächtig, herrlich“, *bučnistь* „Üppigkeit, Pracht“, russ. *vzbučiti* „(den Leib) auftreiben, quellen, schwellen, blähen; durchprügeln“, *izbučiti* „aufblähen; durchprügeln“,

sloven. *izbukniti* „sich werfen“, *vzbukniti* „ausbauchen“; hierher auch sloven. *bika*, *bičje*, *bičevje* „Binsenkraut, Binse“ (< *byk-).

Aus dem Serbokroatischen dürfte wohl hierher gehören *bokor* „Stauede“¹⁾ (zur Bedeutung vgl. poln. *byle* „holziger Strauch“: sloven. *bilje* „Halmgräser, Pflanzen, Gewächse“) und wohl auch *bokva*, *bokvica* „Wegerich“, dessen Zusammenstellung mit *bokъ* „Seite, Flanke“ bei BERNEKER EW 68 nicht ganz einleuchtend ist.

Aus dem Bulgarischen: *izbukna*, *izbuknuvamъ* „knospen, sprießen, wachsen“. Im Bulgarischen läßt sich übrigens die Bedeutungsgleichheit der drei Elemente *but- *buch- und *buk- sehr schön erkennen; so erklärt z. B. GEROV *izbuknuvamъ* durch *izbuchna*, *izbutěja*, *izbutěvamъ* durch *izbuchtěvamъ* und *izbuchtěvamъ* durch *izbuknuvamъ* und *izbutěvamъ*.

Weniger ausgeprägt sind die Ablautstufen bei der l-Ableitung unserer Wurzel (got. *ufbauljan*, lit. *bulis* etc. Pokorny a. a. O. 99):

sloven. *nabuliti* „aufdunsen“, *buliti* „schwellen“; russ. *bulava* „Keule, Stockknopf“ vergleicht sich in der Bedeutung mit sloven. *but* „Keule“.

Stark vertreten ist die Stufe *byl-, aksl. *bylъje* βοτάνη, φάρμακον, sloven. *bil* „Halm, Kraut“, poln. *byle* „holziger Strauch“, ukr. *by'll'a* „Stengel“ etc.

Die weiteren Ablautstufen sind nur schwach vertreten: bulg. *balurъ* „Schilfrohr“²⁾, welches in Bildung und Bedeutung mit bulg. *boturъ* „(Getreide-)Halm“ zu vergleichen ist.

¹⁾ anders MIKLOSICH EW 17.

²⁾ MLADENOV a. a. O. 16.

Von der Sippe urslav. *bujь* (BERNEKER EW 98) russ. *bujnyj* „üppig wachsend, auch: aufgeblasen, hochmütig“, existieren im Slovenischen und Serbokroatischen die Weiterbildungen *bujad* „Farnkraut“ (in der Bedeutung vergleichbar mit russ. *botva* „Blätter und Stengel von Kräutern“) und *bujač* „Prügel“ (vgl. *batъ, botъ* „Knüppel, Prügel“).

Aus der Fülle der in den einzelnen Sprachen existierenden Beispiele konnte hier natürlich nur ein Teil gebracht werden. Besonders das Bulgarische bietet noch ein großes Material, dessen Verwertung speziell in semasiologischer Hinsicht interessant sein dürfte.

Abschließend eine Zusammenfassung: Die im ersten Abschnitt behandelten Pflanzennamen, russ. *botva*, skr. *botur* etc. und die Verba, russ. *botěbь, butěbь* etc. gehören etymologisch zusammen. Die Grundbedeutung war bei den erstgenannten „Gewächs“, bei den letzteren „wachsen, schwellen“. Die Zusammenstellung des betreffenden Wortmaterials ergab die Tatsache, daß einerseits die Vertreter der Wurzel **bheu-* „wachsen“ Bedeutungen aufweisen, die wir auch bei den Vertretern der Wurzel **b(e)u-/ *bh(e)u-* „aufblasen“ vorfinden, und andererseits die Ableitungen der letzteren Wurzel auch alle Ablautstufen und -varianten der Wurzel **bheu-* „wachsen“ zeigen. Wir müssen also annehmen, daß in bereits vorslavischer Zeit die beiden genannten Wurzeln in eine einheitliche zusammengefloßen sind. Schließlich fanden auch einige Wörter bzw. Wortsippen eine Deutung, deren Erklärung bislang auf Schwierigkeiten stieß.

Graz

RUDOLF AITZETMÜLLER

Eine altkirchenslavische Konsonantenverbindung

In seinem interessanten Aufsatz „O naprjaženom *ь* v Sbornike Kloca“ beschäftigt sich VAN WIJK¹⁾ unter anderem mit der Tatsache daß — in echt slavischen Wörtern — im Glagolita Clozianus vor Vokal und nach einem Konsonanten das Zeichen *ь* verwendet wird, dagegen in der Stellung vor Vokal und nach zwei Konsonanten der Buchstabe *и*. ähnlich wie im Russischen z. B. *пью, пьешь* „ich, du trinkst“, dagegen *гнию, гниешь* „ich, du faulst“ geschrieben wird. Im Instrumentalis Sg. der auf *-stь* oder *-štь* endigenden Hauptwörter wird nun auch beispielsweise *vlastьjө* „durch die Macht“, *krotostьjө* „durch die Milde“, *čestьjө* „durch die Ehre“, *noštьjө* „in der Nacht“ geschrieben

¹⁾ Slavia VI, S. 239ff.

ebenso wie in *pl̆t̆bj̆* „durch das Fleisch“, wo das *̆* zwischen einem Konsonanten und Vokal verwendet wird¹). In einem Wort wie *vlad̆yč̆stvie* „Herrschaft“ dagegen steht, wie nach dem Vorhergesagten zu erwarten, das Zeichen *к*, nicht *̆*, zwischen einer Konsonantengruppe und einem Vokal.

Nun mag denn wirklich, wie TRUBETZKOY meint, im phonologischen System des Aksl. die Opposition *i—̆* (vorderes helles Glied des engen ungerundeten Archiphonems gegen vorderes Glied des neutralen unbestimmten) in der Stellung vor Vokal nicht bestanden haben. In dieser Stellung, meint TRUBETZKOY, kamen die Vokale des „unbestimmten“ Archiphonems, also *ɜ* und *̆*, nicht vor; die Aussprache von *y* und *i* wurde nachlässiger, da keine Notwendigkeit bestand, sie von *ɜ* und *̆* zu scheiden (im Auslaut dagegen bestand dieser Gegensatz, und es trat keine Verwechslung ein, vgl. Nom. Sg. *rab̆* „Knecht“ gegen Akk. Pl. *rab̆y*, oder Nom. Sg. *ot̆cb̆* „Vater“ gegen Nom. Pl. *ot̆ci*) und Verwechslungen in der Schreibung *kostij̆/j̆/kost̆bj̆* „durch den Knochen“ traten ein.

Ja, aber die Verteilung der beiden Schreibarten im Clozianus ist doch viel zu regelmäßig und erfolgt zu sehr nach bestimmten Grundsätzen, als daß wir uns mit ihr als bloßer Vertauschung infolge Aufhebung eines phonologischen Gegensatzes nicht befassen sollten. Auch dürfen wir in der historischen Sprachwissenschaft phonetische Varianten nicht vernachlässigen. Im Laufe der Entwicklung kann das, was bloße phonetische Variante war, Phonem werden und umgekehrt. Auch abgesehen davon kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß die Phonologen ihren Mustern zuliebe die Phoneme und ihre Oppositionen bisweilen etwas willkürlich angesetzt haben²). In einem kürzlich erschienenen Aufsatz³) gibt GORDON H. FAIRBANKS den aksl. Satz „*s̆t̆n̆iku že eteru rab̆ vol̆ z̆l̆ä umiraaše, iže b̆ä emu č̆st̆n̆.* *Slyš̆äv̆ že Isusa*“ (Lukas VII, 2)

folgendermaßen in phonemischer Transkription wieder:

¹) Die Natur des Gleitlautes *j* ist in unserem Zusammenhang belanglos. Ich folge in der Bezeichnung der kirchenslavischen Laute im ganzen und großen TRUBETZKOY bis auf seine Behandlung des *j* und der nasalierten Laute, worauf einzugehen hier nicht der Platz ist. Vgl. seinen Aufsatz in Ann. Acad. Scient. Fenn., Helsinki 1932, S. 316 sowie auch DURNVOVO in Travaux du Cercle Linguistique de Prague I, S. 143f. und vorher in Byzantinoslavica I. Die Altkirchenslavische Grammatik meines verewigten Lehrers Prof. TRUBETZKOY soll ja nun bald in Wien im Druck erscheinen.

²) Vgl. E. DIETH, Vademekum der Phonetik, Bern 1950, S. 351.

³) In Language, Baltimore 1952, S. 365.

satjaniku žo yotjoru raba volje zjalja umjirayašo, yižo bja yomu častjana. slišava žo yisusa.

Man fragt sich, ob hier nicht dem phonologischen Systemzwang zuviel geopfert worden ist, von der Unhandlichkeit einer solchen Wiedergabe ganz zu schweigen. Nach *ž* kommt im Aksl. kein *o* vor (nicht mit *ö* zu verwechseln), sondern es wird sein vorderes Gegenstück (nicht Glied desselben Archiphonems) *e* realisiert, die sich hier gegenseitig ausschließen; der rationellen Ersparnis von Zeichen halber wird dann das *e* nach *ž* nicht geschrieben. Man kann gewiß diese Sache genau so gut umgekehrt anpacken. Nämlich, es kommt im Aksl. der Konsonant *g* vor *e* auch nicht vor, von Fremdwörtern abgesehen (wie γέννα). Man könnte also ebensogut auch *ige* wie *ižo* für *iže* schreiben, da die Realisierung, innerhalb des aksl. phonologischen Systems, auf jeden Fall [*iže*] sein muß. Der „initial glide“ *y* d. i. *j* dagegen, der auf die obige Weise in *yižo* geschrieben wird, ist doch sicher (wenn er überhaupt im Aksl. existierte!) phonologisch irrelevant. Wie wäre es also, wenn man weiter *iže* für *iže* schriebe? Abgesehen von der größeren Einfachheit dieser Schreibung und der Tradition, die sie für sich hat (und die Tradition soll man überall dort, wo sie nicht direkt nachteilige Folgen zeitigt, beibehalten), hat diese Schreibung noch den Vorteil für sich, auf einen Blick vor Augen zu führen, daß es — vom diachronischen Standpunkt aus — gerade das *e* war, daß die Palatalisierung des ursprünglichen *g* zu *ž* bewirkte. Damit soll übrigens durchaus keiner Vermengung des synchronischen und des diachronischen Standpunktes das Wort geredet sein.

Wenden wir uns nach diesem Exkurs wieder der Frage der Konsonantenverbindung *-st-* zu. Wir halten es demnach nicht für irrelevant, daß in einem der ältesten Denkmäler in glagolitischer Schrift so konsequent nach einem Konsonanten *ь*, nach zweien dagegen *и* gesetzt wird, sondern für diachronisch bedeutsam, vgl. auch die von VAN WIJK angeführte russische Parallele. Warum wird aber nun nach *-st-* „aus-schließlich“¹⁾ *ь* geschrieben? Der verdiente holländische Gelehrte führt dafür zwei Gründe an: erstens den analogischen Einfluß des Nom.-Akk. mit *ь* sowie ferner den Wunsch, die Silbenzahl in allen Fällen des Sg. möglichst gleich zu halten. Den ersteren Grund kann man natürlich nicht so ohne weiteres ausschließen, ich möchte aber doch zu bedenken geben, daß der Instr. Sg. gerade der häufigsten übrigen Deklinations-typen einen anderen Vokalismus in seinem Suffix aufweist als die

1) VAN WIJK a. a. O., S. 241.

Endung des Nom. Sg.: *rabomъ* von *rabъ* „Knecht“, *koŋemъ* von *koŋъ* „Pferd“, *rokojĕ* von *roka* „Hand“ und *ovъcejĕ* von *ovъca* „Schaf“. Was den zweiten Grund anbetrifft, so fällt er eigentlich weg, da im Aksl. die Silbenzahl in *noštъjĕ* gerade so groß ist wie in *noštijĕ*, nämlich drei Silben beträgt; *ъ* war ja damals noch kein bloßes Erweichungszeichen, sondern vollwertiger Vokal — man darf sich nicht durch das spätere russische Schriftbild täuschen lassen. Ein aksl. Wort wie *sъnъmъ* „Versammlung“ hatte drei Silben. Daher hatte *noštъjĕ* ebenfalls eine größere Silbenanzahl als sein Nom. Sg. *noštъ*, und der Grund der Sonderstellung des *-st-* muß irgendwo anders zu suchen sein.

Es ist dies nicht der einzige Anspruch auf Sonderstellung, den diese Lautgruppe innerhalb des aksl. Systems erheben kann. Wie bekannt, waren alle aksl. Silben und Wörter offen, d. h. endeten mit einem Vokal — mit Ausnahme der Präpositionen und Präfixe *bez*, *iz*, *vъz* und *raz*, in denen der konsonantische Auslaut erhalten blieb. Eine Erklärung dieses Umstandes muß natürlich von der Eigenart dieser Gruppe ausgehen, d. h. daß sie keine selbständigen Wörter waren, die an beliebiger Stelle, auch am Ende des Satzes stehen konnten, sondern sich vielmehr eng an das folgende Wort anschlossen (*raz-* funktionierte im Aksl. ausschließlich als Verbalpräfix und *iz* sowie *vъz* häufig als solches) mit dem sie zusammen eine einzige Expirationsgruppe bildeten¹). Das heißt, die Auslautkonsonanten dieser Wörter wurden in der Aussprache zum nächsten Wort hinübergezogen, wie z. B. in *i-zu-stъ*, *be-zo-tъ-ca* (*iz ustъ* „vom Munde“, *bez otъca* „ohne den Vater“)²). Daher auch die Assimilierung der betreffenden Konsonanten, wie in *bes tebe* „ohne dich“, *iž nego* „aus ihm“, *beštĕdъ* < **bez-čĕdъ* „kinderlos“ sowie Vereinfachung wie in *be zloby* „ohne Arg“.

Warum konnten gerade diese Konsonanten beibehalten werden, während trotz der Verbindungen *sъ nimъ* „mit ihm“, *vъ nemъ* „in ihm“, *sъnъmъ* v. s. usw. sich **sъn* und **vъn* nicht erhielten? Der Grund liegt natürlich darin, daß wenn ein folgendes Wort mit einem Vokal begann, der auslautende Konsonant als Anlaut zu ihm oder mit Verlegung der Silbengrenze zum nächsten Morphem hingezogen werden konnte (*ästi*

¹) Vgl. A. MEILLET, *Études sur l'étymologie et le vocabulaire du Vieux Slave*, Paris 1902, S. 112; über die Sonderstellung von *bez* infolge seiner proklitischen Natur E. BERNEKER, *Slavisches Etymologisches Wörterbuch*, Heidelberg 1924, S. 54, und über Proklitika im Allgemeinen R. GAUTHIOT, *La Ein de Mot en Indo-Européen*, Paris 1913, S. 64ff.

²) N. VAN WIJK, *Geschichte der aksl. Sprache*, Berlin 1931, S. 48; P. DIELS, *Altkirchenslavische Grammatik*. Heidelberg 1932, S. 87.

„essen“ — *snästi* perf., d. h. nach Silben getrennt *sv-nä-sti*), dagegen die Konsonantenverbindungen mit *n-*, die so entstanden wären, im Anlaut ksl. Silben und Wörter nicht geduldet wurden, vgl. mit den oben angeführten Beispielen die Unmöglichkeit von hypothetischen **sv/nčedomь*, **sv/ntobojě* oder *sv/nzizlobojě*, da ja weder *n* noch irgend ein anderer Konsonant eine Silbe schließen durfte. Anlautende Verbindungen aber wie **nč*, **nt* oder **nz* gibt es im Aksl. nicht. Welche anlautenden Konsonantenverbindungen kommen denn in aksl. Silben vor?

Trubetzkoy stellte folgende Typen fest:

Konsonant + Liquida (z. B. *pravda* „Wahrheit“, *zlato* „Gold“, *osta-vlāti* „lassen“).

Geräuschlaut + *v* (z. B. *dvorь* „Hof“, *vlъ-šve* „o Zauberer!“).

Konsonant + Nasal (z. B. *gnoi* „Mist“, *sv-xnqti* „trocknen“).

Sibilant + Geräuschlaut (z. B. *stojāti* „stehen“, *mь-zda* „Lohn“).

Außer den angeführten zweigliedrigen Verbindungen kommen noch deren Kombinationen zu dreigliedrigen vor, z. B. *ra-zgnāviti se* „sich erlosen“ (nach Silben, nicht nach Morphemen abgeteilt), *skvozä* „hindurch“, *sv-sxvaliti* „loben“, *straxь* „Schrecken“ oder *ujä-žvlenь* „verwundet“.

Betrachten wir die Reihenfolge, in der die Konsonanten in diesen Verbindungen stehen, so sehen wir, daß sie meistens dem Grundsatz der steigenden Schallfülle folgen, die besonders von VAN WIJK als ein Prinzip des aksl. Silbenbaues festgestellt worden ist¹⁾. Das heißt, vom Maßstab etwa der von ДИЕТН²⁾ aufgestellten und leicht zu ergänzenen Reihe:

<i>a</i>	<i>e, i</i>	<i>i, u</i>	<i>m, n, ŋ</i>	<i>l, r</i>	<i>γ, ž, z, d, v</i>	<i>g, d</i>	<i>b</i>
					<i>x, š, s, ť, f</i>	<i>k, t</i>	<i>p</i>

folgen alle Laute, nicht nur die Konsonanten, sich innerhalb der aksl. Silbe in der Richtung von rechts nach links, d. h. ein jeweils offenerer einem engeren, wie z. B. in *kva-sь* „Sauerteig“ oder *ve-prь* „Eber“.

Die einzige Ausnahme bilden nun eben solche Konsonantenverbindungen, in denen auf einen sibilantischen Engellaut ein engerer Konsonant folgt, und diese Kategorie schließt sämtliche im Aksl. bestehen-

¹⁾ Vgl. seine Geschichte, S. 46—47, auch Travaux VIII, S. 315, sowie ferner O. BROCH, Slavische Phonetik, Heidelberg 1911, S. 263 (über das Urslavische) und auch H. HIRT, Indogerm. Grammatik, V. Teil: Der Akzent, Heidelberg 1929, S. 178.

²⁾ a. a. O., S. 82; M. GRAMMONT, Traité de Phonétique, Paris 1933, S. 102.

den dreigliedrigen Verbindungen auch ein. Denn in *skotъ* „Vieh“ oder *cäsarъ-stvo* „Kaiserreich“ folgt offenbar dem Sibilanten ein noch geschlossenerer Laut, der also eigentlich der Sonoritätswelle der aksl. Silbe zuwiderlaufen müßte. Ja, das Slavische hat vom Standpunkt des Indogermanischen sogar neue *st*-Verbindungen — wie wir sie nach Brugmann zusammenfassend nennen wollen — geschaffen, vgl. *se-stra* < **se-sra* „Schwester“, *strujä* < **srouja* „Strömung“ oder, innerhalb des Slavischen bereits, *izdrešti* < *izrešti* „aussprechen“. Diese Verbindungen stellen tatsächlich die einzige Ausnahme von der Regel der steigenden Schallfülle in der aksl. Silbe dar. Sie bringen uns auch zu dem von uns anfangs gestellten Problem zurück, und wir glauben, daß sie zu dessen Lösung beitragen.

Die *st*-Verbindungen sind nämlich nicht ohne weiteres anderen Konsonantenverbindungen gleichzusetzen. Wir erinnern uns, daß in den indogermanischen Gruppen *sp*, *st*, *sk*, *sq* die erste germanische Lautverschiebung nicht eintrat (Lat. *spuere*, got. *speiwan*; gr. *στέγω*, got. *steigan*; lat. *piscis*, got. *fisks*; gr. *θυο-σκόος*, ahd. *scowōn*). In der Reduplikation nehmen die *st*-Gruppen eine einzigartige Stellung ein. In seinem wichtigen Aufsatz „Zu den reduplizierten Verbalverbindungen des Indo-Iranischen“¹⁾ macht BRUGMANN darauf aufmerksam, daß der einheitlichen Vertretung der anlautenden Verbindungen *s* + *Nasal*, *Liquida*, *z* und *ʒ* (d. h. solcher, in denen die Sonoritätswelle regelmäßig steigt) in den Sprachen, welche den Typus der Reduplikation überhaupt bewahrt haben, beträchtliche Verschiedenheiten in der Behandlung von *s* + *Verschlußlaut* gegenüberstehen. Auch im altgermanischen Stabreim findet BRUGMANN Beweise der Sonderstellung der Gruppen *st*, *sk*, *sp* unter den Konsonantenverbindungen, da nämlich jede einzelne dieser Gruppen nur mit sich selber, aber weder mit einfachem *s* noch einer der anderen *s*-Verbindungen alliteriert, während die übrigen Konsonanten mit sich alliterieren, mögen sie nun allein oder als Teil einer Verbindung ein Wort anlauten. Daraus schließt dann der Altmeister, daß die anlautende Verbindung *s* + *Verschlußlaut* „sich stark dem Charakter einer einheitlichen Konsonanz nähern kann“. Diese Eigenheit, meint er, geht noch auf idg. Zeiten, da die Reduplikation aufkam, zurück. Die Sonderstellung von Verbindungen wie *sk*, *zg* (*Sibilant* + *Verschlußlaut*) erhellt ferner daraus, daß trotz der gewöhnlichen Vertretung von idg. **k'*, **g'* im Slavischen als *s* und *z* sich die Verbindungen **sk'*, **zg'*

¹⁾ Indogermanische Forschungen XXXI, S. 91.

erhalten haben, also z. B. aksl. *iskati* „suchen“ (auch lit. *ieškóti*, aber aind. *icchati*), dagegen *osb* „Achse“ < **ak'sis*¹⁾. Aksl. *cāditi* „sehen“, von der idg. Wurzel **sk'eid-*, zeigt, daß als *k'* zu *s* wurde, die Gruppe *sk'* erhalten blieb; später fiel *s* ab und im Laufe der dritten Palatalisierung erfolgte *k* > *c*.

Tatsächlich gehen Lautverbindungen wie *st* eine „enge Verbindung“ ein, in der sich diese „homorganen Laute sehr nahestehen“²⁾. Deshalb macht auch, nach Dieth, ein deutsches Wort wie „Herbst“ einen durchaus einsilbigen Eindruck, obwohl der Zischlaut größere Schallfülle als seine Umgebung besitzt. Denn dieser Unterschied verschwindet innerhalb der größeren Welle infolge der engen Verschmelzung mit dem folgenden *t*, ebenso wie mit einem folgenden *p* oder *k*, so daß die relativ silbische Funktion des *s* ausgeglichen wird³⁾. Sowohl GRAMMONT zufolge wie auch FOUCHÉ⁴⁾ wird der Aufbau der Silbe nach der Reihenfolge der Öffnungsgrade nicht wesentlich beeinträchtigt, wenn diese von DE SAUSSURES Schema⁵⁾ durch Verbindungen mit *s* wie in FOUCHÉ'S Beispiel *SKUKS*⁶⁾ auch abweichen mag. Diese Verbindungen mit *s* sind eben besonders eng; vielleicht wird von den in Amerika betriebenen Frequenzuntersuchungen noch besonderes Licht auf dieses Problem geworfen werden.

Wie dem auch immer sein mag, es scheint doch, als ob der Grund für die gleichmäßige Behandlung sowohl einzelner Konsonanten wie der Gruppe *-st-* im Clozianus in der Eigenart dieser Verbindung, innerhalb welcher die Konsonanten eng miteinander verschmelzen, zu suchen sei⁷⁾. Es ist ja nur ein Fall von vielen, in denen sie eine Sonderstellung unter den Konsonantenverbindungen einnimmt, sowohl im Altkirchenslavischen wie auch in den verwandten Sprachen.

Reading (England)

HERBERT GALTON

¹⁾ J. KURYŁOWICZ, *Études Indo-Européennes*, Krakau 1935, S. 20.

²⁾ DIETH a. a. O., S. 234.

³⁾ S. 391.

⁴⁾ *Études de Phonétique Générale*, Paris-Oxford 1927, S. 7.

⁵⁾ *Cours de Linguistique Générale*, Paris 1922, S. 77—95.

⁶⁾ Für das Aksl. kommt infolge des Grundsatzes der offenen Silbe der Schlußteil des Schemas, in dem die Schallfülle wieder abnimmt, nicht in Betracht.

⁷⁾ In *vladycb-stvie* haben wir es natürlich mit drei Konsonanten zu tun.

Altpoln. *abych byli, iżbych uzdrowili*

Die Anwendung der Dialektform *bych* (1. Pers. Sing. des Hilfsverbums des Konditionals) als 3. Pers. Sing. oder Plur., an Stelle von *by*, wurde erstmalig bereits im Jahre 1911 von K. NITSCH in Sätzen des Typus *bych co wyszło, bych zadzwonili* bei Reymont festgestellt (Mowa ludu polskiego 153). Im Język Polski V 59 zitiert der berühmte polnische Dialektologe Gleiches für Ejsmond, den Übersetzer der lateinischen Gedichte Kochanowskis und gleichzeitig, was die Form betrifft, seinen Nachahmer: *Gdybych moja kochanka Chciała żyć jak sielanka*. Nach ihm teilten BIRKENMAJER, PIGOŃ und KLICH (JP XVIII 22 und 173, XIX 58) einige Beispiele für dieses unglückselige *bych* („to nieszcześnie *bych*“) bei anderen neueren Schriftstellern mit: Magnuszewski (1834), Deotyma (1889), Sieroszewski (1928), Pola Gojawiczyńska (1933). Schließlich stellt NITSCH (JP XXXI 39a) noch ein *bych* als 3. Pers. Sing. bei Wyspiański (1900) fest. In allen oben angeführten Fällen handelt es sich entweder um Hyperarchaismen oder Hyperdialektismen, d. h. um künstliche Schöpfungen in bereits altertümlich oder dialektal gefaßter Sprache, die ohne Wert für die historische Morphologie sind.

Ganz anders verhält es sich mit den altpolnischen Beispielen der Ausdehnung von *bych* auf andere Personen außer der 1. Pers. Sing. E. KLICH brachte zunächst drei solche Beispiele (JP VII 83) aus den *Rozmowy Polskie* des Veit Korczewski, die 1553 erschienen und als Band 2 der Biblioteka Pisarzy Polskich neu herausgegeben wurden: *Daj to, Kryste, synu boży, Abych wszyscy byli dobrzy!* — *Bóg [. . .] Nie raczył się grzesznych odrzec: Został syna z wysokości, By oświecił ty ciemności Słowem i też uczynkami, Bych w ciemnościach nie zginęli; — Daj to, Boże, bych w tem trwali, Abychmy się miłowali!* KLICH glaubte in den ersten zwei *bych* die 3. Pers. Plur., und nur in dem letzten eine 1. Pers. Plur. zu sehen. In weiterer Folge (JP XIX 57) fügte er zwei andere Beispiele hinzu, das erste aus *Rozmyślanie Przemyskie* (Ende XV. Jhdt.) — *przykazałeś im, bych dzierżeli barzy bieg ućwirdzenia niebios* (3. Pers. Plur.), das zweite aus *Rywockis Księgi Peregrynackie* (1584—1587) — *pytałim, dlaczego ten koń tu tak daleko postanowiony, powiedali nam, żebych tam dali [= dalej] nie chodzili* (1. Pers. Plur.).

Unsere Untersuchungen haben fünf Beispiele von *bych* als 1. Pers. Plur. in der von 1510 datierenden handschriftlichen und von M. Z. KRYŃSKI in den *Prace Filologiczne* IX herausgegebenen *Alexandreis* aufgedeckt: *nie myśli, iżeby [. . .] miałbych się wiernąć nazad*

„noli cogitare quod [...] dirigamus retrocedere gressus nostros“, 49; — *nie zaverlismy miasta, iżbych się tobie bronili*, 53; — *czemuś prosił nas, abych na pomoc przyszli wam?* 85 v; *łązniej nie czynimy, iżbych nasze ciała uzdrowili*, 173; *ktorej bych sławy nabyli, jestliby go zabili?* „quod nomen inde acquireremus, si ipsum [...] occideremus?“ 229v. Die reduzierte Form *by* der 1. Pers. Plur. des Hilfsverbs im zweiten Teil des letzten Beispiels ist eine zusätzliche Unklarheit und erfordert eine besondere Deutung.

Außerdem haben wir zwei *bych* als 1. Pers. Plur. in Murzynowskis Neuem Testament (1551) gefunden: *przyjachalim, abych jemu chwałę dali*, 5, und *jestlibych o nie milczeć [...] nie chcieli*, 21v (Malecki berichtet: *abysmy* und *jestlibysmy*). Diese *bych* wurden von uns in St. ROSPONDs so interessanten *Studia nad językiem polskim XVI wieku* 430 (Photokopie, 48) und 270 (188, 445) gelesen; wahrscheinlich hat ROSPOND beim Zitieren dieser Sätze die außergewöhnliche Anwendung des Hilfsverbs nicht bemerkt. Leider stand uns kein Exemplar der Werke Murzynowskis zur Verfügung; vielleicht beinhalten sie andere Beispiele¹⁾.

Man hat also bis jetzt zwölf ap. Beispiele, in denen *bych* nicht als 1. Pers. Sing. erscheint. Wir müssen jedoch klarstellen, daß KLICH grundlos die *bych*-Formen Korczewskis auf die 3. Pers. Plur. ausdehnte, denn alle drei Beispiele, die er anführt, können ebenso gut als 1. Pers. Plur. gedeutet werden. Es ist gewiß nicht außergewöhnlich, aus dem Munde eines *pleban* zu hören: „Christus, Gottes Sohn, gib, daß wir alle gut seien!“ Oder: „Gott dachte nicht die Sünder zu verlassen: er sandte seinen Sohn herab, um diese Finsternis durch Wort und Tat aufzuhellen, damit wir nicht in der Finsternis umkommen“. Diese Deutung bringt uns außerdem dem Text des Briefes an die Galater (IV 4) näher, auf den Korczewski selbst hinweist: *misit Deus filium suum, ut eos qui sub lege erant redimeret* [3. Pers. Sing.: *by oświecił*], *ut adoptionem filiorum reciperemus* [1. Pers. Plur.: *bych nie zginęli*]; dies kann freilich nicht als entscheidendes Argument dienen, da die Übersetzung allzu frei ist. Jedenfalls ist von den zwölf *bych* in Verbindung mit dem Plural eines Partizips nur jenes aus *Rozmyślanie Przemyskie* eindeutig als 3. Pers. anzusehen.

Die Erklärungen dieser Fälle sind verschieden. KLICH (JP VII 84) erblickt den Ausgangspunkt für Korczewskis *bych* in der 1. Pers. Plur. *bychmy trwali*, aus der ein reduziertes *bych trwali* entstand, weil *-my*

¹⁾ Während des Druckes haben wir bemerkt, daß БИХЪ auch als 1. Pers. Plur. in einer kleinrussischen Urkunde 1502 erscheint (B. UNBEGAUN, *Slavia* XIX 343).

als Pronomen und daher als überflüssig empfunden wurde; laut KLICH weitete sich dieser Typus auf die 3. Pers. aus. Diese letztere Erklärung findet jedoch, wie wir soeben gesehen haben, auf Korczewski kaum Anwendung. ROZWADOWSKI erklärt in Antwort auf KLICH'S Ausführungen die Form *bych* auf rein phonetischer Grundlage, indem er darauf hinweist, daß sich die drei Beispiele Korczewskis in Stellung vor *f* (*v* mit anschließendem stimmlosen Konsonanten) befinden und daß wir es also mit der schriftlichen Wiedergabe des in der Volkssprache verbreiteten Substituts χf für *f* zu tun haben; aber die Beispiele des Typus *zbych tam nie chodzili*, die er nicht kannte, entkräftigen seine Theorie. NITSCH (JP XVIII 175) stellt Beobachtungen allgemeinen Charakters an, und sieht in der Anwendung von *bych* für alle Personen den Beweis dafür, das *bych*, an dessen Stelle in der Umgangssprache *bym* getreten war, nicht mehr als 1. Pers. Sing. empfunden wurde. Diese Annahme wird jedoch durch die Alexandreis widerlegt, wo als 1. Pers. Sing. regelmäßig *bych* auftritt (das erste *bym*, das Łoś III 301 anführt, stammt von 1527; das gleichfalls von ihm erwähnte Beispiel aus Biernats Äsop, das sich seiner Meinung nach bereits in der editio princeps 1522 befand, könnte ebenso gut erst der zweiten Ausgabe 1578 entstammen, da die erste Ausgabe, wie bekannt, verloren ging).

Auf den ersten Blick erscheint KLICH'S Erklärung *bych* < *bych my* < *bychmy* als die beste. Ein Umstand jedoch erweckt unseren Zweifel: die Alexandreis hat kein einziges Beispiel für *bychmy*, während *bychom* häufig vertreten ist. Darum stellen wir eine andere Hypothese auf, und zwar, daß die gelegentliche Ausdehnung von *bych* auf die 1. Pers. Plur. auf die im Altpolnischen mögliche Gleichheit der 1. Pers. Plur. und der 1. Pers. Sing. des Hilfsverbums des Präteritums zurückzuführen ist: die Identität der Formen des Hilfsverbums in *izem wziął odpowiedź* [-(e)m < *jęśm* < **jesmь*], Alex. 4v, und *izem Straxagonem wysadzili* [-(e)m < *jesm* < **jesmь*], 65v, hat die Gleichheit der Hilfsverben in *iżbych miał wejrzeć*, 4v, und *iżbych się bronili* hervorgerufen (wir verweisen auf die Formen *przyjachalim* und *pytalim* in den Beispielen Murzynowskis und Rywockis). Desgleichen stellen wir in einigen heutigen Dialekten, wie z. B. in Nordgroßpolen, Kujawien und Westpreußen, eine einzige Form *bym* für die 1. Pers. Sing. und die 1. Pers. Plur. fest: *nie dali bym rady* ebenso wie *ja bym coś umyślił* (SOBIERAJSKI, Gwary Kujawskie 92; s. auch bei TOMASZEWSKI, Gwara Łopienna 80, und NITSCH, MPKJ III 372 usw.).

Man kann also annehmen, daß ein möglicher Zusammenhang zwischen *bych* und *bychmy* genau dem Gegenteil der Ansicht KLICH'S

entspricht; daß nämlich *bych* zu *bychmy* wurde, bei Vermittlung von *bych my* und unter Einfluß der Endung *-my* der anderen Tempora. Dieser Einfluß, der begründeterweise von Łoś III 303 für die Entwicklung *bychom* zu *bychmy* erwogen wurde, dürfte sich nicht auf *bychom*, sondern auf die Kurzform *bych* erstreckt haben. Es ist jedoch plausibler, daß *bych*, *bychmy* (und vielleicht sogar *bysmy*) gleichzeitige und voneinander unabhängige Ersatzformen für die im Konjugationssystem nach dem Untergang des Imperfekts und des Aorists in Isolierung geratene Form *bychom* darstellen. In der 1. Pers. Plur. konnte sich *bych* im Polnischen auf die Dauer nicht behaupten, wohl weil ihm das allen anderen Formen der 1. Pers. Plur. gemeinsame Zeichen *-m-* fehlte.

Bezüglich der 3. Pers. Plur. *bych*, für die Rozmyślanie Przemyskie ein Beispiel gibt, muß gesagt werden, daß sie kaum aus der 1. Pers. abgeleitet werden kann. Laut KLICH (JP VII 84) „wurde das auslautende *ch* bestimmt nicht mehr als Charakteristikum der grammatischen Person, sondern als modales Merkmal empfunden; zumindest kam der modale Charakter stärker zur Geltung“. Die Ausdehnung dieses *-ch* auf die 1. Pers. Sing. des Präteritums *bytech*, *robilech* usw. und des Präsens *jestech*, die im XVI. Jhdt. stark aufkam und noch heute die schlesischen und zum Teil die kleinpolnischen Dialekte kennzeichnet, widerlegt diese Annahme vollends. Die erwähnte 3. Pers. Plur. *bych* ist nach unserer Ansicht nur ein Schreibfehler, so wie der Sing. *bychom*, den Łoś III 306 als bei Nawojka erscheinend anführt.

Schließlich gibt es noch die Wendung *jestliby go zabili* ‚wenn wir ihn töteten‘, die im letzterwähnten Satze der Alexandreis enthalten ist. Handelt es sich um eine der in diesem Text zahlreichen unvollständigen Schreibarten, im vorliegenden Falle also *by* für *bych* oder *bychom*? Oder ist dies vielleicht nur einer der noch zahlreicheren Ruthenismen des betreffenden Sprachdenkmals? Der heutige Dialekttypus *gdyyby my mieli*, dem in der Literatursprache *gdyybysmy mieli* (ap. *gdyybychom* oder *jestlibybychom mieli*) entspricht, dürfte nicht so weit zurückreichen; jedenfalls ist die Weglassung des Pronomens, das die Personalendung ersetzt, im Polnischen ungewöhnlich.

Zum Verschußlaut- und Spirantenwechsel im Wurzel- auslaut in mehreren indogermanischen Sprachen, besonders im Baltischen.

Für „helfen“ kann man im Litauischen außer *padėti kám* auch *gėlbėti* und *šėlpti* gebrauchen. Von *gėlbėti* lautet das Präsens entweder *gėlbu* oder *gėlbiu*. In alter Zeit kommen außerdem auch heute nicht ganz ausgestorbene *-mi*-Formen vor; daher 2. Sg. Praes. auch *gėlbsi*, 3. Praes. auch *gėlbtí* und *gėlbstí*¹⁾. Von diesen ist freilich *gėlbsti* sicherlich Neubildung nach synonymem *padesti*; vgl. noch *esti*, *duosti*, *ėsti*, die auch für sekundäre *sergsti* „behütet“, *miegste* „ihr schlaft“, *eiste* „ihr geht“ vorbildlich waren.

Bei BRETUN überwiegt bedeutend *gelba* über *gelbti*. Es ist fraglich, ob man auch *gelbsi*, *gelbti* als Archaismen anzusehen hat, da, wie SPECHT nachgewiesen hat, die *-mi*-Flexion schon in der älteren Epoche nicht selten ihre Grenzen überschritten hat.

Über Herkunft von *gėlbėti* hat sich am zutreffendsten E. HERMANN Lit. Studien 70ff. (s. jetzt auch OTREBSKI Lg. Posn. 3, 295ff.) geäußert. Er stellt dies nebst seinen Ablautsbildungen lit. (*pa-*), *pragilbti* (*-stù*, *-aũ*) und *gilbti* (*-stu*, *-au*)²⁾ „sich erholen, genesen“ (cf. got. *ganisan* : (*ga*)*nasjan*), *pagálba* „Hilfe“, preuß. *galbimai* „wir helfen“, 3. Fut. *galbsai*, *galbse*³⁾, Partic. Praet. Pass. *pogalbton* „geholfen“ zu lit. *galėti* „können, vermögen, imstande sein“, *galìà*, *gòlė* „Macht, Kraft“.

Über diese habe ich unter Anführung der früheren Literatur Lexis 2, 166 gehandelt und sie nach dem Vorgange anderer Forscher⁴⁾ mit cymr. corn. bret. *gallaf* „ich kann“, cymr. *gallu*, *gallael* „posse“, air. *gal* „Tapferkeit“, corn. *gallos*, breton. *galloet* „Macht“ in Verbindung gebracht. ENDZELIN denkt weniger wahrscheinlich wegen lett. *galēt* „zu Ende bringen, bewältigen, aushalten“ an Zusammenhang mit lit. *gālas*, lett. *gals* „Ende“ (preuß. *gallan* „Tod“).

Zu lit. *galėti* sind weiter noch russ.-ksl. bulg. *golémъ*, serb. *gòlem* „groß, hoch, weit, breit, umfangreich“ zu ziehen. Sie verhalten sich

¹⁾ SPECHT, Arch. phil. 2, 49ff., KZ 62, 83; 85. 87, SZYRWIDAUSG. 38, SENN. Stud. balt. 4, 113, VERF. IF 46, 54ff., Erg.-H. zu KZ 14, 27, ZtschrslPh 20, 284ff., STANG, Slav. u. balt. Verbum 99.

²⁾ Zur Wurzelsilbenintonation vgl. BŪGA KZ 52, 259.

³⁾ Zur Endung s. ENDZELIN Senprūšu valoda 122ff.

⁴⁾ Über das Keltische s. H. PEDERSEN. Vgl. Gramm. d. kelt. Spr. 1, 156ff. (anders 2, 25, 521); vgl. noch GHEORGHIAN Termenii pentru „a puteà“ în limbile indo-europene 36. 48.

zu ihm wie osk. *valaemom* „optimum“ zu dem von Wz. **uel-* „wollen, wünschen, begehren“ stammenden lat. *valēre* „gelten, Einfluß haben“¹⁾.

Hängt lit. *gėlbėti* mit *galėti* zusammen, so steht es diesem gegenüber wie lit. *garbà*, *garbė* „Ehre“, *pagarbà* „Hochachtung, Ehrfurcht“, *gàrbinti* „verehren, anbeten“, *garbstjyti* „loben“, *garbùs* „ehrenvoll, ehrenhaft“, *gerbti* „verehren, hochschätzen, achten“, preuß. *gerbt* „sprechen“, *preigėrbt* „vorhalten“²⁾ den lit. *girti* „rühmen, loben“, *gĩrius* „Prahlscham“, *gĩriai* „Aufschneideri“, *gėras* „gut“, lett. *dziŗt*, preuß. *girtwei*, ai. *grnāti*; lit. *paskàlba* (*pāskalba*) „Gerücht, Gerede, Gemunkel, Klatsch, Verleumdung“, (*pa*)*skėlbt* „verkündigen“ dem lit. *paskalà* (= *paskalba*), lett. *skafš* „helltönend, laut, deutlich, hörbar“, *atskalas* „Widerhall, Echo“, poln. *skolici* „(wie ein Hund) winseln“, čech. *skoliti* „belfern“, ahd. *scėllan* „erschallen“, an. *scoll* „lautes Gelächter, Spott, Bellen, Lärmen“³⁾ Lit. *skālyti* „anschlagen (von Jagdhunden)“ stammt aus dem Polnischen. An ihm sind *skalikas* „fortgesetzt belfernder Jagdhund“, preuß. *scalenix* „Vorsteherhund“ apoc. 702 erwachsen⁴⁾.

Als Grundbedeutung von lit. *gėlbėti* setzt E. HERMANN „jmd. etwas können“ an. Die Konstruktion mit Dativ ist bei Zusammenhang von *gėlbėti* mit *galėti* älter als die mit Akkusativ, die vom synonymen *šėlpti* aus (vgl. auch *parem̃ti kã* „jmd. unterstützen“, russ. *подпереть, поддерживать что-н. oder кого-н.*) bezogen sein dürfte.

In semasiologischer Hinsicht kann lit. *gėlbėti* besonders mit abg. *pomošti* „βοηθεῖν“, *pomošt* „βοηθεῖα“ etc. verglichen werden, die mit abg. *moga*, *mošti* „können“, *mošt* „ἰσχός, δύναμις, potentia“, got. *magan*, *mahts* zusammenhängen. Auch an lett. *palĩgs* „Helfer, Hilfe“, *palĩdzēt kam* „jmd. helfen“, *palĩdzība* „Hilfe, Unterstützung“ kann erinnert werden. Deren Grundbedeutung ist „jmd. gewachsen sein, alci. *parem esse*“, wie aus lett. *lĩdzs*, *lĩdzens*, *lĩgans* „gleich“, *lĩdzĩgs* „ähnlich“, lit. *lĩgus* „gleich“, preuß. *stesmu poligu* „desgleichen“, got. *galeiks* „gleich“ folgt.

Ein Zusammenhang von lit. *šėlpti* mit got. *hilpan* ist schon oft vermutet worden, ohne daß bisher die Labialverschiedenheit einleuchtend gedeutet worden wäre. MEILLET BSL 21, 126ff.; 29, 31 behilft sich mit

¹⁾ HERB. PETERSSON Griech. u. lat. Wortstud. 39ff.

²⁾ Über die Wurzelsilbenintonation dieser Wörter vgl. BÜGA KZ 51, 127; 52, 263, SKARŪŽIUS *Daukšos akcentologija* 87. 106ff. 150, 248, JONIKAS *Pa-gramančio tarmė* 44.

³⁾ Vgl. auch PERSSON BB 19, 275ff., SKARDŽIUS *Liet. kalbos žodžių daryba* 466.

⁴⁾ MILEWSKI SIOcc 18, 30.

der Annahme ehemaliger athematischer Konjugation, obwohl 3. Praes. *šelpi* nur einmal in DANIEL KLEINS Liederbuch im Reim auf *gelbt* vorkommt (SPRECHT KZ 62, 86ff.). Daß sich mitunter der Wechsel von Tenuis und Media im Wurzelauslaut in MEILLET'S Weise erklären läßt, soll nicht in Abrede gestellt werden. Dies könnte z. B. für griech. ἄλγεσθαι, ἄγιος gegenüber lat. *sancire*, *sacer* zutreffen, wenn die griechischen Wörter nicht mit ai. *yaj-*, av. *yaz-*, apers. *yad-* verwandt sein sollten¹). Aber MEILLET übertreibt dies gelegentlich berechnete Deutungsprinzip, und speziell der Gegensatz von lit. *šelpi* und got. *hilpan* läßt sich viel überzeugender innerhalb des Baltischen selbst aufhellen.

Wie zuletzt Lg. Posn. 3, 119ff. gezeigt, treten öfters im Baltischen Parallelbildungen auf Tenuis und Media im Auslaut der Wurzel auf. Diese rühren davon her, daß die Media in gewissen Formen wie Fut. auf lit. *-siu*, lett. *-šu*, Infin. auf *-t(i)*, Supinum und Optativ auf *-tu* wegen des folgenden tonlosen Verschußlauts, bzw. der stimmlosen Spirans als Tenuis ausgesprochen wird. Ich habe unter diesem Gesichtspunkt das Nebeneinander von lit. *(nu)jėkti*, *juōkti*, *jokėti*, *atsi-jokėti* „begreifen, verstehen, zur Besinnung kommen, zu sich kommen“ und lit. *jėgà* „Kraft, Stärke“, *pajėgà* dass., *pajėgti* „imstande sein, vermögen“, lett. *jėga*, *jėgt*, *jėguōt* usw., die mit griech. ἦβη urverwandt sind, erklärt, ferner die gleiche Parallelität in lett. *līkstu*, *līku*, *līkt* und *līgstu*, *līgu*, *līgt* „sich vereinbaren, übereinkommen“, die zu lett. *līdzs*, lit. *līgus*, got. *galeiks* gehören.

Die Tenuis ist das Ursprüngliche in lit. *tėikiu*, *tėikti* „sagen“, lett. *tėikt* „sagen, erzählen, loben“ neben lit. *tėigti* „sagen“, *tieg* „inquit“. Dies geht hervor aus lit. *teikti* „fügen“, *tiėkti* „vorbereiten, herrichten“, *tīkti* „passen, taugen“, *tīkras* „wahr, echt“, lett. *tikt*, *tīkrs*, *tīkls*, preuß. *teickut*, *tickint*, *tickars* usw. Die Umgestaltung zu lit. *tėigti*, *tieg* ist vom Partic. Praes. Act. II auf *-damas*, Imperf. auf *-davau* aus erfolgt, wäre aber nicht eingetreten, wenn nicht auch das Gegenteil *neigti* (*neigti*) „in Abrede stellen, bestreiten, leugnen“ sie begünstigt hätte. Dieses stammt von *neig(i)*, Verstärkung der Negation *neĩ* (= slav. lat. *nĩ*, osk. *nei*, osk. umbr. *neip*), wie lat. *negare* von einer dem lit. *nėg(i)*, lett. *nedz*, preuß. *neggi*, as. *nek* entsprechenden Erweiterung von *ně*.

Man könnte auch das auffallende *z* von lett. *juōzt* „gürten“ (*juožu*, *juozu*) gegenüber lit. *juōsti* (*juōsiu*, *juōsiau*) = abg. *pojasz* etc. vom Partic. Praes. *juōsdams* (spr. *juōzdams*) ausgehen lassen. Aber auch das

¹) S. auch VERF. Balt. Sprchn. 112.

Litauische bietet *juozėti* = *juosėti* (3. Praes. *juōzi* neben *juōsi*) „gürtet sein“, *juozmuō* = *juosmuō* „Gürtel“, lett. *juosma*, *juosms*, *juosmenis* (daneben auch *juozmenis*, *juozminis* „Gürtel, Gürtelstelle“). Daher ist diese Erklärung, zumal das Lettische keine dem lit. Imperf. auf *-davau* entsprechende Bildung kennt, abzulehnen. ENDZELIN СЛАВ-БАЛТ. ЭТЮДЫ 76ff. 204 nimmt vielmehr einen dem Vernerschen Gesetze vergleichbaren Wandel von *s* in *z*, der ursprünglich vor dem Ton eingetreten ist, für diesen und andere ähnlich gelagerte Fälle an¹⁾.

Auch lit. *jokėti*, *atsijokėti* können durch bedeutungsverwandte lit. *atokti*, *atsitokėti* gefördert worden sein, die mit *tekėti* „laufen, fließen“, lett. *tecēt* ablauten. Lit. *atsitekėti*, lett. *attecētiēs* bedeuten gleichfalls „sich erholen, zur Besinnung kommen, sich bessern“.

Lett. *blenzt*, Praes. *blenžu*, Praeter. *blenzu* bedeutet „schwach sehen, kaum wahrnehmen, glotzen, gaffen, spähen“, außerdem „Unsinn reden“. Es ist dadurch neben ursprüngliches *blenst*, Praes. *blenžu*, Praeter. *blendu* getreten, daß lett. *ž* an sich sowohl auf **dž*, wie in unserem Falle, als auch auf **zj* beruhen kann.

Lett. *blenst* ist ein Kuronismus und entspricht echt lett. *bluods* „die Augen niederschlagend“, *bluodītiēs* „sich umhertreiben, keinen offenen Blick haben“ (mit *uo* vor Kons. aus *an*), neben denen ebenfalls die Kuronismen *blanda*, *blānduonis*, *-ņa* „Tagedieb, Landstreicher, Vagabund, Mensch ohne offenen Blick (wegen bösen Gewissens)“, *blandītiēs* „umherschweifen, sich herumtreiben“ vorkommen, ferner den lit. *blēsti* „schlafen“, *blēstis*, *blīsti* „trübe, dunkel werden“, *blandýti(s)* „umherschweifen“, abg. *blęsti* „irren, ληρεῖν, πορνεύειν“, *blędъ* „ληρος, ἀπάτη“, *blędъ* „πορνεία“, *blęditi*, russ. блуд, блудить, poln. *bląd*, *blądzić* etc., got. *blinds* „blind“, aisl. *blunda* „die Augen schließen, schlummern, dösen“, *blundr* „Schläfchen, Schlummer“ etc.²⁾

Im Sinne „Unsinn reden“ bildet das Lettische außer *blenzt* (Kuronismus, s. o.) und dem echtlett. *blīēzt* (Praes. *blīēžu*, Praeter. *blīēzu* mit antekons. *ie* aus *en* und mit analogischem präteritalem *z* für *d*) noch *blenst*, Praes. *blenšu*, Praeter. *blensu*. Diese Neubildung ist vom Infinitiv ausgegangen, dem man nicht ansehen kann, ob sein *st*, wie es tatsächlich der Fall ist, auf **dt* beruht, oder ob diese Konsonantengruppe ursprünglich ist.

Sekundär ist auch das *z* von lett. *blenzis* „Faulpelz; nicht gut Sehender, Kurzsichtiger, Gluper“, in der zweiten Bedeutung auch

¹⁾ S. auch VERF. ZtschrslPh 20, 267.

²⁾ Erg.-H. zu KZ 14, 57ff. (mit Lit.).

blenze und *blenža* (letzteres Commune). Daneben existieren noch lett. *blendze* „Herumtreiber“, *blenzêt* und *blendzêt* „sich herumtreiben“, *blendža* „Taugenichts“.

Nach ENDZELIN Wb. soll *blendzêt*, falls es älter ist als *blenzêt*, zu russ. блыга „nicht ans Haus gewöhnte und immer herumirrende Kuh oder Schaf“ (DAL' 1, 243) zu ziehen sein (*dz* aus *g* vor hellem Vokal). Das russische Wort vergleicht BŪGA RfV 70, 101, wie ich aus VASMER Russ. etym. Wb. 94 entnehme, mit lit. *blinginti* „leuchten, glänzen“ (Bretkun Ezech. 21, 15 laut BEZZENBERGER Beitr. z. Gesch. d. lit. Spr. 276). Aber dies nach BALČIKONIS auch „blenden, blind machen, den Verstand benebeln“ heißende Verbum ist von *blingÿs* (*blingis*) „Blinder, Nichtsnutziger, Verwahrloster“, (BEZZENBERGER Lit. Forschg. 57. 100) abgeleitet, das aus ostpreuß. *blinger* „Blinder“ entlehnt ist (ALMINAUSKIS Germanismen des Lit. 33). Russ. блыга ist zu dem daneben vorkommenden блужава neugebildet worden, da dem russ. ж nicht anzusehen ist, ob es aus **dĭ* oder aus **gĭ* entstanden ist.

Let. *blendzêt* ist aus *blenzêt* hervorgegangen. Zwischen *n* und *s*, bzw. *z* wird im Baltischen und in manchen anderen idg. und nichtidg. Sprachen öfters zwecks Ausspracheerleichterung ein *t*, bzw. *d* eingeschoben¹⁾. Daher vergleicht sich lett. *blendzêt* mit lett. *piņdzele* „Pinsel“ (Wolmar).

Eine weitere interessante Umbildung des Lettischen ist Präter. *vērsu* neben dialektisch noch erhaltenem *vērtu* zu Präs. *vēršu*, Infinitiv *vērst* „wenden, kehren, lenken, drehen“. An sich entspricht *vēršu* aus **vertiō* genau dem lit. *verčiù*. Das Präteritum *vērsu* rührt von mißverstandenen Präsens und Infinitiv her. Außerdem kann, wie Endzelin vermutet, das bedeutungsgleiche *vēržu*, *vērzū*, *vērzt* (= lit. *veržiù*, *veržiaũ*, *veržli*, „schnüren, pressen“) mitgewirkt haben, nach der Proportion *vēržu*, *vērzt* : *vērzū* = *vēršu*, *vērst* : *x*; *x* = *vērsu*.

Neben Präter, *bliedu* von *bliest*, Präs. *bliežu* „dick werden, schwellen, sich aufblähen“ findet sich auch ein Präter. *bliezu*, woran wieder das Präsens schuld ist, ebenso neben Präter. *blīdu* von *blīst* Präs. *blīžu* und *blīstu*, das mit dem ersten Verb ablautet und synonym ist, Präter. *blīzu*. Das Abstraktum *blīdums* „Zunahme, körperliche Entwicklung“, das außerhalb des Verbalsystems liegt, hat die alte Form nicht verändert²⁾.

¹⁾ ENDZELIN Lett. Gr. 174ff., Latv. valodas skaņas un formas 67; über das Litauische s. LESKIEN-BRUGMANN Lit. Volksldr. und Märchen 289, SPECHT Lit. Mundarten 2, 363. 470.

²⁾ Über die Etymologie dieses Verbs vgl. PERSSON Btr. z. idg. Wf. 800.

Analoga zu den zuletzt besprochenen Veränderungen bietet auch die lettische Nominalbildung¹⁾. Ich erwähne lett. *piēsis* für **pietis* (lit. *pentinas*) „Sporn“ nach dem Plural *piēši*; *kvēsis* „Weizenkorn“ nach Plur. *kvieši* „Weizen“ (lit. *kvietys*, *kviečiai*); *ziemcīsis* neben *ziemcietis* „Wintergrün“ (lit. *ziemkeñtis*, *ziemkeñčiai javai*); *ecēsis* neben *ecēša(s)* „Egge“ (lit. *ekēcios*, preuß. *aketes*); *matēsis* neben *matēdis* „Kopfgbind“ (*mats* „Haar“ + *ēst* „essen, fressen“, Präs. *ēdu* oder *ēmu*, Präter. *ēdu*).

RUHIG und RUHIG-MIELCKE führen im Sinne „auszukommen suchen, sich zu helfen suchen“ neben *šēbtis* (*šēbiuos*, *-iaus*) auch *šēlbiuos*, *šēlbtis* an. NESSELMANN Wb. 514, 515 und KURSCHAT (in eckigen Klammern) übernehmen die Angabe dieser Lexikographen. Leider vermag ich *šēbtis* nicht etymologisch zu deuten. Ich nehme an, daß *šēlbtis* an sich kein einwandfreier Zeuge für die Herkunft von *šēlpti* ist, sondern aus *šēbtis* durch Anlehnung an *gēlbēti* hervorgegangen ist.

Auch lit. *sirpti* (*sirpstū*, *-paū*) „reifen“, lett. *sirpt* in Rutzau (A. ĀBELE FBR 8, 136, Präs. *sirpstu*) sind jünger als lit. *sirbti* (*sirbstū*, *-baū*). Dies folgt aus den mit ihnen verwandten lit. *serbentà*, *serbeñtas* „(rote) Johannisbeere“, lat. *sorbus* „Speerbaum, Vogelbeerbaum“, schwed. *sarj* „Rotaug“, russ. сор(о)балина „gemeiner Brombeerstrauch, Rahm-, Kratzbeere“ (neben сопора „Rotflosser“), сербалина, сербелина, „Heckenrose, Hundsrose, Hagebutte“.

Alle diese Wörter stammen von einer Basis **ser-*, **sor-*, **sṛ-*. Diese liegt dem lit. *sařtas*, lett. *sāřts* „rot“, *sarks* „etwas rötlich“, *sařkans* „rot“ zugrunde. Von ihr aus sind mit *m*-Suffix gebildet lit. *sarmótis* (Dusetos) „sich schämen“ (beruht auf einem Subst. **sarma*), *sarmatà* „Schande“, *sarmātyti* „verächtlich machen, verleumden, in Mißkredit bringen“ (cf. SZYRWID Dict. *tę kogo, tąę sromotnie, szkaluje, — sarmatyju*)²⁾, abg. *sramъ*, *sramota*, russ. сором (срам, срамота aus der Kirchensprache), poln. *srom*, *sromota*, serb. slov. *srâm* und serb. *sramòta*, slov. *sramóta*, čech. *sram* (veraltet), *sramota* (hier = „Mißhelligkeit, Unbequemlichkeit“) usw. (TORBÖRNSSON Gemeinslav. Liquidametath. 1, 30; 2, 63)³⁾. Die baltischen und slavischen Wörter sind, wie BŪGA KS 1, 21. 281 hervorhebt, miteinander urverwandt. Es handelt sich nicht um Entlehnungen des Litauischen aus dem Slavischen.

¹⁾ Vgl. ENDZELIN KZ 50, 27, Lett. Gr. 302, Latv. val. skaņas un formas 107.

²⁾ SZYRWID PS 2, 33, 27 entspricht dem lit. *sarmatos ir giedos didžiausios* in der polnischen, erst nach Szyrwids Tode verfaßten Version *zawstydzienia y sromoty zbył wielkiey*.

³⁾ Eigentlich bedeuten lit. *sarmatà*, slav. *sramъ*, *sramota* „Röte“, daher „Scham(röte)“; cf. lat. *rubor*, rumän. *ruşine* „Scham“ aus lat. *rosina* (*herba*), griech. ἐρύθημα προσώπου Eurip. Phön. 1488.

Genau wie lit. *sařtas*, lett. *sārts* ist, wie LIDÉN Stud. z. tochar. Sprachgesch. 14² zeigt, av. *harsata-* gebildet, das wohl „aussätzig“ bedeutet; vgl. damit aus dem Arischen noch ai. *sārānga-* „bunt, scheckig“.

Auch lit. (*ap*)*žilbti* „dunkel, trübe werden, erlöschen, erblinden“, lett. *žilbt* (wegen *ž* wohl Lituanismus), *žilbs* „geblendet, dunkel, müde“, lit. *žlibas* „blödsichtig“ sind älter als paralleles lit. (*ap*)*žilpti*. Auch hier endet charakteristischerweise das Präsens auf *-stu*. Bei JUŠKEVIČ Dainos 1512, 18 (aus Alsédžiai) liest man *apžiułpa akelė* „das Auge verfinsterte sich“, während das Lettische auch bei dieser Form die Schwundstufe *žulbt* bietet¹⁾. Das höhere Alter der *b*-Formationen wird durch lit. *žābalas* „blind“ aus **zlābaotas*, *žlābanoti* „sich verdunkeln“ erwiesen. (s. jetzt auch ZtschrslPh. 22,91).

SPECHT Ursprg. der idg. Dekl. 259ff. führt noch mehrere andere Beispiele von Labialwechsel im Wurzelauslaut aus verschiedenen idg. Sprachen an. Z. T. handelt es sich um bereits proethnische Parallelität von sog. „Wurzeldeterminativen“²⁾; z. T. aber ist, was auch SPECHT betont, die Parallelität erst einzelsprachlich. Dann sind meist die *b(h)*-Erweiterungen gegenüber denen mit *p* das Primäre. Manchmal läßt sich zwischen beiden Alternativen keine sichere Entscheidung treffen.

Proethnisch ist jedenfalls das Nebeneinander von lit. *viēptis* (*vai-pytis*) „das Gesicht verziehen“, lett. *viept* und von lett. *viēbt*, *vaibīt*, *vaibstīt* sowie *vaibsts* „Gesichtsverzerrung, Gesichtsausdruck, Miene“. Dies folgt einerseits aus ai. *vēpate* „zittert“, andererseits aus lat. *vibrare* „schwingen, zittern, beben“. Got. *biwaibjan* „συνέχειν, περιβάλλειν“, ae. *wāēfan* „bekleiden“, *bewāēfan* „umwickeln“, aisl. *veifa* „in schwingende, zitternde Bewegung setzen“, ahd. *weibōn* „schwanken, schweben“, *ziweib(j)an* „verteilen, zerstreuen“ gehen wohl nach dem Vernerschen Gesetze auf eine Wurzelform auf *p* zurück.

Alt ist weiter die Parallelität von lit. *kleipti* (*kleipiù*) „verbiegen, verkrümmen, (Schuhwerk) schief treten“, intr. „watscheln, schwanken, torkeln, unsicher gehen“ und *kleibti* (*kleibù*) in Alsédžiai, *klibas* „schiefeinig, wackelig, lotterig“. Von der Wz. *klei-* kommen, wie BŪGA RfV 66, 222 (s. auch Aist. stud. 82) zeigt, noch andere Erweiterungen vor, nämlich lit. *kleĩsti* = *kleipti*, *kleišvūoti*, *kleĩnius*, *kleĩnióti*, *kleĩvas*, lett.

¹⁾ S. über das Verbum und Verwandte BŪGA Aist. stud. 143. 189, ENDZELIN FBR 18, 199, SKARDŽIUS Liet. kalbos žodžių daryba 173. 488.

²⁾ S. auch PERSSON Btr. z. idg. Wf. 139ff. 234ff. 241. 247. 881ff. 941. 947; ENDZELIN KZ 44, 64ff. SPECHT KZ 68, 122ff. handelt auch über das Nebeneinander von *p*, *b(h)*, *m* am Ende von idg. Basen.

kleĩns und *kluĩns*, *kleivs*. Überall dreht sich die Bedeutung um Schiefbeinigkeits, unsicheres Gehen. In lett. *kluĩns* tritt der Diphthong *ui* hervor, der bei körperliche Defekte ausdrückenden Wörtern häufig ist (STANG Stud. balt. 3, 167ff.).

Neben lit. *kleĩvas*, lett. *kleivs* usw. findet sich auch die synonyme „Reimbildung“ *šleĩvas* (BŪGA KS 1, 195. 197). Dies Adjektiv gehört bekanntlich zur idg. Wz. *klei-* „lehnen, beugen, biegen“; vgl. lit. *šlyti* „sich biegen, beugen, krümmen, nach vorn sinken, wanken, schwanken“, *šlaitas* „Abhang“, *šliėti* „anlehnen“, lett. *sliet* dass., *slàistīt* „öfters in die Höhe heben, recken, aufstellen“, ai. *śráyati* „lehnt an“, av. *srayate* „lehnt sich an“, lat. *clīnare* „neigen“, *clivus* „Abhang“, griech. *κλίνειν* „anlehnen“, *κλειτός* „Abhang“, ahd. *hlinēn* „anlehnen“, ae. *hlūd* „Halde, Abhang, Hügel“, ir. *clóin* „schief“ (TRAUTMANN BslWb. 308ff., Verf. PW. XVI 2, 1635).

Lit. *vėrpti* „spinnen“, *vařpstė* „Welle, um die sich etwas dreht“, lett. *vėrpt* „spinnen, hin- und herdrehen“, *vāřpsta*, -e, -s „Spindel“ gehören zusammen mit lit. *verpėtas* „Wirbelwind, Strudel“, lett. *vėrpete*, *vėřpata* „Wasserwirbel, Wasserstrudel“, *vėřputa* „Wasserwirbel, Windwirbel“, lit. *virpėti* „zittern“, *suvirpti* (-stu) „plötzlich zu zittern anfangen“ usw.

SKARDŽIUS. Arch. phil. 2, 14; 3, 53; 5, 160 erwähnt noch lit. *atvėrpti velėną* (Plungė) „Rasen mit der Schaufel lockern und von der Erde erheben“; *užvėrpti ausis* „die Ohren verstopfen“ gebraucht DAUKŠA Post. 361, 33 = Or. 272, 6. Im Preußischen entspricht dem lit. *atvėrpti* genau *etwiērpt* „vergeben“, eig. „loslassen, freilassen“ (cf. *powiērpt* „verlassen“ und lit. *atlėisti nuodėmes* „die Sünden vergeben“). Weiter gehört hierher lit. *pāvirpas* „armseliger Mensch, armer Tropf“, *pavirpaĩ* „gemeines Volk, Pöbel“, *paviřpti* „verkümmern, schwächlich werden“.

Lit. *pāvirpas* heißt eigentlich „bei anderen wohnender Arbeiter, Losmann“ (NESSELMANN Wb. 280, der noch *pavirpis*, fem. *pavirpė* bietet). D. KLEIN Lexic. Lithuan. interpretiert *pavirpas* als „Imstmann“ (SPECHT Stud. balt. 3, 106¹). Bei Bretkun Exod. 25, 6 ist *pavirps* s. v. a. „Hausgenosse, *sqnamis* (so steht am Rande nebst v. l. *pribuišis* „Hausgenosse“, einer Entlehnung aus poln. *przybysz* „Ankömmling“).

Im Preußischen bedeutet *pawirps* „frei“ (Ench. 61, 5 neben *waiix* „Knecht“). Bretkun hat, wie SPECHT annimmt, der Sinn des preußischen Ausdrucks vorgeschwebt. Er gebraucht auch sonst öfters Prussizismen, was mit seiner mütterlichen Herkunft zusammenhängt (s. zu-

letzt Lg. Posn. 3, 129, mit Liter.). Im Preußischen finden sich noch *auwirpis* Voc. 320 „Flutrinne“, eig. „Ablaß“, *crayawirps* Voc. 551 „Loser“ (= „Lasser, Aderlasser“); vgl. noch ostpreuß. *Powirpen*, *Pawirpen*, „Losleute, Freimänner, die keinem Herren zur Arbeit verpflichtet sind und sich zeitweise vermieten“.

Im Griechischen ist die Sippe vertreten durch *ῥέπειν* „sich biegen, neigen, nach einer Seite ausschlagen“, *καλαῦροψ* „Hirtenstab“ (1. Glied zu *κῆλον* „Pfeil, Geschoß“), *ῥόπαλον*, *ῥόπτρον*, *ῥάπις*, *ῥάβδος* „Rute, Gerte, Stab“, *χρυσόρραπις* „mit goldener Rute, goldenem Stab“, *ῥῶπες* „biegsame Zweige zum Flechten“ usw. (PERSSON Btr. z. griech. Wf. 497ff.).

Das aufgezeigte **uerp-* ist eine Erweiterung der Wz. **uer-* „drehen, knüpfen“ (PERSSON a. O. 500, ZUBATY Arch. 16, 418ff. = Studie a články I, 2, 122ff., SOLMSEN Unters. z. griech. Laut- u. Vsl. 293ff., TRAUTMANN BlslWb. 351ff.). Die unerweiterte Gestalt zeigt sich im Baltischen besonders in lett. *vērt* (*vēru*, *vēru*) „(auf)reihen, sticken, nähen“, *apvērt* „Schnur zum Zusammenziehen ringsherum einziehen“, lit. *āpara(s)* aus *āpvara(s)*, *apīvaras*, *apártė* „Band, Schnur, Schnürsenkel“, *virvė*, lett. *virve* „Schnur, Strick, Seil“ etc. Aus dem Slavischen sind zu nennen aksl. *verigy*, russ. *вериги* „Ketten“, *вереница* „lange Reihe, Zug, Strich von Führen, wilden Gänsen, Enten“, aksl. *vrъvъ*, russ. *вервь*, *верёвка* „Strick, Seil“ u. v. a.

Neben **uerp-* begegnet auch die Spielart **uerb-*. Diese tritt auf baltischem Boden hervor in lit. *viřbas* „Zweig, Reis, Gerte“, *viřbalas* „Prickel, dünnes Stäbchen, Stricknadel“, lett. *virbs*, *virbēns* „Stöckchen, den Pferden unter den Schweif gesteckter Dorn“, preuß. *arwarbs* Voc. 301 „Langwiede, ein das lange Vorder- und Hintergestell eines Rüstwagens verbindendes Holz.“ BEZZENBERGER BB 23, 319 vergleicht lett. *savara*, *savāre(s)*, *-i* „Querstangen bei der Egge“ (cf. noch lit. *sāvara* „Klammer, zwei Balken zusammenhaltendes Querholz“). BŪGA KS 1, 298 erwähnt noch lit. *vāras* „Stange zum Festhalten eines Zauns“ (Dusetos), *peřvara*, *pavarà* „Netzleine“, *peřvaras* „Langbaum am Leiterwagen“, aruss. *вор* „Gehege, Umzäunung, Einfriedigung“, russ. *забор(а)* „Querstange am Zaun, Verschlag, Stangenzaun“, poln. *zawora* „Riegel“, russ. *об(в)оры* „Schnüre, Riemen an Bastschuhen“, *новор* „Strick, Riemen zum Um- oder Anbinden“, čech. *rozvora* „Lenkbaum, Langbaum.“

Lit. *alvaras* „Langbaum am Leiterwagen“ (NESSELMANN Wb. 5) kann aus **arvaras* entstanden sein. Es würde sich also mit preuß. *arwarbs* decken, bloß daß dies von der erweiterten Wurzel gebildet ist.

Auf slavischem Gebiet tritt das *b*-Formans u. a. hervor in ksl. *vr̥ba* „*ῥτέα*, *salix*“, russ. *верба* „Weidenzweig, Weide“. Mit diesen verbindet PERSSON Btr. z. idg. Wf. 498; 505 lat. *verbera* „Rute, Schlag mit dieser, „Prügel“, *verbēnae* (aus **verbesnai*) „heilige Kräuter und Zweige“.

Auf der Basis **uerb-* kann auch got. *wairpan* „werfen“ beruhen; doch ist es trotz PERSSON Btr. 503 mit Anm. 1 auch nicht ausgeschlossen, daß der Labial dieses gotischen Verbs durch partielle Assimilation an das anlautende *w* aus *hv* entstanden ist (SOLMSEN Journal of Germanic philology 1, 386ff.). Dann würde sich got. *wairpan* völlig mit abg. *vr̥ga*, *vr̥šti* „werfen“ decken. Jedenfalls läßt sich der Gegensatz von lit. *veřpti* und got. *wairpan* nicht entsprechend dem von lit. *šēlpti* und got. *hilpan* erklären.

Ob neben **uerp-* und **uerb-* noch eine dritte Variante **uerbh-* im Idg. zu konstatieren ist, ist fraglich; denn griech. ῥαφίς „Nadel“, ῥαφή „Naht“ können sekundäres φ durch Mißdeutung von Formen wie ῥάψω, ἔρραψα, ἔρραμμαι, ἔρραπται erhalten haben. Diese können an sich auch auf Aspirata + Konsonant zurückgeführt werden. Bei Epicharm fr. 51 = Athen. 7, 304c; 319c ist für eine Fischgattung ῥαφίδες überliefert. Dagegen bietet der Komiker fr. 138 laut BEKKER Anecd. 113, 14 im Sinne βελόνη „Spitze, Nadel“ ῥαπίς. Von attischen Komikern verwendet Archipp I 687, fr. 38, 1 K. = Pollux 10, 136 ῥαφίς „Nadel“.

Überhaupt liefert das Griechische bemerkenswerte Analogien zu den erörterten Umbildungen baltischer auf Verschlusslaute ausgehender Verben von außerpräsentischen Formen aus. So findet sich das ältere zu *pr̥āgos* stimmende *pr̥áddēn* nur in Kreta. Sonst heißt es wegen der Doppeldeutung der Nebentemporaformen *ἔπραξα* etc. nur *πράσσειν*, *πράττειν*. Ebenso sind kret. *καταλλάδδεν* (cf. *ἀλλαγῆ*), *συνεσάδδει* (cf. *σάγη*) altertümlicher als *ἀλλάσσειν* (*ἀλλάττειν*), *σάττειν* (BECHTEL Griech. Dial. 2, 745). In Tarent sagt man nach Heraklides von Milet *λακτίσσω*, *σαλπίσσω* für die älteren Bildungen auf *-ίζω* (BECHTEL a. O. 405). Durchgedrungen ist überall *τάσσειν* (*τάττειν*) trotz *δια-*, *ἐπι-*, *ὑποτᾶγή*, thess. *tāgós*, *tāgá*, *átāgía*, die mit lit. *sutógti* „verbinden, trauen“, *patogùs* „bequem, sich schickend, wohlgesinnt“, lett. *patāgs* „handlich, bequem“ zusammenhängen (s. Lg. Posn. 3, 122ff.).

Umgekehrt findet sich in Vaxos auf Kreta trotz *φύλαξ*, *φύλακος* das Präsens *διαφυλάδεν*, *διαφυλάδων*. Diese seltenere Umgestaltung ist durch die Beliebtheit der *-δδω-* Präsensia im Kretischen begünstigt worden. Auch im Litauischen siegt nur selten die Bildung mit Media im Wurzelauslaut über die mit älterer Tenuis, während der umgekehrte

Vorgang häufiger begegnet. Wenn die Media durchdringt, sind in der Regel unterstützende Momente im Spiel, so bei lit. *téigti* „sagen“, *tieg* „inquit“ neben ursprünglichem *téikti*; jenes ist durch das Gegenteil *neigti* gefördert worden.

Neben älterem *νίζειν* „waschen“ (cf. ai. *nij-*, *nenekti*, *nenikté* „wäscht“) macht sich *νίπτειν* breit, das durch *ἔνιψα* etc. veranlaßt worden ist.

Neben *φαλίζει* *θέλει* Hesych begegnen *φαλίπτει* *μωραίνει* (cf. *φαλόν* — *τὸν μωρόν*) und *φαλίσσεται* *λευκαίνεται*, *ἀφρίζει* Hesych. Dieses Verbum ist, wie Ug. Posn. 3, 117 nachgewiesen, verwandt mit *φαλιός* = *λευκός*, *λαμπρός* (*φαλιόπουν* *λευκόπουν* Hesych), *φαλικρόν* *ἄκρατον*, *φαλύνει* *λαμπρύνει* Hesych, lit. *báltas*, lett. *balts* „weiß“ (zu den verschiedenen Bedeutungen s. VERF. a. a. O.).

Die älteste Formation ist *φαλίσσεται*. In ihr ist der Labiovelar lautgesetzlich vor folgendem *ι* seines labialen Nachklangs entkleidet worden. An *ἐφάλιψα* etc. wurde analogisch *φαλίπτειν* angegliedert. Andererseits trat *φαλίζειν* neben *ἐφάλιψα* nach *νίζειν* neben *ἔνιψα*, zumal beide Verba bedeutungsverwandt sind¹⁾. Also ist auch in diesem Falle der seltenere Ersatz von *σσ* durch *ζ* im Präsens unter Mitwirkung eines semasiologisch nicht fernstehenden Verbs erfolgt.

Hesych hat hinter *φαλιόπουν* *λευκόπουν* noch *φαλιοὶ ταῦροι* (überl. *φαλαιοὶ γὰρ οἱ*, zu verbessern nach CALLIM. fr. 176 Schn. *φαλιὸν ταῦρον*) *λευκομέτωποι*. Hier steht also *φαλιός* für *φαλιομέτωπος* wie lit. *laũkas* (*láukas*)²⁾, lett. *laũks* „mit einem weißen Fleck auf der Stirn, blessig“ für eine Zusammensetzung dieses Adjektivs mit lit. *kaktà*, lett. *piere* „Stirn“; vgl. noch PW XVI 2, 1634ff. über Fälle wie griech. *ῥαιβός* = *ῥαιβοσκελής* „krummbeinig“, *σπανός* für *σπανοπώγων* „mit spärlichem Bartwuchs“, abg. *bosъ*, lit. *bāsas*, lett. *bass* für abg. *bosonogъ*, lit. *bas(a)kōjis*, lett. *baskājis* „barfuß“, obiges lit. *kleĩvas*, lett. *kleĩvs* für lit. *kleiv(a)kōjis*, lett. *kleivkājis* „krummbeinig“, lit. *šleĩvas* für *šleivakōjis* dass.

Daß sich griech. *δεσπόζειν* nach *δεσπόσ(σ)ειν* (von Hymn. Hom. Cer. 366 an), *δεσπόσαι* etc. trotz *δεσπότης* durchgesetzt hat (vgl. andererseits *ἐρέσσειν*, *ἐρέσαι* : *ἐρέτης*), erklärt sich aus dem Einfluß von *ἀρμόζειν* (cf. *ἀρμόδιος*) : *ἀρμόσαι*.

¹⁾ Zu der Bedeutung „begehren“ vgl. die von mir im Anschluß an LAGERKRANTZ Zur griech. Lautgesch. 88ff. und SPECHT Ursprg. d. idg. Dekl. 116. 344. 387 herangezogenen griech. *λύσσα* „Wut“, *λευκαῖς φρασί* Pind. Pyth. 4, 109, *λευκαὶ φρένες μαινόμεναι* Hesych.

²⁾ Zur Intonation s. BŪGA KZ 52, 91.

Auch bei diesem ist eine Neubildung ἀριόττειν aufgekommen, die auf attischen Inschriften ausschließlich im Gebrauch ist (MEISTERHANS³ 177). Vorbildlich ist hier bedeutungsverwandtes πλάττειν : πλάσαι gewesen.

Hamburg

ERNST FRAENKEL

Ergänzungen zum Schriftenverzeichnis von Reinhold Trautmann

(Ztschr. XXII, S. 5ff.)

1904

Gedichte. Ost- und westpreußisches Dichterbuch, herausg. von Wilm. 1904. Daß Trautmann in jungen Jahren selbst (von Rich. Dehmel beeinflusste) Verse geschrieben hat, ist nicht unwesentlich für die Beurteilung seiner literaturwissenschaftlichen Arbeiten und seiner literaturkritischen Einfühlungsfähigkeit.

1910

Besprechung: Aug. Fick, Vergleichendes Wörterbuch der Indogermanischen Sprachen. 4. Aufl. III. Teil: Wortschatz der Germanischen Spracheinheit, von H. Falk und A. Torp, Göttingen 1909, Literaturblatt für Germ. u. Roman. Philologie Jg. 31. (1910), Sp. 353—355.

1911

Besprechung: Heinr. Schröder, Ablautstudien, Heidelberg 1910, Literaturblatt für Germ. u. Roman. Philologie Jg. 32 (1911), Sp. 185—187.

1913

Besprechung: Otto Schrader, Die Indogermanen. Leipzig 1911, Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur. Bd. 36 (1913), S. 188.

1914

Besprechung: Gustaf Kossinna, Die Herkunft der Germanen. Würzburg 1911. Literaturblatt für Germ. u. Roman. Philologie. Jahrg. 35 (1914), Spalte 49—50.

1922

Vienas baltų slavėnų gramatikos bruožas. Švietimo darbas 1922, Nr. 3—6, S. 271—272. Resümee des später erschienenen Aufsatzes „Ein Kapitel aus der Lautlehre der baltisch-slavischen Sprachen“. Slavia Bd. 2 (1923/24) S. 1—4. Die Übersetzung stammt von K. Buga.

1927

Besprechung: P. W. Schmidt, Die Sprachfamilien und Sprachenkreise der Erde. Heidelberg 1926, Orientalistische Literaturzeitung. Jg. 30 (1927) Sp. 460—461.

Hamburg

FRIEDRICH WILHELM NEUMANN

Beiträge zur altslavischen Kulturkunde¹⁾

1. Kysel'

In seinem Beitrag „*Talken und Geislitz (russisch tolokno und kiselj)*, zwei alte slawische Hafergerichte“²⁾ befaßt sich KARL RHAMM vorwiegend mit dem ersteren, weniger mit dem zweiten (genauer gesagt mit *Geislitz* in der Bedeutung *kiselica* ‚saure Grütze‘), wogegen er dem *kisel'* noch weniger Raum widmet (es wird sich aus den folgenden Ausführungen zeigen, daß man diesen von der Geislitz = *kiselica* eher trennen sollte).

Obwohl RHAMM mit vollem Recht feststellte, daß es sich um alte slawische Gerichte handelt und im Abschnitt über das *tolokno* sagt, „daß das Hafergericht in altslavischer Zeit, vor der Zerstreuung, eine weite und vielleicht allgemeine Verbreitung gehabt haben muß“³⁾, erhärtet er seine Behauptung nicht durch weitere Beweise. RHAMM schließt darauf oder ahnt es wohl auf Grund der Tatsache, daß solche Gerichte unter gleichen oder analogen Benennungen unter den Russen und denjenigen (alpenländischen) Deutschen bekannt sind, welche diese Gerichte in der Vergangenheit nur von denjenigen Slaven entlehnen konnten, mit denen sie sich vermischt fanden — was hauptsächlich in den entlegeneren Gebirgsgegenden des alten slovenischen Gebietes der Fall war (die übernommenen Benennungen kommen in den Formen *Dalken*, *Talken* oder *Habertalken* bzw. *Geislitz*, *geislaz*, *giselitz* u. ähnl. belegt vor).

Es ist aber möglich einen verlässlicheren Beweis zu erbringen, daß **kyselb* schon zur Zeit der slavischen Einheit bekannt war (zumindest der Mehrheit wenn nicht sogar allen damaligen Slaven), und zwar auf Grund der unten folgenden Feststellung, daß eine Spur dieses Gerichtes auch bei den Südslaven vorliegt mit einer Benennung, die genau derjenigen der Nordslaven entspricht (und etwas verschieden ist von den bei RHAMM behandelten Benennungen der Slovenen wie *kiselica* u. ä.). Dies wird deswegen hervorgehoben, weil gegenüber gewissen Annahmen von RHAMM über *Geislitz* doch eine gewisse Reserve am Platz wäre, und zwar gegenüber der Gleichstellung von

¹⁾ Ein Beitrag aus dieser Reihe wurde im *Lud słowiański* I (Krakau, 1929-30), S. B 3.—10 veröffentlicht (über den Typus des altslavischen Spinnrockens).

²⁾ *Carinthia*, Jg. 99 (Klagenfurt 1909) I, S. 209—222.

³⁾ o. c. S. 221.

Geislitz (u. ähnl. Bildungen, die ganz regelmäßig von *kiselica* und keineswegs von **kyselb* abgeleitet werden), ganz allgemein mit dem Gericht, das bei den Nordslaven *kisel'* heißt — sowohl der Benennung als auch seiner Art und Qualität nach. Es gibt Gründe für die Ansicht, daß es sich doch nicht um zwei gleiche, sondern etwas verschiedene Gerichte handelt — d. h. verschieden zubereitete bzw. auf verschiedene Weise gegessene (wenn auch beide meist aus Hafer zubereitet werden). Diese Ansicht wird nicht nur durch die Verschiedenheit in den Benennungen gestützt, sondern nicht minder auch durch die Feststellung von RHAMM selbst, daß sowohl *Talken* als auch *Geislitz* (welche beiden Gerichte er als im Grunde gleich auffaßt) aus Hafergraupen zubereitet werden (des mit heißem Wasser begossenen und nachher gerösteten und in der Stampfe zur Graupe zerstampften Hafers) — wogegen für den nordslavischen (bzw. nordeuropäischen — vgl. unten) *kisel'* festgestellt und hervorgehoben werden muß, daß er in der Regel aus gewöhnlichem Hafermehl zubereitet wird und nicht aus Graupen. Man müßte demnach *Geislitz* = *kyselica* vom *kisel'* trennen und die Vermutung äußern, daß den Slaven im Alpengebiet dieser letztere wohl weder dem Namen noch der Art der Zubereitung und seiner Zusammensetzung nach bekannt war — so wie ihn die unten angeführten Schilderungen als typisch darstellen. Hier ist dies indes nicht so wichtig — und die Auseinandersetzungen beschränken sich auf den *kisel'* allein.

Den Gedanken an die Möglichkeit der Existenz einer Art Getreidegericht, benannt **kyselb*, noch zur Zeit altslavischer Einheit legt schon ein Beleg bei den alten Russen nahe. In der *Kijewer Chronik* (wie auch in einigen anderen jüngeren) findet dieses Gericht unter dem Jahr 997 Erwähnung, wo die Belagerung von Bělgorod durch die Petschenegen geschildert wird. Es gelang den bělgoroder Bürgern, die Petschenegen von der weiteren Belagerung durch eine List abzuwenden, die sie ein Greis lehrte, der „ihnen sagte: „Nehmt, sei es auch nur (einige) Handvoll Hafer oder Weizen oder Kleie“; sie gingen und brachten es gerne zusammen. Und er befahl den Frauen den Haferschleim vorzubereiten, in dem man den *kiselb* kocht, und befahl einen Brunnen auszugraben und eine Kufe hineinzusetzen und die Kufe mit dem Haferschleim zu füllen“. Die weitere Erzählung kann hier übergangen werden¹⁾.

¹⁾ Er befahl dann, weiter einen zweiten Brunnen auszugraben und ein Gefäß mit verdünntem Honig hineinzulegen und dann einige Petschenegen in die Stadt einzuladen, um ihnen zu zeigen, daß sie so viel Nahrung haben, daß sie sogar mit Eimern den *kisel'* und Honig aus den Brunnen schöpfen.

Die Belege aus neueren Zeiten über dieses Gericht sind nicht nur zahlreich, sondern auch manchmal ausführlich. Man kann aus ihnen ersehen, was für seinen Inhalt und für die Art seiner Zubereitung wesentlich ist, und wie es in verschiedenen Gebieten variiert, wo es sich überlieferungsgemäß erhielt. Für die weiteren Ausführungen genügt es, aus dem gesamten diesbezüglichen Material einige charakteristischere Belege auszuwählen.

Welche Bedeutung der *kiselb* bei den Weißrussen (im ehem. Vitebsker Gouvernement) hat, und wie man ihn zubereitet, erhellt der ganze folgende Abschnitt:

„Der einheimische *kiselb* besteht ausschließlich aus Hafer, obwohl nicht immer aus Hafermehl, welches ausschließlich für die *bliny* verwendet wird: für den *kiselb* werden *vysevki*, d. h. Haferkleie verwendet. Sie wird mit heißem Wasser übergossen, die ganze Nacht an einem warmen Platz liegen gelassen und am Morgen mit den Händen oder mit dem Löffel auf dem Reiter ausgequetscht: dadurch gewinnt man den Haferschleim (*cědo*), der die einzige Grundlage für den *kiselb* bildet. Je nach Bedarf kann der *kiselb* dünner oder dicker gekocht werden, was die Folge einer stärkeren oder geringeren Verdünnung des Haferschleims mit Wasser ist. Der beliebte *kiselb* ist überall ein und derselbe — im armseligen Haus wie im reichen: hier wie dort genießt man ihn warm oder kalt, mit Butter, Milch, Honigwasser oder auch ohne diese, er wird an Werktagen wie auch an Festtagen gegessen, im Alltagsleben wie bei Gastgelegenheiten. Kein Wunder, daß der *kiselb* auch in den Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, in den Liedern und Schlußversen des einheimischen Volkes eine merkliche Rolle spielt und daß sich auf ihn eine nicht geringe Zahl volkstümlicher Bezeichnungen bezieht.“¹⁾

Aus dem östlichen Polesie (Bez. Rečica) wird er folgendermaßen beschrieben: „In das in einem größeren Topf oder *czau*n siedende Wasser wird Hafermehl geschüttet, das durch einen Reiter gesiebt wurde, indem man es ununterbrochen mit einem großen Löffel, benannt *apalonik*, so lange rührt, bis das Stärkemehl, allmählich zu Kleister werdend, das Wasser soweit dick macht, daß man es durch ein Säckchen oder eine Art Sieb in den Bactrog durchsehien kann. *Kisiel* wird in diesem Stande *zur* benannt. Er wird warm mit Öl genossen, nicht als rein rituelles Gericht (wie der *kisiel* am Tage der *kuccja*), sondern als die beliebte Suppe des Poleschuk.

¹⁾ N. NIKIFOROVSKIJ, Очерки простонароднаго жиятя-бытя Витебской Бѣлоруссии (Vitebsk 1895), S. 13.

Der abgekühlte *zur* wird soweit dick, daß man ihn mit dem Messer schneiden kann und wird hierdurch zum *kisiel*. Er wird mit Honigwasser oder Mohnmilch gegessen¹⁾.

Bei den Ukrainern in Podolien wird *kisels* in einer älteren Quelle (aus den 70er Jahren des 19. Jhs.) beschrieben, wonach „Hafermehl in einer Schüssel mit heißem Wasser übergossen wird, dann Sauerteig hinzugegeben und in den Ofen gestellt, damit diese Mischung aufkommt, und nachher durch ein Sieb geseiht, in eine Schüssel gesetzt und gekocht. Sobald er fertig ist, wird er mit Milch oder Honigwasser angerichtet.“ *Kisel* wird hier als eine seltenere Speise, an Festtagen zu Mittag, verzeichnet²⁾.

Bei den Polen wird dieses Gericht z. B. in Podlasie belegt als „*Kisiel* — Gericht am Vorabend von Weihnachten unter dem Volk von Podlasie in der Umgebung von Tykocin: In Wasser eingerührtes Hafermehl, das für eine bestimmte Zeit der Gärung überlassen wird, danach in siedendes Wasser gegossen und als dickes Stärkemehl gekocht, das nach dem Abkühlen erstarrt, mit Mohnmilch begossen und dargereicht wird“³⁾.

Neben solchen ausführlicheren Belegen⁴⁾ gibt es noch zahlreiche weniger ausführliche, die Art und Weise seiner Zubereitung und seines Genusses weniger erschöpfende bzw. auch ganz knappe, flüchtige Angaben aus verschiedenen nordslavischen Gebieten, die jedoch insofern wichtig sind, als man daraus eine annähernde Vorstellung über die Verbreitung dieses Gerichtes in der Gegenwart bzw. in nicht weit zurückliegender Vergangenheit gewinnen kann. Davon seien hier nur einige zu den obigen hinzugefügt: so z. B. für die Russen im ehem. Gouvernement Rjazań („*kisels* aus Hafer wird auch verfertigt“⁵⁾), im ehem. Gouvernement Archangelsk⁶⁾, für die Weißrussen des östlichen Polesie („aus gewöhnlichem Hafermehl wird *kisiel* oder *zur*

¹⁾ Cz. PIETKIEWICZ, Polesie rzezczyckie. I. Kultura materjalna (Prace Komisji etnograficznej Polskiej akad. umiejet. 7. Krakau 1928), S. 118.

²⁾ P. ČUBINSKIĀ, Труды этнографическо-статистической экспедиции въ западнорусскій край, VII (Petersburg 1877), S. 441. — Zitiert nach K. RНАММ o. c. S. 220.

³⁾ Z. GŁOGER, Słownik gwary ludowej w Tykocińskim. Prace filologiczne IV (Warschau 1892), S. 826.

⁴⁾ Von denen noch einige weitere dem Verf. zwar zur Kenntnis gekommen sind, ihr genauer Wortlaut ihm aber gegenwärtig nicht zugänglich ist.

⁵⁾ V. ДОВОЛО'СКИĀ, Культъ зернового хлѣба въ повѣрьяхъ крестьянъ Рязанской губернии. Изв. отд. рус. яз. Имп. Акад. Наукъ, XI., Nr. 4. (Petersburg 1906), S. 123.

⁶⁾ K. RНАММ, o. c., S. 220.

verfertigt¹⁾, speziell für das Nachtmahl an den Vorabend bestimmter Festtage als rituelles Gericht²⁾, für die Ukrainer (ohne nähere Abgrenzung: *kysil'*³⁾, *kyselýca* „eine Art *kiselb*, die aus Mais-, Buchweizen-, Roggen-, Gersten- oder Hafermehl gekocht wird“⁴⁾). Für die Großrussen wird ganz im Allgemeinen, ohne eine bestimmte Abgrenzung, auch in der grundlegenden lexikalischen Quelle, bei DAL', dieses Gericht belegt, kurz charakterisiert⁵⁾ und verallgemeinernd darüber gesagt: „... säuerlicher Mehlbrei (кисель) ... bei allen Ostslaven gleich weit verbreitet. Seine Arten sind sehr mannigfaltig — je nach den Bestandteilen und der Art der Zubereitung“⁶⁾. Derartige weitere kürzere oder flüchtige Belege sind auch für die Polen und Kaschuben zu finden⁷⁾. Bei den Čechen soll dieses Gericht anscheinend auch nicht unbekannt gewesen sein, worauf einige ältere Angaben — z. B. „*Kysel*, -a ... Procezenina otrubův, säuerliches Kleienwasser“⁸⁾ als auch neuere Belege wie z. B. „*kysel* — ovesná kaše, Haberbrei“⁹⁾ hinweisen.

Dieses Gericht ist weiter auch vielen Nachbarn der Slaven gut bekannt. So z. B. den Litauern, wie dies unter anderem folgende Beschreibung, für das ehem. preußische Litauen geltend, bezeugt: „... der Kissel(us) wird auf folgende Art bereitet: Man nimmt Hafermehl, gießt warmes Wasser darauf und mengt etwas Sauerteig hinein. Ist die Masse gegoren, so wird sie durch ein Sieb gegossen und zu einem Brei gekocht. Dieser wird von den Litauern warm und kalt, mit und ohne Milch gegessen. Auf die Masse, woraus der Kissel bereitet wurde, wird nochmals Wasser gegossen und durchgeseiht, und in diesem Wasser wird nochmals Grütze gekocht“¹⁰⁾. Daß es sich hier um eine

1) K. MOSZYŃSKI, Polesie wschodnie. (Warschau 1928), S. 69. — Ähnlich auch M. SUMCOV, Starodawne sposoby przyrządzania chleba. Wisła IV (Warschau 1889), S. 645.

2) MOSZYŃSKI, o. c., S. 224f.

3) B. HRINČENKO, Словарь украинского языка. Kiew 1907—1909 s. v.

4) Ibid. s. v. киселица (auf Grund von O. KOLBERG, Pokucie I, S. 54 und E. ŹELECHOWSKI: Малорусско-німецкий словарь [Lemberg 1882—1886], s. v.).

5) V. DAL', Толковый словарь живого великорусского языка³ (Moskau 1903 bis 1909), s. v.

6) DM. ZELENIN, Russische (ostslavische) Volkskunde (Berlin 1927), S. 119.

7) A. TREICHEL in der „(Königsberger) Altpreußischen Monatsschrift“ XXI (1884), S. 266. — Zitiert nach dem unten angeführten Werk von A. MAURIZIO, S. 167.

8) J. GEBAUER, Slovník staročeský (Praha 1903f.), s. v.

9) J. KOTT, Česko-německý slovník (Praha 1878—1893), s. v.

10) A. TREICHEL, Entfernte Verwandtschaft. Am Urquell IV (Norden 1893), S. 157. — Außerdem noch z. B. TREICHEL in der „(Königsberger) Altpreußischen

Entlehnung von den benachbarten Slaven handelt, darauf weist die entlehnte Benennung hin. Dasselbe gilt auch für die Letten, wo dieses Gericht ebenso als *kiselis* „ein Gericht aus Habermehl“¹⁾ belegt wird. Auch bei einigen östlichen Deutschen ist es unter der Benennung *Kisseel* u. ähnl. belegt²⁾. Häufig sind die Belege besonders bei verschiedenen ugro-finnischen Völkern — z. B. bei den Kareliern (*kiisseli* — aus Roggen, gesäuert), den Südvepsen (*kisel*), den Esten (*kiisel* — aus gesäuertem Hafermehl), den Votjaken (*kertsäl* aus Hafer oder Erbsen), den Čeremissen (*kəšäl* — aus Erbsen). Er ist auch in ihren Rätseln vertreten³⁾. Auch den Magyaren ist ein ähnliches Gericht bekannt (*kiszi*, *kiszil* — „Essigbrühe, Art Fastensuppe“⁴⁾).

Einige allgemeine charakteristische Züge dieses Gerichtes und seiner Zubereitung werden von A. MAURIZIO in seinem bekannten Werk über die Getreidenahrung erwähnt im Abschnitt, wo er sich auch mit dem *kisel* und seinen Abarten befaßt: „Hafer- oder Roggenmehl oder Grütze mit siedendem Wasser übergossen und aufgerührt zu Brei, wird stehen gelassen. Nachdem dieser Urkiesel lauwarm geworden, wird ihm etwas Sauerteig zugesetzt und während der nunmehr stattfindenden Gärung aufgekochtes Hafermehl oder einfach Wasser nachgegossen. Die Flüssigkeit gärt weiter, doch läßt man sie nicht ausgären, sondern seiht sie durch und verzehrt sie als Suppe mit oder ohne Milch, aber auch kalt als Erfrischungstrank. Die Gärung dauert 24 Stunden also ganz ähnlich wie bei den schon erwähnten Getränken. Die Breimasse, woraus der Kiesel entsteht, wird mehrmals mit Wasser in gleicher Weise ausgenützt, ist sie dünn geworden⁵⁾, wird sie mit neuem Brei und Sauer aufgefrischt“ (die Fortsetzung dieses Zitats s. unten)⁶⁾.

Monatschrift“ 1. c.; KAREOWICZ-KRYŃSKI-NIEDŹWIECKI, Słownik języka polskiego (Warschau 1900—1927), s. v. kiesel.

¹⁾ BERNEKER SEW s. v. kysno.

²⁾ MAURIZIO o. c. (s. unten), S. 167.

³⁾ I. MANNINEN, Die finnisch-ugrischen Völker (Leipzig 1932), S. 62f., 81, 135, 220, 247. — Für die Suomi-Finnen findet man das Wort auch meist in den Wörterbüchern belegt (*kiisseli*). — Für die Rätsel vgl. L. SADNIK, Südost-europäische Rätselstudien (Wiener Slavistisches Jahrbuch — Ergbd. I. Graz-Köln 1953, S. 40, 67).

⁴⁾ M. BALAGI, Uj teljes magyar és német szótár (Budapest 1905), s. v.

⁵⁾ Vom Verf. gesperrt.

⁶⁾ A. MAURIZIO, Die Geschichte unserer Pflanzennahrung von der Urzeit bis zur Gegenwart (Berlin 1927), S. 167.

So bei den Nordslaven und ihren Nachbarn. Von den Südslaven ist anscheinend kein Beleg für ein Wort wie das nordslavische *kisel'* u. ä. beizubringen. Und nach den bisherigen Kenntnissen und Nachforschungen gibt es hier auch kein Gericht von der Qualität und der Art der Zubereitung des nordslavischen *kisel'*, sei es auch unter einem anderen Namen.

Es gibt indes bei den Südslaven eine Redewendung, die offenkundig eine Reminiszenz an den alten *kisel'* birgt — bei den Kroaten (die bisher bekannten Belege stammen sämtlich aus dem kroatischen Volksgebiet). Im Bereich des kajkavischen Dialekts ist noch heutzutage die Redensart zu hören: „*Deveta voda kisela!*“ wenn man scherzhaft hervorheben will, wie eine Verwandtschaft sehr entfernt, „dünn“ ist, ja eigentlich fast keine mehr ist. Statt der angeführten vollständigen Form kann man öfter die gekürzte Form hören: „*Deveta voda!*“¹⁾ — Außerdem wurde diese Redensart auch viel weiter im Süden, in Dubrovnik, aufgezeichnet. In der Sprichwörtersammlung von Đ. DANIČIĆ findet man sie unter Nr. 535. („*Deveta voda kisjela!*“) mit der Bemerkung, daß sie in zwei alten Handschriften mit Sprichwörtern aufgezeichnet vorkommt, die in Dubrovnik geschrieben wurden²⁾. — Es ist hinzuzufügen, wie es für die noch lebendige Verwendung dieser Redensart bei den Kajkavzen bezeichnend ist, daß niemand weiß, was sie eigentlich konkret bedeuten sollte bzw. nicht imstande ist zu erklären, was jenes „saure Wasser“ (*voda kisela*) sei. Denn so wird fast immer dieses *voda kisela* aufgefaßt, d. h. *kisela* als Nom. Sg. Fem. vom Adjektiv *kiseo* „sauer“, als Attribut zu *voda*, wenn auch in ungewöhnlicher Umstellung (statt des normalen *kisela voda*). Und das Attribut *deveta* ist im allgemeinen ebenso unklar — so, daß das ganze „neunte saure Wasser“ — wie man es vulgär interpretieren möchte, eigentlich den Eindruck von etwas Sinnlosem hinterläßt. Bei dieser Sachlage ist auch die Ellipse *deveta voda* leichter begreiflich, da sie ebenso unverstanden bleibt wie der volle Wortlaut dieser Redensart³⁾.

¹⁾ Den Gebrauch dieses Spruches bestätigte, unter anderen, besonders auch der kroatische Sprachkenner und Volkskundler Herr ANTE ŠIMČIĆ, der auch selbst fast auf die gleiche Spur der Erklärung des Wortes *kisela* gekommen ist.

³⁾ D. DANIČIĆ *Poslovice* (Zagreb 1871). — Eine von diesen Handschriften, die „ragusanische“ (in Dubrovnik befindlich), wurde im J. 1697 geschrieben und von HILFERDING 1868 in Petersburg herausgegeben; die zweite oder „zagreber“ Handschrift (ehemals in der Bibliothek von Lj. Gaj in Zagreb) wurde in der ersten Hälfte des 18. Jhdts. geschrieben.

²⁾ Ob auch die in Dubrovnik aufgezeichneten ebenso unverstanden waren, ist kaum mehr möglich festzustellen.

Daß hinter dieser kroatischen Wendung ein klarer, realer Sinn in der Vergangenheit steckte und dann verloren ging bzw. nur der übertragene Sinn übrig blieb, dies wird durch zahlreiche analoge oder gar identische Sprüche dieser Art bei den Nordslaven bewiesen. Es wird hier genügen, nur folgende ausgewählte Belege beispielshalber anzuführen: Bei den Polen, wo sie besonders häufig vorzukommen scheinen, z. B. „*Dziesiąta albo dziewiąta, siódma woda po kisielu*“ (mit den Zitaten: „a) Nie czerpiemy z tradycji; . . . pijemy *dziesiątą wodę po kisielu*. — Krasz[ewski J. I.]; b) *woda po kisielu, jako dalekie pokrewieństwo: Z jakim prawem . . . on Horeszkom dziesiątą wodą po kisielu*. — Mick[iewicz A.]¹⁾); speziell weiter bei den Kurpen „*Dziesiąta woda po kisielu*“ — so spricht man über entfernte Verwandtschaft²⁾. Bei den Großrussen z. B. „Десятая (или седьмая) вода на киселе“ — wenn familiär scherzhaft von einem entferntem Verwandten die Rede ist³⁾. Diese Redensart belegt A. MAURIZIO bei den Nordslaven im allgemeinen: „Das Verdünnen mit Wasser der Sparsamkeit halber kann auch weit getrieben werden, so daß der Aufguß keinen rechten Gehalt mehr hat. Dann bewahrheitet sich das russische, kaschubische, kleinrussische und polnische Sprichwort: fünftes oder siebentes Wasser dem Kiesel entnehmen, wenn von der Berufung auf entfernte Verwandtschaft die Rede, die keine mehr ist —“⁴⁾. — Da im Norden, wo der *kisel* noch als gut bekannte Volksspeise erhalten blieb oder in nicht weit zurückliegender Vergangenheit bekannt war, hat diese Redewendung ihren realen Sinn, das Volk kann sie mit vollem Verständnis ihrer ursprünglichen Bedeutung verwenden. Die völlige Identität des kroatischen Spruches sowohl im Wortlaut als auch dem Sinn nach mit allen jenen nordslavischen weist unzweideutig darauf hin, daß jener in der Vergangenheit wohl auch den diesem Spruch anhaftenden ursprünglichen realen Sinn hatte, der mit der Zeit verloren ging. Dies konnte erfolgen, nachdem die ursprüngliche Bedeutung des Wortes *kysel* verloren ging. Wann dies stattfand, ist kaum möglich festzustellen. Wie schon gesagt, gibt es weder historisch-urkundliche noch lexikalische Belege für das Wort **kysel* bei den Südslaven, so daß man an einen frühen Verlust jenes ursprünglichen

1) KARŁOWICZ-KRYŃSKI-NIEDŹWIECKI, o. c. s. v. kiesel.

2) A. СЧЕТНИК Pożywienie Kurpiów (Prace Komisji etnograficznej Polskiej Akad. Umiejęt. 16. — Krakau 1936), S. 128.

3) Vgl. z. B. UŠAKOV Толковый словарь русского языка. Bd. I (Moskau 1935), s. v.

4) MAURIZIO o. c., l. c.

Sinnes dieser Redewendung denken könnte — möglicherweise sehr bald nach dem Einzug in die südliche Heimat.

Die Identität dieser Redensart als auch ihrer identisch überlieferten Verwendung sowohl im Süden als auch im Norden weist unzweideutig darauf hin, daß man ihre Existenz bzw. ihre Entstehung für die Zeit vor der Auflösung der altslavischen Einheit festsetzen muß. Das berechtigt zum Schluß — und dies war das Ziel dieses Beitrags — daß zu jener Zeit auch das besprochene Gericht mit dem Namen **kyselb* bekannt war, das nach allem oben Dargestellten wohl in erster Linie aus Hafermehl, in zweiter aus anderen Mehllarten verfertigt wurde, welches zuerst mit heißem Wasser übergossen und dann der Gärung überlassen wurde und daß man nachher diese Masse noch einigemal mit Wasser durch Verdünnung auszunutzen pflegte — wie darauf sowohl die dargelegten volkskundlichen Belege als auch jener Spruch hinweisen, für welchen ein übertriebenes, mehrmaliges Ausschöpfen des „Urkysel“ den Anlaß geben konnte¹).

2. Das Winden des Hochzeitskranzes

Bei mehreren slavischen Völkern stößt man unter den Hochzeitsbräuchen wiederholt auf einen Brauch, bei dem Übereinstimmungen auf der Hand liegen wie bei einer großen Zahl anderer slavischer Bräuche, der jedoch die Aufmerksamkeit auf sich weniger zog und vergleichende Nachforschungen kaum ausgelöst hat. Einige, von verschiedenen Seiten ausgewählte Beispiele werden seinen Verlauf, das Wesentliche und die Übereinstimmungen in bestimmten Einzelheiten hervortreten lassen.

Bei den Ukrainern wird er folgendermaßen geschildert²): „Zur gleichen Zeit, da man das Hochzeitsbäumchen (гільце) herrichtet, werden auch die Kränze hergerichtet. Dies findet ebenso unter der Begleitung ritueller Gesänge statt:

¹) Es überschreitet den Rahmen dieses Beitrages, auf die Fragen des weiteren Alters und der Herkunft dieses charakteristischen Gerichtes einzugehen bzw. sich mit den Meinungen z. B. von A. MAURIZIO auseinanderzusetzen, der es für „nordisch“ hält, oder von J. ROSTAFIŃSKI, der sowohl dem Gericht als auch seiner Benennung ukrainische Herkunft zuschreibt (vgl. A. MAURIZIO o. c., S. 167).

²) Ohne nähere Angabe eines bestimmten Gebietes oder Teiles des ukrainischen Territoriums.

Segne, Gott,
Und Vater und Mutter
Eurem Kind
Den Kranz aus Immergrün zu winden.

Благослови, Боже,
І отец, і мати,
Своєму дитяті
Барвінковий вінок ввіти.

(Čub., No. 94.)¹⁾

Die Kränze beider Brautleute sind meist aus Immergrün; beim Winden wird gewöhnlich gesungen:

Und gestern abends fiel das Schneeechen а вчора з вечора порошенька впала
.....

(im weiteren Text ist davon die Rede, woraus der Kranz gewunden werden wird
— aus Immergrün)

(Čub., No 93.)¹⁾

Immergrün, das sogar unter dem Schnee frisch bleibt, wird in der Ukraine für die Hochzeitskränze verwendet. Aus wirtschaftlichen Gründen werden Hochzeiten meist im Herbst gefeiert, aber auch im Winter, wenn der Erdoberfläche ihr grüner Schmuck fehlt. Im ukrainischen Galizien, bei den Huzulen, gibt es zwei Arten Immergrün: die eine dient zur Anfertigung von Hochzeitskränzen, die andere für die Totenkränze. Für die Braut wird der Kranz aus der ersten Art gefertigt, mit Honig beschmiert, einige Knoblauchbollen werden dazugesetzt, was zum Schutz gegen das böse Auge dienen soll, und auch einige silberne Münzen, die Glück bringen und gleichfalls gegen das böse Auge schützen. Wenn man den Kranz zu winden beginnt, treten alle bei dieser Zeremonie anwesenden Weibspersonen heran, um in den Kranz zwei Blätter Immergrün einzuflechten. Die Oberfläche dieser Blätter wird auch gleich vergoldet. Den fertigen Kranz setzen sie auf ein Gebäck, das die Form eines Rades hat, und tragen es zu den Eltern der Braut, damit sie die Trauung ihrer Tochter segnen. Die Eltern übernehmen den Kranz und setzen ihn auf den Kopf der Braut, nachdem sie sie damit dreimal gegen die Stirn leicht gestoßen haben²⁾.

Bei den Polen wurde dieser Brauch mehrfach aufgezeichnet, leider oft mit wenig Einzelheiten über seinen Verlauf, ausgenommen die ihn begleitenden Lieder und die Beschreibungen des Kranzes. — Im Dorf Rybczewicze (zwischen den Ortschaften Żółkiewka und Piaski, im Lubliner Gebiet) wurde er im J. 1826 folgendermaßen geschildert: „Am Samstag, als die Schar der Mädchen ankam, am Abend oder in der Nacht, sitzt Marysia am Boden inmitten von Blumen, von ihren Genossinnen umkreist, und windet den Kranz aus grünen Zweigen. Die

¹⁾ ČUBINSKIĀ, P.: Труды этнографическо-статистической экспедиции въ Западнорусскій край. Petersburg, 1872—1877.

²⁾ VOVK, CHV.: Студії з української етнографії та антропології. — Prag (s.a.), S.236.

einen von den Genossinnen helfen ihr, andere ordnen die Büschel, binden Sträußchen aus Blumen. Die Mutter sitzt auf dem Stuhl neben ihnen in Gedanken vertieft; der Vater steht unweit davon. Die Genossinnen singen traurig:

Marysia wand das Kränzchen,
die Mitte aus der winzigen Raute,
diese anmutige Zier des Dorfes
wand ihn mit ihren Genossinnen.
Die eine riß das Rautchen,
Die andere ordnete die Büschel,
Die dritte band die Sträußchen.

Wiła Marysia wianeczek,
z drobnej ruteczki serdeczek,
okrasa siola ta miła
z swemi druchnami go wiła.
Jedna ruteńkę szczypała,
druga równianki równiała,
trzecia snopeczki wiązała.

(es folgen 9 Verse, die mit dem Kranz in keiner näheren Beziehung stehen).

Die Freundinnen zu Marysia:

Marysia, nimm den Kranz in die Hände, Marysiu, weź wianek w dłonie
übergib ihn der Mutter mit Verbeugung. oddaj go matce w pokłonie.

Marysia, indem sie knieend der Mutter den Kranz übergibt:

Mütterchen, mein geliebtes,
nimm diesen Kranz zur Abgabe.

Moja mateńko kochanie,
przyjm ten wianek córki w danie.

Die Mutter weist den Kranz einigemal zurück, nimmt ihn danach und befestigt ihn an den Haaren (dem Zopf) der Tochter, die vor ihr kniet und singt:

Das Mütterchen nimmt den Kranz nicht,
da sie aus Trauer dazu nicht imstande ist.
Mein Herz, meine Trauer,
warum tust du mir nicht weinen?

Mateńka wianka nie bierze
bo od żałości nie zdoła.
Serceż moje, żalność moja,
czemuż ty mi nie zapłaczesz ?¹⁾

(was weiter folgt, ist nicht mehr in direktem Zusammenhang mit dem Kranz)¹⁾

Für die Kroaten kann als Beispiel der Brauch, genannt „dem Mädchen den Kranz winden“ („dekli venec navijat“) dienen, so wie er im Dorf Podravske Sestvete (oberes Drauland, im engeren Kroatien) geschildert wird:

„Alle (Weibspersonen), die zum Kranzwinden („venec navijat“) gekommen sind, versammeln sich um den Tisch. Auf dem Tisch ist ein Sieb und in ihm Immergrün („metek“ — blaue Blumen, wenn vorhanden, d. h. im Frühling; im Winter grüne Blätter, gewöhnlich ohne Blumen). Beim Winden („navijanje“) wird gesungen. Jene, die den

¹⁾ KOLBERG, O.: Lud. — Serie XVI.: Lubelskie, Teil I. Krakau, 1883, S. 141 f. — Die Beschreibung ist wahrscheinlich nicht ganz getreu, sondern wohl durch die Verfasserin Klementine z Tańskich-Hoffmann nach dem damaligen literarischen Geschmack verfaßt — wie dies auch KOLBERG selbst bemerkt, das Wesentliche darin aber auf Grund eigener Aufzeichnungen der Hochzeitsbräuche in derselben Gegend nicht bezweifelt. — Hier sind einige Worterklärungen im Original (neben einzelnen Versen) ausgelassen, die belanglos sind.

Gesang führt, windet den Kranz, die anderen reichen ihr die Sträußchen („dodaju kućice“) und helfen ihr beim Singen. Es müssen 3 Kränze gewunden werden: einer für die Fahne, einer für die Baßgeige und einer für die Flasche, die der Brautführer trägt. Es wird gesungen:

Rote Blumen und blaue, Die uns Marica pflückte, Sie schüttet sie dem Väterchen in den Schoß, Das Väterchen schüttet sie auf den Boden: — Weder die Blumen noch die Mara sind mein, Mara ist fremde Stellvertreterin, Die Mara hat ein Recke liebgewonnen Und mit der rechten Hand verlobt.	Crлено cvetje i modro, Ke nam je brala Marica, Siplje je jočku na krilce Jočko je siplje na zemljo: — Ni cveće moje ni Mara, Mara je tuđa zamjena, Maru je junak zaljubil i z desnom rukom zaručil.
---	--

Dann wird weiter gesungen:

Sie schüttet sie — der Mutter, dem Bruder, der Schwester usw. (mit sonst gleichem Text wie oben bis zum Ende, und dann:) Sie schüttet sie dem Geliebten ins Schößchen Der Geliebte zieht sie zu sich: — Mein sind die Blumen und Mara, Ich habe Mara liebgewonnen Und mit der rechten Hand verlobt. Es schwingt sich empor der Kiefer Zweig, Und unsere Mara von der Verwandtschaft, Es reißt sich los der Zweig von der Kiefer Und unsere Mara vom Heim.	Siplje je — majki, bratu, sestri etc. Siplje je dragom na krilce Dragi je k sebi privija: — I cveće moje i Mara, Ja sam se Maru zaljubil I z desnom rukom zaručil. Vija se grana od bora, A naša Mara od roda. Trga se grana od bora, A naša Mara od doma.“ ¹⁾
--	---

Zahlreiche weitere Belege für diesen Brauch sind leicht von verschiedenen slavischen Seiten beizubringen. Bei den Großrussen scheint er nicht bekannt zu sein²⁾. Er kommt aber bei (einem Teil der) Weißrussen vor³⁾, noch öfter bei den Ukrainern⁴⁾ und besonders häufig

¹⁾ ŽIDOVEC, F.: Pučke popijevke iz Podravskeg Sesveta. — Sveta Cecilija XXXI (Zagreb 1937), S. 53.

²⁾ Cf. ZELENIN, DM.: Russische (ostslavische) Volkskunde. — Berlin-Leipzig 1927 (besonders S. 314).

³⁾ ŠL'UBSKI, AL.: Матар'ялы да вывучэння фальклёру і мовы Віцебшчыны. С. II. (Інстытут беларускае культуры: Беларуская этнографія ў досьледах і матар'ялах, кн. V.). Minsk 1928, S. 53.

⁴⁾ ROSZKIEWICZ, O.: Obrzędy i pieśni weselne ludu ruskiego we wsi Lolinie. Krakau 1886, S. 7—11 (zit. nach VONK, СНУ., I. c.). — SACHANEV, V.: Свадьба в Подкарпатской Руси (Сборникъ на IV. конгресъ на славянскитѣ географи и этнографи въ София). Sofia 1938, S. 286f. — ПІРРЕК, J.: Slavische Brautwerbungs- und Hochzeitsbräuche. — Stuttgart 1914, S. 58. — Живая старина I (Moskau 1890/91) Heft III., S. 144. — Für die Ukrainer legt besonders BEAUPLAN, V.: Description de l'Ukraine — 1635, S. 123, Zeugnis davon ab, daß zu seiner Zeit dieser Brauch bei ihnen besonders verbreitet war, wohl mit einem traditionsvollen Inhalt.

bei den Polen¹⁾ mit den Kaschuben und Pomoranern²⁾, weniger bei den (östlichen) Slovaken³⁾ und Čechen⁴⁾. Bei den Südslaven ist er reichlich belegt bei einem Teil der Kroaten (in erster Linie auf einem größeren Gebiet Slavoniens mit der angrenzenden Vojvodina und dem „oberen“ Draugebiet des engeren Kroatiens, dann wieder weiter davon getrennt in der Lika)⁵⁾, bei den Serben bisher nur sporadisch (z. B. in Slavonien, in der Boka Kotorska⁶⁾), etwas häufiger bei den Bulgaren⁷⁾ und bisher ganz selten bei den Mazedoniern⁸⁾.

Für die Ziele dieses Beitrages wäre es nicht notwendig, alle diese Materialien ausführlich vorzuführen⁹⁾ (sie werden durch die obigen

¹⁾ KOLBERG, O.: Lud. Krakau 1865—1890. Poznańskie III, S. 196; Lubelskie I, S. 194, 217; Radomskie I, S. 208; Łęczyckie — S. 51, 63. — KOLBERG, O.: Mazowsze. Krakau, 1885—1890. — I, S. 230/231; III, S. 175. (In einigen von diesen Fällen handelt es sich um das Hochzeitsbäumchen bzw. den Hochzeitszweig, ist doch unter den Gesängen überall auch ein dem oben zitierten Text ähnlicher vorhanden; manchmal sind nur die Gesänge mitgeteilt, ohne Angabe, ob ein Kranz gewunden oder ein Zweig aufgezupft wird).

²⁾ Prace filologiczne III (Warschau 1891), S. 669. — Cf. FISCHER, A.: Kaszubi na tle etnografji Polski. — Thorn 1934, S. 38 (ausgenommen die Benennung *winc*, *winczene* sind hier kaum Spuren dieses Brauches zu finden). — FISCHER, A.: Zarys etnograficzny województwa pomorskiego. — Thorn 1929, S. 37 (mit weiterer Literatur).

³⁾ HÚSEK, J.: Národopisná hranice mezi Slováký a Karpatorusy. — Bratislava 1925, S. 272f. (darin auch ein Text, der eine etwas entferntere Variante gegenüber den oben zitierten polnischen darstellt). — HÚSEK, J.: Národopisná hranice mezi zemí moravskoslezskou a Slovenskem. — Prag 1932, S. 238f. — Sborník Matice Slovenskej XI—XII (Bratislava 1934) S. 72 — u. a.

⁴⁾ PIPEK, J., o. c., S. 91f. — u. a.

⁵⁾ Zbornik za narodni život i običaje južnih Slavena XV (Zagreb 1910), S. 238; XXI (1916), S. 112. — Vjesnik Etnografskog muzeja u Zagrebu I (Zagreb 1935), S. 196. — Etnografska istraživanja i grada II (Zagreb 1940), S. 160f. — MARKOVAC, M.: Selo i seljaci u slavonskoj Posavini (Zagreb 1940), S. 103f. — BOGIŠIĆ, V.: Zbornik sadašnjih pravnih običaja južnih Slovena (Zagreb 1874), S. 235f. — KUHAČ, F. Ks.: Južnoslovenske narodne popievke IV (Zagreb 1881), S. 14—16, 49. — ILIĆ-ORIOVČANIN, L.: Narodni slavonski običaji (Zagreb 1846), S. 47f. —

⁶⁾ Гласник Етнографског музеја у Београду (Belgrad 1936), S. 42. — KARADŽIĆ: Српске народне пјесме V (Belgrad 1935), S. 13f.

⁷⁾ АРНАУДОВ, М.: Българските сватбени обреди, Teil I (Sofia 1931), S. 48, 74f., 112f., 125. — ВАКАРЕЛСКИ, СТР.: Битъ и езикъ на тракийскитъ и малоазийскитъ Българи (Sofia 1935), S. 354f. — BOGIŠIĆ, V., o. c., S. 257.

⁸⁾ PAVLOVIĆ, J.: Малешево и Малешевци. Belgrad 1928, S. 226. — ARNAUDOV, M., o. c., S. 17, 18. — Сборникъ за народни умотворения II (Sofia 1890), S. 63.

⁹⁾ Die in den obigen Anmerkungen zitierten Belege dieses Brauches sind ein Teil dessen, was der Verf. von den veröffentlichten Materialien hier ausnützen

ausgewählten Belege vertreten und in den Hauptzügen dargestellt) — es genügt, aus allen durchmusterten Materialien das hervorzuheben, was für diesen Brauch als einen Teil des slavischen Hochzeitsrituals wesentlich ist, und zwar:

Er spielt sich gewöhnlich am Tag vor der Hochzeit ab (oder am selben Tag vor der Trauung), meist im Heim der Braut (doch nicht selten auch im Hause des Bräutigams), den Kranz (oder mehrere Kränze) winden und verzieren in der Regel die Genossinnen der Braut und zwar aus einer oder aus zwei (seltener aus mehreren) besonders typischen Pflanzen: aus Immergrün und aus Raute; der Vorgang wird fast immer von Gesängen des Frauenchores begleitet, und zwar von solchen, deren Inhalt mit dem Kranz im Zusammenhang steht und die für diese Gelegenheit spezifisch sind. — In den Einzelheiten gibt es natürlich zahlreiche Abweichungen auf allen diesen Gebieten und in den heute teilweise sehr verschiedenartigen volkskulturellen Milieus. Es wäre wenig begründet, in diesem Beitrag alle diese Einzelheiten zu erörtern, ausgenommen einige hier besonders charakteristische bzw. wichtigere (s. unten). Von den stärkeren Abweichungen möge hervorgehoben werden, daß bei den Polen statt des Hochzeitskranzes der Hochzeitszweig vorkommt, mit mehreren Abzweigungen (meist in ungerader Zahl zusammen mit der mittleren), der auf verschiedene Weisen geschmückt wird — mit verschiedenem Grün, buntem Papier, Bändern, Äpfeln usw. — der übrigens aus dem Hochzeitsbrauchtum verschiedener slavischer Völker gut bekannt ist (großruss. ёлка, ukr. вільце, гільце, деревце u. a., pol. *rózga*, *palma*, *jabtko* neben *wieniec*, *wianek*, čech. *stromek* u. a., bulg. ила, илюя, бор, рженик, kroat. *grana* u. a.)¹⁾. Daß aber dieser „Zweig“ (bzw. zumindest nicht dieser ausschließlich) zu diesem Brauch nicht ursprünglich gehört (in erster Reihe was die Polen anbelangt), das bestätigen sowohl die Benennungen *wieniec* u. ä., womit bei den Polen oft eben dieser Zweig benannt wird (andere Benennungen sind *rózga*, *palma* u. a.), als auch noch viel

konnte; dazu kommen noch die ausgenützten Aufzeichnungen verschiedener kroatischer Handschriften und der ehemaligen Volksschauen der „Seljačka Sloga“ in Zagreb. — Einige slavische volkskundliche Veröffentlichungen, darunter auch grundlegende, konnten leider nicht ausgenützt werden, da sie dem Verf. bisher unzugänglich geblieben sind.

¹⁾ Zu einigen oben zitierten Quellen vgl. auch ZAWISTOWICZ-KINTOPFOWA, K.: *Zawarcie małżeństwa przez kupno w polskich obrzędach weselnych etc.* Krakau 1929, S. 20f. (mit weiterer Literatur), PIPREK, J., o. s., passim (mit weiterer Literatur) und VAKARELSKI, CHR.: *Сватбената пјеснь. Местото и службата и въ сватбеня обредъ* (Sofia 1937), S. 38f.

klarer die Texte der Gesänge beim Putzen dieses Hochzeitszweiges, die alle Pflanzen erwähnen, aus denen sonst regelmäßig der Kranz gewunden wird, weiter sein Rollen auf dem Tisch, sein Fallen in den Schoß der Mutter, des Vaters usw. schildern — alles was sich ursprünglich nicht auf den „wieniec“-Zweig, sondern nur auf den echten Kranz (corona) beziehen konnte.

Auf Grund aller Daten, die bezüglich dieses Brauches ausgenützt werden konnten, kann gesagt werden, daß darin Indizien genug vorhanden sind für die Annahme, daß ein solcher der Hochzeit vorgehender Brauch des Kranz- (oder Kränze-) windens auch zur Zeit der slavischen Einheit vor der Trennung existierte — unter anderen bisher erwiesenen damaligen Bräuchen des alten slavischen Hochzeitrituals, im Wesentlichen so, wie ihn die heutige slavische Überlieferung zeigt. Es bestehen, wie bekannt, zahlreiche gegenwärtig noch sehr frische Übereinstimmungen als auch gerade spezifische Gleichheiten unter den Hochzeitsbräuchen verschiedener slavischer Zweige, darunter besonders ausschlaggebend derjenigen von ihnen, die seit altersher völlig getrennt waren. Dies führt schon an sich zur begründeten und möglichen Rekonstruktion eines Kernes des alten slavischen Hochzeitrituals, wie er z. B. bei L. NIEDERLE oder (hauptsächlich nach ihm) bei J. JANKO u. a. dargestellt wird. Auch in diesem hier vorgeführten Fall — wie in so vielen anderen ähnlichen — ergeben die volkskundlichen Tatsachen selbst die Indizien zur obigen Annahme, d. h. die Übereinstimmungen in einer Reihe von Einzelheiten und Besonderheiten dieses Brauches eben bei den Slaven — neben seinem allgemein gleichen Ziel, dem Verlauf, dem Hauptgegenstand, der zeitlichen Gebundenheit usw. Diese Tatsachen waren wohl die Ursache dafür, daß man auch früher hie und da behaupten konnte — wenn auch ohne nähere Argumentierung — daß dieser Brauch des Windens des Hochzeitskranzes im allgemeinen sehr alt sei, wobei man dies in erster Linie auf die Slaven bezog¹).

Man konnte indes einige Einwände finden, die anscheinend der obigen Annahme im Wege stehen — und auf diese soll hier zuerst eingegangen werden. So würde dem obigen Alter dieses Brauches bei den Slaven die These widerstreben (da es sich eben um den Kranz bei der Hochzeit handelt), daß der Hochzeitskranz bei der Mehrheit der europäischen Völker, darunter auch den slavischen, römischen bzw. byzantinischen Ursprungs sei und daß er seine Verbreitung besonders dem

¹) PIPREK, J., o. c., S. 185. —

Christentum zu verdanken hat¹⁾. Nur in diesem letzten Falle (der christlichen Vermittlung) wäre der Gedanke an die Existenz eines Brauches mit Vorbereitung des Hochzeitskranzes, seiner Herrichtung bzw. seines Windens bei den Slaven vor der Auflösung der slavischen Einheit in Frage gestellt. Es bedarf aber dafür auch ausdrücklicher Beweise, wie übrigens auch für die Behauptung, daß der Hochzeitskranz bei so vielen europäischen Völkern, die sonst auch sehr altertümliche Überlieferungen in ihrer Volkskultur aufweisen, gerade römischen bzw. byzantinischen Ursprungs sei und daß diese *corona nuptialis*, *στέφανος* notwendig mit den gewundenen Kränzen identisch sei, wie wir sie besonders bei den Slaven vorfinden. Und wenn die römisch-byzantinische Herkunft des Kranzes im alten slavischen Hochzeitsbrauchtum als bewiesen gelten könnte (ohne Zusammenhang mit dem Christentum), würde dies noch immer kein Hindernis für die These dieses Beitrages bedeuten, wo mit der Existenz des Hochzeitskranzes im slavischen Hochzeitsbrauchtum noch vor der Auflösung der slavischen Gemeinschaft gerechnet wird.

Es trübt weiter die Klarheit der Vorstellung dieses Brauches bei den Slaven — und läßt die obigen Ausführungen über sein Alter nicht ohne gewissen Rest — auch der Charakter bzw. eine weitere Funktion, die mit diesem Brauch bei verschiedenen slavischen Zweigen vergesellschaftet auftritt: es ist der Charakter des Abschiedsabends (Polterabends) der Braut oder des Bräutigams (der z. B. bei den Weißrussen die Benennung *вянок*, bei den Polen *dziewiczy wieczór* u. a., bei den Kroaten regional *curina večera* u. a. trägt)²⁾. Aus den erforschten Materialien ist nicht mit voller Klarheit ersichtlich, ob diese Bestimmung bzw. Charakter diesem Teil des Hochzeitsbrauchtums schon bei den alten Slaven ursprünglich anhaftete oder ob sie dazu erst später hinzutraten, möglicherweise infolge eines Einflusses von außen. Es gibt aber auch nichts Besonderes, was diesem Charakter jener Zusammenkunft als dem bei den Slaven ursprünglichen widerstreben würde. Diese Frage hier zu lösen, ist übrigens nicht so wichtig. Es ist immerhin

¹⁾ SARTORI, P.: *Sitte und Brauch I* (Leipzig 1910), S. 80. — SCHNEEWEIS, E.: *Grundriß des Volksglaubens und Volksbrauchs der Serbokroaten*. Celje 1935, S. 82. — SCHRADER, O. — NEHRING, A.: *Realexikon der indogermanischen Altertumskunde I* (Berlin-Leipzig 1917—1923), S. 478. — VAKARELSKI, o. c., S. 56. — Bezüglich der Rolle des Hochzeitskranzes bei den Polen, hauptsächlich in geschichtlichen Zeiten, vgl. besonders ABRAHAM, W.: *Zawarcie małżeństwa w pierwotnem prawie polskiem*. Lemberg 1926, S. 156 ff.

²⁾ PIPREK, J., o. c., passim. — ZAWISTOWICZ-KINTOPFOVA, K., o. c., S. 25. — Hrvatska Vila, Zagreb 1884/II, S. 539. — VAKARELSKI, o. c., S. 60.

unumgänglich, dabei einige andere Völker Europas vor Augen zu haben, besonders die mitteleuropäischen Nachbarvölker, bei denen sowohl der Abschiedsabend vor der Hochzeit als auch ein besonderes Winden und Aufputzen der Hochzeitskränze und Sträuße (speziell des Brautkranzes) als ältere Überlieferung belegt werden. Was den Abschiedsabend anbelangt, so sind in erster Linie die Deutschen zu nennen, bei denen der „Polterabend“ vor der Hochzeit sehr verbreitet ist¹⁾. Was das Kränzewinden anlangt, so wird es auch mancherorts in Europa belegt²⁾, es können jedoch — soweit eingehende Beschreibungen vorliegen — keine kulturkundlich entscheidenden Übereinstimmungen festgestellt werden, die auf einen jüngeren Einfluß von dieser Seite in verschiedenen Richtungen bei den nähergelegenen Slaven (um nicht von den weitergelegenen zu sprechen) zu schließen Anlaß geben würden, wonach aus diesen Einflüssen irgendwelche gegenwärtigen Ähnlichkeiten unter diesen slavischen Bräuchen sowohl im Norden als auch im Süden gedeutet werden könnten. Daß dieser Brauch auch bei den Balten belegt wird³⁾, könnte die These von seiner Existenz im slavischen Altertum eher unterstützen.

Diesen Einwänden gegenüber ist es aber möglich, in bestimmten Einzelheiten dieses Hochzeitsbrauches bei verschiedenen slavischen Zweigen eine Begründung der obigen Annahme in solchem Maße zu finden, daß kaum ein Zweifel darüber noch übrigbleiben kann, daß dieser Brauch mit bestimmten Einzelheiten als altslavisch zu betrachten ist.

Dies kann einerseits auch schon die Benennung des Brauches allein bekräftigen, da sie im Wesentlichen gleich an verschiedenen Stellen ist: kaschub. *winc*, poln. *wieczyny*, kroat. *vinac*, *vinci* u.ä. Es ist zwar möglich dagegen einzuwenden, daß diese Benennungen bei den verschiedenen Völkern bzw. in weit voneinander entfernten Sprachen auch in jüngeren Zeiten unabhängig voneinander auftauchen konnten und daß sie demnach nicht notwendig auf ein solch hohes Alter des so benannten Brauches hinweisen dürften.

Darüber hinaus kann aber der Vergleich dieser Bräuche bei einigen slavischen Völkern, wo er glücklicherweise mit mehr aufgezeichneten Einzelheiten belegt vorliegt, eben noch einige solche Gleichheiten in verschiedenen weiteren Einzelheiten hervortreten lassen, die eine besondere Stütze zu der These dieses Beitrages liefern. So kann wohl kaum als eine zufällige Übereinstimmung gelten, wenn es mehrmals

1) SARTORI, P., o. c., S. 71 u. a.

2) SARTORI, P., o. c., S. 66.

3) PIPREK, J., o. c., S. 185.

aufgezeichnet vorliegt, daß die Pflanzen zum Kränzewinden sich überlieferungsgemäß in einem Sieb oder Reiter befinden, weiter daß die Blättchen mit Honig beschmiert werden (damit darauf ein Aufputz angebracht werden kann — z. B. die „Vergoldung“ — wie in Slavonien oder ähnlich bei den Karpatorussen) und zuletzt auch ein gewisser Zusammenhang zwischen dem Kranz und dem speziellen runden (radförmigen) Gebäck eben bei diesem Brauch (was einer speziellen Untersuchung wert wäre — hier jedoch beiseite gelassen wird). Doch die am meisten in die Augen springende Bestätigung der aufgestellten These liefern wohl die Übereinstimmungen bestimmter Gesänge, die diese Zeremonie begleiten. Diese Übereinstimmungen wurden innerhalb gewisser engeren Grenzen des slavischen Hochzeitsbrauchtums festgestellt (zumindest vorläufig, bis keine Belege auch anderswoher vorliegen): zwischen den polnischen (und vereinzelt slovakischen) Gesängen dieser Art auf der einen Seite und den kroatischen (und vereinzelt anderen südslavischen) auf der anderen Seite. Übereinstimmungen konnten schon zwischen den anfangs angeführten Varianten der dort beispielshalber ausgewählten polnischen und kroatischen Belege dieses Brauches bemerkt werden. Noch mehr wird die Übereinstimmung in einigen wesentlichen Zügen in die Augen fallen, wenn weitere Varianten dieser Gesänge gegenübergestellt werden, wie z. B.:

Wiła Marysia wianeczek
Z drobnej rutecki serdecek.
Wiła go nie sama,
Tylko z dwiema druchnama.
Jedna równianki równiała,
Druga łupecki łupała,
Młoda Marysia od zalu mgląła.
Potoczyła go po stole,
Do swego tatula w ukłonie.
Tatulo go nie bierze,
Bo od zalu nie moze.

Aus Mazowsze.¹⁾

Pod onom gorom zelenom
crveno cvijeće i modro,
ko li ga bere, pribjera ?
Mara ga bere s drugama,
meće ga majki u krilo,
a majka s krila na zemlju:
— Ni moja Mara ni cvijeće,
Mara je tuda zamjena,
Lijepoga Petra zamjena.

Aus dem Gebiet des ehem. Regiments von Gradiška und Brod (Slavonien).²⁾

Oder wenn folgende Texte verglichen werden:

A pusę ja swój wianeczek — po stole
Upadnie on panu ojcu — na łono.
— Przyjmij-ze go, panie ojce — na siebie.
— Nie przymę go, moja córko — ni ciebie.

Crven se cv'jetak crveni,
Mlada ga Vase beraše,
Ocu ga na skut mećaše,
A otac sa skuta (te) na tle:
„Ni moja Vase, ni cvijet.“

¹⁾ Zitiert nach BAUDOIN DE COURTENAY-EHRENKREUTZ, C.: Ze studjów nad obrzędami weselnymi ludu polskiego. Cz. I (Wilno 1929), S. 73.

²⁾ Bogišić, V., I. c.

A puszę ja swój wianeczek — po stole
 upadnie on starej swatce — na łono.
 — Przyjmij-ze go, stara swachno — do siebie.
 — Nie przymę ja ni wianeczka — ni ciebie.

Aus Kiernoz (Mazowsze)¹).

Ovako pjevajući treba spome-
 nuti majku i sve u svojti posta-
 rije, kao: stričeve, strine i sestre,
 a najposlije svrši se za mlado-
 ženju:

Crven se cv'jetak crveni,
 Mlada ga Vase beraše,
 Niku ga na skut mečaše,
 A Niko sa skuca u njedra:
 „I moja Vase i cvijet.“

Aus Morinje (Grbalj, Süd-
 dalmatien)²).

Die Feststellung des identischen Motivs und Geschehens auf beiden Seiten, wo die Braut ihren Eltern, Verwandten und anderen der Reihe nach und zuletzt dem Bräutigam bestimmte Pflanzen bzw. Blumen in Form von Sträußen oder Kränzen darbringt, hinwirft oder hinrollt — bedarf wohl keines weiteren Kommentars. Es wird aber wohl nicht überflüssig sein, einige andere Einzelheiten in solchen Liedern hervorzuheben bzw. durch weitere ähnliche Belege auch aus anderen Liedern dieser Art zu vermehren. So kommt überall darin im wesentlichen die gleiche Reihenfolge der Personen vor, denen die Braut die Blumen bzw. den Kranz zu überbringen versucht: zuerst dem Vater und dann der Mutter (oder umgekehrt), weiter dem Bruder, der Schwester, den anderen Verwandten, gelegentlich auch einem von den Hochzeitsfunktionären — und zuletzt, natürlich, in allen ausnahmslos, dem Bräutigam, der das Angebotene übernimmt. Die Zahl dieser Personen ist bald kleiner, bald größer und danach auch das Lied einmal ganz kurz, ein anderes Mal ziemlich ausgedehnt — das Geschehen aber überall dasselbe.

Auf beiden Seiten fällt wohl in die Augen auch die gefühlsmäßig sehr ähnliche Motivierung, warum alle, den Bräutigam ausgenommen, die Annahme ablehnen: aus gewissem Leid („*Bo od žalu nie može*“) oder Mißstimmung („*Ni moja Mara ni cvijeće*“).

Was in den polnischen Varianten sehr oft ausdrücklich gesagt wird, daß das Winden die Genossinnen der Braut bzw. die Brautjungfer vollführen, dies wird in den bisher bekannten kroatischen bzw. süd-slawischen Liedern dieser Art nicht gesagt, ist aber in bestimmten

¹) KOLBERG, O.: Lud. — Mazowsze I/1 (Krakau 1885), S. 289.

²) KARADŽIĆ VUK, l. c.

anderen Gesängen vorhanden, die als spezifisch bei demselben Brauch des Kranzwindens gesungen werden (— z. B. in einem solchen mit den Anfangsversen „*Hodte druge, pomozite — Drugi Mari vjenčac viti*“¹⁾). Es ist aber ebenso aus den Beschreibungen dieser Bräuche ersichtlich, daß auch hier den Kranz in der Regel eben die Genossinnen der Braut vollführen — auch darin also volle Übereinstimmung.

Wie schon einleitend hervorgehoben wurde, sind die verwendeten Pflanzen auf beiden Seiten meist dieselben typischen: in erster Reihe das Immergrün (ukr. und poln. *barwinek*, kroat. *neteg, netik, metik* u. a., in der Lika in Südwestkroatien *pavenka* < lat. *pervinca*) und die Raute (poln. *ruteczka* u. ä., kroat. *rutvica*), gelegentlich auch Efeu, Rosmarin, Tausendschön und einige andere sporadisch. Im Einklang damit werden diese Pflanzen auch in den Texten der dazugehörigen Lieder erwähnt, besonders und am meisten das Immergrün und die Raute.

Zuletzt noch eine Einzelheit, die volle Beweiskraft gewinnen kann für die Annahme, daß diese Lieder alle den gleichen Ursprung bzw. das gleiche Alter haben: in gewissen Texten wirft oder rollt die Braut den Kranz bzw. den Strauß dem Vater (der Mutter usw.) in den Schoß (*panu ojcu na tono — baca ga čaki u krilo* u. a.). Die kroatischen Lieder sind darin fast alle gleich und konsequent; in einem Teil der polnischen dagegen kommt statt *na tono* oder *do tona — w uktonie* vor. Obwohl es berechtigt wäre, daran zu denken, daß *w uktonie* als Korruptel aus *do tona* entstanden sei, daß jenes also jünger ist als dieses, so ist doch auch das Umgekehrte nicht ausgeschlossen (bzw. eine voneinander unabhängige Entstehung beider Ausdrücke). In bestimmten Texten dieses polnischen Liedes ist ausdrücklich die Rede vom Verbeugen der Braut vor den Eltern und den Hochzeitsgästen; dasselbe über das tatsächliche Verbeugen der Braut ist auch in verschiedenen Beschreibungen der polnischen (und — noch besser bekannt — russischen) Hochzeitsbräuche belegt. Im Zusammenhang mit allem Übrigen, oben

¹⁾ In Südserbien (z. B. am Kosovo Polje) begegnet dieses Lied als ein Frühlingsslied zum Kolo-Tanz am Georgstag, z. B. in der Variante:

ђурђево лето, пролето,	на скут га мајке међаше.
ђурђево цвеће цветало,	Од скут га мајка међаше:
ђурђа га мома бераше,	„Нит моје цвеће, ни ђурђа.“

Aus Gornje Nerodimalje. — Гласник Етнографског музеја у Београду XI (Belgrad 1936), S. 2 u. 4.

Da dasselbe Lied aber in Mazedonien auch als Hochzeitslied (mit anderen Anfangsversen — vgl. z. B. die oben zitierte Stelle in Сборникъ за народни умотворения II) vorkommt, ist es sehr wahrscheinlich, daß seine Rolle beim Tanz am Georgstag sekundär ist.

Ausgeführten ist jedoch die Übereinstimmung auch in dieser Einzelheit mit dem „Schoß“ eher ursprünglich und alt.

Es wird zuletzt — neben allen anderen Übereinstimmungen — vielleicht kaum zufällig und nicht unwichtig sein, daß die Verse dieser Lieder auf südslavischer Seite durchwegs und auf polnischer Seite überwiegend Achtsilbler sind.

Wenn mit der Zeit unter den diesbezüglichen noch nicht bekannten, unveröffentlichten oder dem Verf. noch nicht zugänglichen Materialien slavischer Hochzeitslieder bzw. -Bräuche Varianten dieser Art von Gesängen aufgefunden werden sollten, die jeden von den oben erwähnten Zweifeln über die Urverwandtschaft obiger kroatischer bzw. südslavischer Gesänge und der entsprechenden polnischen beseitigen könnten und ihr Alter somit bis in die Zeit der slavischen Einheit zurückreichen würde, wäre dies einer von den bisher seltenen Fällen von bewiesener poetischer Bildung der damaligen Slaven (zumindest eines Teiles von ihnen). Es wäre dabei nicht schwer sich ihren ganzen Inhalt, die Aufeinanderfolge der Verse und gewisse Einzelheiten vorzustellen (bzw. mit notwendiger Vorsicht zu rekonstruieren), mit der klar vorliegenden Rolle dieses Gesanges beim Winden des Hochzeitskranzes, wofür die obigen Ausführungen wohl unbestreitbar gezeigt haben, daß es einen Teil des Hochzeitsrituals der alten Slaven bildete. — Obwohl aber der Brauch an sich zumindest der Mehrheit der damaligen Slaven als bekannt zu gelten hat, so muß doch das Gebiet des obigen Liedes allein eingengt werden, zumindest vorläufig. Es kann nach den bisher erfaßten Materialien hauptsächlich den Vorfahren der Polen und der ihnen näher verwandten slavischen Zweige (ihrer Gesamtheit oder einem bestimmten größeren Teil davon) und den Vorfahren der Kroaten (mit bestimmten voraussichtlich nicht großen Teilen der Vorfahren der Serben und Mazedonier¹⁾) zugeschrieben werden.

Wenn diese Erkenntnis nach weiterem noch eingehenderem Studium der Kritik standhält, dann wäre dies ein weiterer in der Reihe jener Fälle, aus denen auf eine partielle Verbreitung eines bestimmten Kulturgutes auf dem Gebiet der altslavischen Einheit geschlossen werden kann — im großen und ganzen eben bei den Vorfahren der oben erwähnten Slaven (ähnlich wie dies für gewisse Trachtteile, Pfluggeräte und ihre Nomenklatur, einige charakteristische Redensarten u. a. vorliegt).

Zagreb

M. Gavazzi

¹⁾ Vgl. z. B. ILIĆ-ORIOVČANIN, L., o. c., S. 68. — BOGIŠIĆ, V., o. c., S. 236.

Polonica

3.

Konnten die beiden ersten Polonica-Berichte nur bringen, was ein freundlicher Zufall in den ersten Nachkriegsjahren auch nach Leipzig kommen ließ, so ist der Einblick in die wissenschaftlichen Publikationen der Slavenländer inzwischen weit umfassender geworden. Die sovjetischen, tschechischen und polnischen Veröffentlichungen auf dem Gebiet der slavischen Literatur- und Sprachwissenschaft lassen sich bereits gut übersehen. Verschiedenes bleibt immer noch unzugänglich und so erklärt sich manche Lücke, die auch in diesem Bericht noch spürbar ist. Einleiten soll ihn die Erwähnung der bedeutendsten Bibliographie der Slaven, der *Bibliografia Polska* von K. u. St. ESTREICHER¹⁾, von welcher 1951 Heft 1 des 34. Bandes herausgekommen ist, der die Artikel Z. A. bis *Załuski* enthält. Von den polonistischen sprachwissenschaftlichen Zeitschriften sind der Krakauer „*Język Polski*“²⁾ und der Warschauer „*Poradnik Językowy*“³⁾ nach dem Kriege in alter Form wieder erschienen. Der „*Poradnik Językowy*“ seit 1948 zuerst als Zweimonatsschrift und seit 1951 mit zehn Heften jährlich. Beide Zeitschriften beschäftigen sich in einer durchaus wissenschaftlichen, aber für ein größeres Lesepublikum bestimmten Form mit dem Problemkreis der Sprache, der „*Poradnik Językowy*“ mit einer deutlichen Neigung für das Allgemeinsprachliche, der „*Język Polski*“ seinem Titel entsprechend immer im unmittelbaren Bereich des Polnischen. In zahlreichen Kurzaufartikeln werden Einzelfragen der polnischen Sprache aus Gegenwart, Geschichte und Mundarten behandelt. Hier schreibt alles, was in der Polonistik Polens einen Namen hat. Durch die thematische Beweglichkeit der Aufsatzform wird ein sehr lebhaftes Bild moderner polonistischer Forschung vermittelt. Dieser Einblick in das sprachwissenschaftliche Leben ist durch den Rezensions- und Berichtsteil im „*Język Polski*“ noch erweitert, und dadurch ergänzt sich wesentlich der Gesamteindruck von der polonistischen Arbeit in Polen. Rein pädagogische Ziele verfolgt die Zeitschrift „*Polonistyka*“⁴⁾, die nach Art der sovjetischen Zeitschriften „*Russkij jazyk v škole*“ und „*Literatura v škole*“ Stoffe aus Literatur und Sprache für die praktische Verwendung in der Schule bringt. Dagegen ist die an der Krakauer Universität erscheinende „*Biblioteka Studium Słowiańskiego*“⁵⁾ eine Publikationsreihe von Monographien, Lexika und Handbüchern, die in fünf Serien wissenschaftliche slavistische Arbeiten (Serie A), populärwissenschaftliche Darstellungen (Serie B), Handbücher für den Studenten (Serie C), polonistische wissen-

¹⁾ *Bibliografia Polska*. Bd. XXXIV, Heft 1. Buchst.: Z — Załuski. Krakau 1951.

²⁾ *Język Polski*. Organ Towarzystwa Miłośników Języka Polskiego. Hg. K. Nitsch. Bd. XXXII Krakau 1952.

³⁾ *Poradnik Językowy*. Miesięcznik Komisji Językowej Towarzystwa Naukowego Warszawskiego. Państwowy Instytut Wydawniczy. Warschau.

⁴⁾ *Polonistyka*. Czasopismo dla Nauczycieli. 4. Jahrg. Warschau 1951.

⁵⁾ *Biblioteka Studium Słowiańskiego Uniwersytetu Jagiellońskiego*. Krakau.

schaftliche Arbeiten (Serie D) und Wörterbücher (Serie E) bietet. Es gehört schon der wissenschaftliche Apparat einer großen slavischen Universität dazu, um ein so weit gestecktes Aufgabengebiet in so kurzer Zeit mit Erfolg in Angriff zu nehmen. Einige Veröffentlichungen dieser „*Biblioteka Studium Słowiańskiego*“ waren für mich nicht erreichbar¹⁾, anderes steht außerhalb eines Polonica-Berichtes²⁾. Von der in drei Teilen vorgesehenen slavischen Chrestomathie sind die West- und Südslavica bereits erschienen, während der ostslavische Teil noch aussteht³⁾. Diese Chrestomathie trägt sprachwissenschaftlichen Charakter, sie gleicht darin der Bernekerschen, von der sie sich jedoch durch die besondere Betonung der modernen Literatursprachen unterscheidet, sie ist für Seminarübungen an der Universität bestimmt und bringt auch dem polnischen Slavisten die bisher fehlende polnische Ausgabe von Übungstexten aus dem Bereich aller slavischen Sprachen. Sprachgeschichte und Gegenwartssprache in ihrer literarischen wie mundartlichen Form bestimmten die Auswahl der Texte. Das „Vater unser“ ist bei allen slavischen Sprachen angegeben, um an seinem im sprachlichen Ausdruck wie stilistischer Formung bekannten Text die Eigenart jeder Sprache greifbar in Erscheinung treten zu lassen. Die gegenüber den anderen Slavinen reichlichere Auswahl an polnischen Texten erklärt sich durch die Bestimmung dieser Veröffentlichung als Handbuch für den Polonisten. Prosa und Versdichtung von den Heiligenkreuzer Predigten und dem Bogurodzica-Lied bis zu Żeromski und Tuwim vermitteln in typischen Beispielen einen geschlossenen Überblick über den gesamten Entwicklungsweg der polnischen Schriftsprache. Die Mundartenproben sind alle aus K. NITSCH'S *Wybór polskich tekstów gwarowych* entnommen. Auch die deskriptive polnische Phonetik hat in übersicht-

1) Serie A Nr. 1 „*Inter arma . . .*“ (Festschrift für K. Nitsch). Krakau 1946.

Serie A Nr. 2 J. WIDAJEWICZ, *Państwo Wiślan*. Krakau 1947.

Serie A Nr. 4 M. FRANČIĆ, *Sprawa polska w publicystyce Karola Hawliczka-Borowskiego*. Krakau 1948.

Serie B Nr. 1—4 T. LEHR-SPLAWIŃSKI, *Początki Słowian (Prasłowianie, Słowianie zachodni, Słowianie wschodni, Słowianie południowi)*. Krakau 1946.

Serie B Nr. 6 S. URBAŃCZYK, *Religia pogańskich Słowian*. Krakau 1948.

2) Serie A Nr. 3 A. DOBROWOLSKA, *Strój ludowy na Łużycach*. Krakau 1948.

Serie A Nr. 5 M. K. KUJEW, *Konstantyn Kostenecki w literaturze bułgarskiej i serbskiej*. Krakau 1950.

Serie B Nr. 5 FR. SŁAWSKI, *Bulgaria — dzieje i piśmiennictwo w zarysie*. Krakau 1947.

Serie B Nr. 8 J. WIDAJEWICZ, *Serbowie nadłabscy*. Krakau 1948.

Serie C Nr. 1 M. MAŁECKI, *Najstarszy literacki język Słowian*. Krakau 1947.

Serie C Nr. 2 J. SAFAREWICZ, *Elementy języka greckiego. Podręcznik dla slawistów i rusycystów*. 2. Aufl. Krakau 1951.

Serie C Nr. 6 B. HORODYSKI, *Podręcznik paleografii ruskiej*. Krakau 1951.

3) *Chrestomatia Słowiańska* Hgb. T. LEHR-SPLAWIŃSKI. Teil I *Teksty południowo-słowiańskie*. Bearbeitet von V. FRANČIĆ, W. MOLÈ, FR. SŁAWSKI. Krakau 1949. Teil II *Teksty zachodnio-słowiańskie*. Hgb. Z. KLEMENSIEWICZ, T. LEHR-SPLAWIŃSKI, J. MAGIERA, W. TASZYCKI. Krakau 1950. Bibl. Studium Słowiańskiego Serie C Nr. 3.

licher Form ein Handbuch erhalten, so daß man künftig nicht mehr ausschließlich auf die inzwischen selten gewordene „*Fonetyka opisowa*“ von T. BENNI angewiesen sein wird. MARIA DEUSKA¹⁾, durch ihre phonetischen Arbeiten Fortsetzerin der Traditionen Benni's innerhalb der Polonistik Polens, hat als ersten Teil ihrer „*Fonetyka Polska*“ die analytische Darstellung des polnischen Lautbestandes veröffentlicht. Es fehlt noch die Behandlung der lautkombinatorischen Fragen, die wohl im zweiten Teil folgen wird. Die Arbeit hält sich ausschließlich im Rahmen einer deskriptiv phonetischen Betrachtungsweise und behandelt das polnische Lautsystem nach dem allgemein phonetischen Forschungsstand. Aber auch eine rein phonetische Darstellung sollte heute nicht mehr stillschweigend phonologische Erkenntnisse übergehen. Zumindest gehört ein kurzer Abriss über das Wesen der Phonologie und ihre grundsätzliche Unterschiedlichkeit zur Phonetik in das Vorwort jeder phonetischen Abhandlung. Zu den phonetischen Ausführungen über Artikulationsanalyse und Lautsystematik wären Bedenken wegen der Einordnung des *y* möglich. Die Bestimmung des polnischen *y* als zentraler Vokal ist trotz der einschränkenden Angabe, daß es sich dabei um eine vordere Nuance handle, für das Polnische kaum zutreffend. D. erklärt den Unterschied zwischen ihrer Einordnung und der von Benni vorgenommenen, nach letzterer ist das *y* ein Vokal der vorderen Reihe, durch den Unterschied von Krakauer und Warschauer Aussprache, wobei ihre Vokalbestimmung vom Krakauer Polnisch ausgeht, während Benni das Warschauer Polnisch vorgelegen hat. Auch bei Berücksichtigung dieser lokalen Variationen spricht vieles gegen den Ansatz als Vokal der mittleren Reihe. Ein typischer Vokal zentraler Art mit hoher Zungenstellung ist ja das russische *y*, dessen lautliche Verschiedenheit zum polnischen *y* ganz offensichtlich ist, eine Verschiedenheit, die nicht nur im Spannungsunterschied sondern in gleichem Maße auch in der Zungenlage beruht. Die bereits von I. Stein angesetzte Stellung des poln. *y* als vorderer Vokal bei erhöht mittlerer Zungenlage dürfte die den schriftsprachlichen Verhältnissen entsprechendste sein, denn auch die Bestimmung als gesenkt hohe Stellung, wie sie sonst in der polnischen Phonetik vorkommt, wird im Hinblick auf das deutlich unterschiedene gesenkte *i* des Deutschen kaum richtig sein. Über das Phonetische hinaus gibt eine gute handbuchmäßige Zusammenfassung des Stoffes einer polnischen deskriptiven Grammatik in ihren Teilgebieten von Phonetik, Morphologie und Syntax eine Arbeit von Z. KLEMENSIEWICZ über Grundfragen der polnischen Grammatik²⁾. Es ist ein Buch, das auch der polonistische Student außerhalb Polens gern zur Hand nehmen wird, wenn er eine inhaltlich geschlossene und in ihrer Durchführung solide Darstellung der modernen polnischen Schriftsprache sucht. Als einzige Arbeit der polonistisch wissenschaftlichen Serie ist bisher eine Abhandlung von I. KLEMENSIEWICZÓWNA³⁾ über die Wortkompositionen im Polnischen erschienen. In

¹⁾ MARIA DEUSKA, *Fonetyka polska*. Teil I *Artykulacje głosek polskich*. Biblioteka Studium Słowiańskiego. Serie C Nr. 5. Krakau 1950.

²⁾ ZENON KLEMENSIEWICZ, *Podstawowe wiadomości z gramatyki języka polskiego*. Bibl. Studium Słowiańskiego. Serie C Nr. 7. Krakau 1952.

³⁾ IRENA KLEMENSIEWICZÓWNA, *Wyrazy złożone nowszej polszczyzny kulturalnej. Próba systematyki*. Biblioteka Studium Słowiańskiego. Serie D Nr. 1. Krakau 1951.

der Einleitung präzisiert die Verfasserin den ausschließlich auf die sprachliche Gegenwart bezogenen von ihr verwendeten Begriff des Kompositums dahin, daß als kompositionelles Gebilde nur zählt, was vom modernen Sprachempfinden aus wenigstens zweigliedrig ist d.h. aus zwei Grundmorphemen besteht, die in ihrem etymologischen Charakter auch fremdsprachiger Herkunft sein können, sofern sie nur zum gegenwärtigen sprachlichen Bestand des Polnischen gehören. Der Ausschluß des sprachhistorischen Elements bei der begrifflichen Bestimmung des Morphems hatte zur Folge, daß Wortteile mit heute undurchsichtiger Funktion nicht als kompositumbildend aufgefaßt werden. Als Komposita gelten nur Wortgebilde mit mehr als einem heute noch lebendigen Stammorphem. Die orthographische Gepflogenheit auf der Grundlage des „Warschauer Wörterbuchs“ bestimmt dabei den Begriff und Formumfang des Einzelwortes. Einige Komposita sind auch noch dem Wörterbuch von Linde entnommen. In vier Abschnitten nach Wortbildung, Flexion, Syntax und Bedeutungslehre gegliedert wird ein reiches Material an polnischen zweigliedrigen Komposita durchgesprochen in sachlicher und durch Formeln geklärter Weise. Im Schlußwort kommen dann auch noch die mehrwurzigen Komposita zur Sprache, die in ihrem Wesen als zweigliedrig angesetzt werden. Nicht mehr ins Sprachwissenschaftliche gehören zwei weitere Arbeiten, die in der slavistischen Krakauer Bibliothek erschienen sind: R. KIERSNOWSKI¹⁾ gibt in seiner Arbeit über die Vineta-Sage die bisher wohl umfassendste Gesamtdarstellung des oft und widersprüchlich behandelten Vineta-Jomsburg Problems. T. ULEWICZ²⁾ spricht über die Bezeichnung „Sarmatien“ und ihre Verwendung im 15. und 16. Jh.

Andere sprachwissenschaftliche Reihen und Zeitschriften Polens waren nur bruchstückartig zu erhalten. Die Listen ihrer Veröffentlichungen sprechen ein deutliches Wort von dem Ausmaß der polonistischen Arbeiten, aber auch von der Dürftigkeit wissenschaftlich-zwischenstaatlicher Beziehungen, die eine vollständige Einsichtnahme in die fachwissenschaftliche Literatur wegen der Schwierigkeit ihrer lückenlosen Erwerbung noch nicht gestatten. Der vom Institut für Literaturforschung bei der Polnischen Akademie der Wissenschaften herausgegebene „*Pamiętnik Literacki*“, das literaturwissenschaftliche Hauptorgan Polens, wird erst in dem literarischen Teil der Polonica-Berichte besprochen, ebenso auch die „*Prace Polonistyczne*“ der Adam Mickiewicz-Gesellschaft. Von sprachwissenschaftlichen Zeitschriften waren nur drei Einzelhefte³⁾ erreichbar und ihre Besprechung soll deshalb erst nach umfangreicheren Einblicken in diese Reihen in den späteren Berichten erfolgen. Es sollte ja die Hauptaufgabe dieser Zeitschriften sein, daß sie interessierten Fachkreisen zur Verfügung stünden.

1) RYSZARD KIERSNOWSKI, *Legenda Winety. Studium historyczne. Biblioteka Studium Słowiańskiego*. Serie A Nr. 6. Krakau 1950.

2) TADEUSZ ULEWICZ, *Sarmacja. Studium z problematyki słowiańskiej XV i XVI w.* Biblioteka Studium Słowiańskiego. Serie A Nr. 7. Krakau 1950.

3) *Sprawozdania Wrocławskiego Towarzystwa Naukowego*. Bd. 4, Heft 1. Breslau 1949. — *Sprawozdania z Posiedzeń Komisji Językowej Towarzystwa Naukowego Warszawskiego. Wydział I językoznawstwa i historii literatury*. Bd. 3. Warschau 1949. — *Sprawozdania z Posiedzeń Wydziału I językoznawstwa i historii literatury*. Jg. XLII. Warschau 1950.

Von Textausgaben wäre zunächst die gut ausgestattete Chronik des *Gallus Anonymus* zu nennen, die J. KRZYŻANOWSKI¹⁾ herausgegeben und mit einem polnischen und lateinischen Vorwort versehen hat, in dem er sich mit der Persönlichkeit des Chronisten, mit Form und Inhalt der Chronik sowie dem Schicksal der Handschrift, des „Kodeks Zamoykich“, der dieser photographischen Reproduktion zugrunde liegt, beschäftigt. In der viel erörterten Frage nach Herkunft und Nationalität des ersten Chronisten Polens nimmt K. eine vermittelnde Stellung ein. M. Kromer hatte den Chronisten für einen Franzosen gehalten und seitdem war ihm der Name Gallus geblieben. Jüngere Forschung hatte in ihm einen Ungarn gesehen. K. schließt sich der Ansicht an, die beide Auffassungen vereinigt und den Gallus-Anonymus für einen französischen Benediktiner-Mönch aus der Abtei St. Gilles in der Provence hält, der über die aus französischen Mönchen bestehende, 1091 gegründete ungarische Abtei Somogyvár nach Polen an den Hof von Bolesław Krzywousty als ein in der „ars dictandi“ erfahrener Mann gekommen war. Neben der originalgetreu phototechnisch wiedergegebenen Veröffentlichung des Textes der ältesten polnischen Chronik ist noch die textliche Neuausgabe zu erwähnen, die R. GRODECKI vom „Gründungsbuch des Klosters Heinrichau“²⁾ veranstaltet hat. Dem lateinischen Original ist eine polnische Übersetzung vorangestellt, die ausgiebig kommentiert ist. Ein Vorwort führt in die Entstehungsgeschichte dieses „Liber Foundationis Claustris Sancte Marie Virginis in Heinrichow“ und in die historische Bedeutung dieser für die mittelalterliche Geschichte Schlesiens wichtigen Quelle ein. Sach-, Namen- und Ortsregister erleichtern die Benutzung des Textes, der nur „in usum scholarum“ bestimmt ist, da eine kritisch wissenschaftliche Neuausgabe von der Polnischen Akademie der Wissenschaften vorgesehen ist. Eine deutsche Übersetzung hatte ja schon P. BRETSCHNEIDER anlässlich der 700jährigen Wiederkehr des Einzugs deutscher Zisterzienser aus Leubus in Heinrichau in den „Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte“ 1927 veröffentlicht.

Sehr reg ist die Publikationstätigkeit auf lexikalischem Gebiet. „Linde“ und „Słownik Warszawski“ sind schon vor dem Kriege schwer erhältlich gewesen und die Neuausgabe dieser großen Wörterbücher war für die gesamt-slawische Sprachwissenschaft eine dringende Notwendigkeit geworden. Photooffsetdrucke konnten hier am ehesten Hilfe bringen, und so erschien zuerst ein unveränderter Neudruck von Lindes „Wörterbuch der polnischen Sprache“³⁾ nach der zweiten Auflage, und außerdem wurde vom Staatlichen Institut für Publikationen mit einer originalgetreuen Neuausgabe des „Słownik Warszawski“⁴⁾ begonnen, die seit Sommer dieses Jahres in allen acht Bänden abgeschlossen vorliegt. Dergleichen ist auch eine der notwendigsten Arbeiten zur polnischen Lexikologie

¹⁾ *Galli Anonymi Chronicon. Codicis Saeculi XIV Zamoyscianus appellati reproductio palaeographica*. Edidit praefationeque instruit JULIANUS KRZYŻANOWSKI. Warschau 1948.

²⁾ *Księga Henrykowska*. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit einem Vorwort versehen von ROMAN GRODECKI. Biblioteka Tekstów Historycznych. Bd. 2. Instytut Zachodni. Posen—Breslau 1949.

³⁾ M. SAMUEL BOGUMIŁ LINDE, *Słownik języka polskiego*. 3. Aufl. 1951.

⁴⁾ J. KARŁOWICZ, A. KRYŃSKI, W. NIEDŹWIEDZKI, *Słownik języka polskiego*. Bd. 1—8. Warschau 1952/53.

wieder aufgenommen worden, nachdem FR. SŁAWSKI¹⁾ mit der ersten Lieferung eines etymologischen Wörterbuches der polnischen Sprache eben begonnen hat. Brückners etymologisches Wörterbuch war als erster zusammenfassender Wurf eine glänzende Leistung, der aber sichtbare Mängel anhafteten. In aller Deutlichkeit war die wissenschaftliche Eigenart dieses Gelehrten auch in seinem EW zum Ausdruck gekommen: große Belesenheit und außergewöhnliche Sachkenntnis, verbunden mit einer oft eigenwillig individuellen Art der Interpretation bei auffallender Vernachlässigung der Literaturangaben. In Sławskis EW soll nun manches anders werden. Das Vorwort weist in knappen Bemerkungen auf die schwachen Seiten des Brücknerschen EW hin und hebt die Unterschiedlichkeit zum neuen Wörterbuch hervor. Durch die Absicht Sławskis „einen vollen Überblick über den allgemeinslavischen Grundwortschatz im heutigen Polnischen zu geben“ hat der Wortbereich in diesem neuen EW eine Einschränkung auf die heutige polnische Literatursprache in ihrem gemeinslavischen Wortbestand erhalten. Zuweilen wird auch älteres Lehngut besprochen, soweit es sich um Wörter handelt, die vom Sprachempfinden längst als eigensprachlich angenommen sind, weshalb u.a. neben Entlehnungen aus dem Germanischen auch jüngere aus dem Mittelhochdeutschen zur Sprache kommen können. Die Auswahl der Wörter hat der Verfasser nach eigenem Ermessen getroffen und dabei den Kreis recht eng gezogen, so daß Brückners EW noch manches Zusätzliche enthält und besonders für den älteren Wortschatz ausgiebiger ist. Ein Vergleich der unter dem Buchstaben A zusammengestellten Wörter zeigt bei Brückner ein Mehrfaches an Stichwörtern gegenüber dem EW von Sławski. Noch auffälliger ist der Unterschied in der stofflichen Darstellung, die sich bei Sławski in sprachvergleichender Weise bewußt auf die Erforschung der Radix von Wort und Wortgruppe beschränkt und damit auf der Vorstufe moderner Etymologie verbleibt, während Brückner gerade in den wortgeschichtlichen Ausführungen seine stärkste und vor allem interessanteste Seite zeigt. Brückner kam dadurch der Forderung der modernen Etymologie, die zur Erforschung des Etymons ergänzend die Wortgeschichte stellt, mehr entgegen als Sławski, wobei allerdings die engere etymologische Untersuchung zu kurz ausfiel und auch das mundartliche Material vernachlässigt wurde. Sławskis Beschränkung auf den ersten Teil und den engeren Bereich der etymologischen Forschung geht übrigens von der durchaus zu rechtfertigenden Auffassung aus, daß zunächst einmal der erste Schritt in der Etymologie gemacht werden müsse, bevor auch die im Slavischen allgemein noch sehr im argen liegende Wortgeschichte in zusammenfassender Darstellung versucht werden kann. Jedes der beiden bisherigen etymologischen Wörterbücher des Polnischen ist also in seinen Grundzügen durch charakteristische Besonderheit bestimmt. Bei Sławski macht sich übrigens die gute junggrammatische Schule mit ihrer präzisen Arbeitsweise und klaren Art der Darstellung besonders angenehm bemerkbar. Die Ausführungen sind knapp und durchsichtig in der aus den etymologischen Wörterbüchern von Berneker und Vasmer bekannten Weise gehalten. Ein ausführlicheres Urteil wird erst nach weiteren Lieferungen möglich sein.

Lebhaft ist auch die Editionstätigkeit im Bereich der praktischen Wörterbücher, von denen einige der Vollständigkeit halber erwähnt werden können.

¹⁾ FR. SŁAWSKI, *Słownik etymologiczny języka polskiego*. I. Heft (A-Czar). Krakau 1952.

Hier verdient zuerst die zweite Auflage von ST. SZOBER, „*Słownik ortoeypiczny*“¹⁾ genannt zu werden. Die unveränderte Zweitausgabe erschien unter dem neuen Titel „*Słownik poprawnej polszczyzny*“. In zweiter Ausgabe erschien bei Trzaska-Ewert-Michalski ein polnisches orthographisches Wörterbuch²⁾, zu dessen Erstausgabe von 1936 noch Brückner ein Vorwort geschrieben hatte. Ein anderes orthographisches Wörterbuch³⁾, ebenfalls mit einem Kapitel über die seit 1936 veränderte polnische Rechtschreibung, war ein Jahr früher bei Arct herausgekommen. Mit einer ausführlich erläuternden Einleitung ist ferner ein weiteres orthographisches Wörterbuch in zweiter Auflage von JODŁOWSKI und TASZYCKI veröffentlicht worden⁴⁾. Russisch-polnische⁵⁾, polnisch-russische⁶⁾ (beides Neudrucke russ. Ausgaben) und deutsch-polnische⁷⁾ Wörterbücher, dazu ein in Prag erschienenenes polnisch-tschechisches⁸⁾ Wörterbuch, technische und Speziallexika⁹⁾ ergänzen das Bild der lexikalischen Neuerscheinungen. Dagegen läßt das alt-polnische Wörterbuch, dessen Materialsammlungen die Kriegswirren unbeschadet überstanden haben, immer noch auf sich warten. Auch die Fortsetzung des von LEHR-SPLAWIŃSKI redigierten vorzüglichen „*Nowy słownik języka polskiego*“, von dem bei Kriegsausbruch die ersten Bogen des 2. Bandes (Heft 11 Łup-Mot) erschienen waren, ist bedauerlicher Weise noch nicht aufgenommen worden.

Aus der Zusammenarbeit von polnischen Sprachwissenschaftlern, Geographen und wissenschaftlichen Instituten entstand unter Leitung der „*Kommission zur Festlegung der Ortsnamen*“ ein polnisches *Ortsverzeichnis* nebst Gewässer- und Flurnamen der Gebiete östlich der Oder-Neiße bis zur deutschen Staatsgrenze von 1938 einschließlich des ehemaligen Freistaates Danzig, aber ohne den heute zur Sowjetunion gehörenden nördlichen Teil von Ostpreußen. Herausgegeben wurde dieses „*Wörterbuch der geographischen Namen West- und Nord-Polens*“ von dem gegenwärtig in Breslau wirkenden Polonisten STANISŁAW ROSPOND¹⁰⁾.

1) ST. SZOBER, *Słownik poprawnej polszczyzny*. Warschau 1948.

2) Trzaski, Everta i Michalskiego *Polski słownik ortograficzny* mit Einleitung von A. Brückner. 2. Aufl. (Warschau) 1951.

3) B. WIECZORKIEWICZ u. Z. ŁEMPICKA, *Słowniczek ortograficzny i zasady pisowni polskiej według uchwał Komitetu Ortograficznego PAU w r. 1936*. Warschau 1950.

4) ST. JODŁOWSKI u. W. TASZYCKI, *Słownik ortograficzny i przepisy pisowni polskiej*. 2. Aufl. Breslau 1951.

5) I. H. DWORECKI, *Słownik rosyjsko-polski*. Warschau 1949. (65 000 Worte).

6) N. I. GREKOW u. M. F. ROZWADOWSKA, *Słownik polsko-rosyjski*. Warschau 1949. (50 000 Worte).

7) PAWEŁ KALINA, *Słownik niemiecko-polski i polsko-niemiecki*. 2 Bde. Krakau 1952. Ergänzte Neuauflage.

8) BOHUMIL VYDRA, *Polsko-Český Slovník*. 2. Aufl. Prag 1951.

9) *Górnictwo słownik rosyjsko-polski i polsko-rosyjski*. Hgb. vom Komitet Słownikowy Głównego Instytutu Górnictwa. Kattowitz 1950. — *Słownik telekomunikacyjny angielsko-polski*. Warschau 1949. — W. SKIBICKI, *Słownik angielsko-polski handlu morskimi*. Warschau 1951.

10) STANISŁAW ROSPOND, *Słownik nazw geograficznych Polski zachodniej i północnej*. 1. polnisch-deutscher Teil, 2. deutsch-polnischer Teil, Breslau—Warschau 1951.

Bei der Festsetzung der neuen amtlichen polnischen Namensformen konnte man teilweise wie z.B. in Oberschlesien noch auf polnische Lebendformen zurückgreifen. Andererseits bot sich die Möglichkeit an, alte slavische Ortsnamen von den lautlichen Umformungen, die sie in langjährigem deutschen Sprachgebrauch erhalten hatten, zu lösen und diese Rekonstruktionen in modernem Polnisch wieder aufleben zu lassen. Wo die slavische Etymologie nicht mehr feststellbar war und vor allem in den Fällen, in denen rein deutsche Ortsnamen vorlagen, griff man entweder zur Übersetzung oder zur Neuprägung. Auf diese Weise wurde ein *Reichenau* Kr. Zittau als *Bogatynia* übersetzt oder *Giessmannsdorf* Kr. Zittau in *Nadrzeczce* umbenannt. Das gesamte Namenmaterial wird in einer einzigen geschlossenen alphabetischen Folge zusammengefaßt. Untergliederungen nach Wojewodschaften und Kreisen mit eigener alphabetischer Anordnung wären übersichtlicher gewesen. Als Stichwort gilt im ersten polnisch-deutschen Teil die polnische amtliche Namensform, es folgt die letzte deutsche amtliche Bezeichnung mit dem Stichjahr 1939, darauf in Klammern der ältere deutsche Name seit 1912, falls dieser durch die besonders in den dreißiger Jahren zahlreich vorgenommenen Umbenennungen sich geändert hatte. Die Kennzeichnung des Namens als Gemeinde, Stadt, Berg, Fluß usw. und die Kreisbezeichnung schließen die Angaben jeweils ab, die sich gegebenenfalls durch Vermerk von Post und Eisenbahn erweitern. Tabellen und drei Kartenskizzen erleichtern den Gebrauch dieses Ortsnamenlexikons, das aus administrativen Bedürfnissen entstanden ist, als Materialsammlung aber mittelbar und begrenzt auch namenkundliches Interesse verdient. Ein zweiter Teil ordnet das Namenmaterial in alphabetischer Folge dann auch von der deutschen Namensform aus.

Neben diesem umfassenden Ortsnamenlexikon wurden mit gleichen praktisch administrativen Zwecken in den ersten Nachkriegsjahren verschiedentlich polnisch-deutsche Ortsnamenbücher für Teilgebiete herausgegeben. Einiges davon war dem Rezensenten zugänglich¹⁾, weitere Publikationen dieser Art, darunter auch solche für Schlesien und Hinterpommern, verzeichnet Rospond in der Einleitung zu seinem Ortsnamenlexikon (S. XXVII). In die eigentliche Ortsnamenforschung gehört eine Arbeit des bekannten polnischen Namensforschers W. TASZYCKI²⁾ über die Klassifizierung der slavischen Ortsnamen. Kritisch und klar weist T. auf die Schwächen der Systematisierung des slavischen Ortsnamenmaterials in den Arbeiten von Palacký, Miklosich, E. Schwarz, E. Mucke u.a. hin. Die Ausführungen über den Bedeutungsinhalt der einzelnen Bildungstypen zeugen von der feinen Beobachtungsgabe des erfahrenen Forschers. Es sind zwar vorwiegend polnische und daneben besonders tschechische Ortsnamen, die T. heranzieht, die allgemeinslavische Gültigkeit der von ihm

¹⁾ KOHUTEK, LUDWIK *Słownik nazw miejscowych Pomorza Mazurskiego zwanego Prusami Wschodnimi*. Teschen 1945.

G. LEYDING-MIELECKI *Słownik nazw miejscowych okręgu mazurskiego*. Teil 1. Allenstein 1947.

CHOJNACKI, WŁADYSŁAW *Słownik polskich nazw miejscowości w b. Prusach Wschodnich i na obszarze b. Wolnego Miasta Gdańska według stanu z 1941 r.* Posen 1946.

²⁾ TASZYCKI, WITOLD *Słowiańskie nazwy miejscowe (ustalenie podziału)*. Prace Komisji Językowej Nr. 29. PAU. Krakau 1946.

gewonnenen Erkenntnisse wird dadurch nicht eingeschränkt. Die von T. vorgeschlagene Gliederung der slavischen Ortsnamen geht von den bedeutungsmäßigen Eigenheiten des slavischen Ortsnamenmaterials aus. An Stelle der besonders durch die Arbeiten von Miklosich bekannten Zweiteilung in Ortsnamen, die von Personennamen und in solche, die von Appellativen gebildet werden, stellt T. als Hauptgliederung gleichfalls eine Zweiteilung auf in Ortsnamen, die immer Ortsbezeichnungen gewesen sind und in Ortsnamen, die zunächst Bezeichnungen von Menschen waren und erst später zu Ortsnamen wurden. Diese Gliederung ist weniger starr und gestattet eine relativ vollständige Einordnung der einzelnen Bedeutungstypen in eine der beiden Gruppen. Die noch verbleibenden Fälle werden von zwei Ergänzungsgruppen erfaßt, denen einmal die doppeldeutigen und zum anderen die unklaren Namen zugezählt werden. Die beiden erstgenannten Hauptgruppen gliedern sich zur differenzierteren Erfassung des Ortsnamenmaterials von der Bedeutung aus in mehrere Teilgruppen. Die Absicht des Verfassers war es, durch eine feinere Systematisierung von der bedeutungsmäßigen Eigenschaft des Namens aus das gesamtslavische Ortsnamenmaterial sicherer zu erfassen und für siedlungsgeschichtliche Untersuchungen zugänglicher zu machen. Siedlungsgeschichte und Ortsnamenforschung werden ja heute allgemein als zwei Disziplinen angesehen, die auf engste Symbiose angewiesen sind.

Das seit Jahrzehnten in der Wissenschaft oft diskutierte Thema von der Urheimat der Slaven, das auch heute noch keine restlos befriedigende Lösung gefunden hat, greift T. LEHR-SPLAWIŃSKI in seinem Buche „*Herkunft und Urheimat der Slaven*“¹⁾ wieder auf. Wie die Dinge vor allem in der Erfassung der Ost- und Westgrenze des urslavischen Siedlungsgebietes liegen, zeigen die bekannten Theorien zu diesem Problem, die von Niederle, Rostafiński, Vasmer u.a. entwickelt wurden. Lehr-Splawiński schreibt seine Ausführungen in der Absicht, eine Synthese nach dem neusten Stand der Forschung zu geben, um schließlich in der Festlegung des urslavischen Raumes zu dem Schluß zu gelangen, daß die Urheimat der Slaven im Flußgebiet von Oder und Weichsel anzusetzen sei. Es handelt sich hierbei nur um das Kerngebiet des von L.-Spl. angesetzten urslavischen Siedlungsraumes und trotzdem muß man dieser Theorie den Vorwurf räumlicher Enge und zu starker Eingrenzung der slavischen Ursitze machen, die in ihrer östlichen Ausweitung großräumiger anzunehmen sind. Die Ergebnisse der slavischen Urheimatsforschung, soweit sie festere Formen in der Bestimmung der ältesten östlichen Slavensitze angenommen haben, sind unzureichend herangezogen worden. Mit den Mitteln einer Einzeldisziplin ist der komplizierte Fragenkomplex der slavischen Urheimat nicht mehr zu bewältigen und Lehr-Splawiński führt vor, was Geschichte, Sprachwissenschaft, Prähistorie, Anthropologie, Ethnographie und auch Rechtsgeschichte beizusteuern haben. Das entscheidende Wort wird innerhalb der Einzelwissenschaften doch der Linguist behalten, dessen Arbeitsmethoden die relativ sichersten Schlüsse gestatten. Die antiken historischen Nachrichten, beginnend mit Herodots *Σκύθαι γερμανοί* und *Νευροί* lassen allein auf sich gestellt noch keine sichere geographische Bestimmung der slavischen Ursitze zu, ihre Deutung

¹⁾ TADEUSZ LEHR-SPLAWIŃSKI, *O pochodzeniu i praojczyźnie Słowian*. Posen, Instytut Zachodni 1946.

bietet noch viele Schwierigkeiten, läßt aber auch manche Möglichkeit noch offen. Im slavischen Urheimatsproblem wird man immer wieder der Sprachvergleichung den Vorzug geben, die auf der Grundlage sprachlicher Gemeinsamkeiten innerhalb des Indogermanischen für die nachbarlichen Verhältnisse Rückschlüsse gestattet. Lautliche und morphologische Gemeinsamkeiten, die das Baltoslavische mit dem Iranischen, Thrakischen und Germanischen verbinden, sind in ihrer Auswertung dadurch begrenzt, daß eine sichere Chronologisierung der einzelnen Erscheinungen nur teilweise möglich ist, weshalb der prähistorische Wechsel in der Nachbarschaft der Völker in seiner wirklichen Folge vorerst nicht erfaßt werden kann. Die stärksten Gemeinsamkeiten im grammatischen Bau hat das Baltoslavische nach Lehr-Spławiński mit dem Germanischen. Dabei sollen die Bindungen zwischen Slavisch und Germanisch intensiver als die zwischen Baltisch und Germanisch sein, woraus auf eine größere Siedlungsnähe zwischen Slaven und Germanen geschlossen wird, was ihn zu der Ansicht veranlaßt, daß die Slaven westlicher als die Balten gesessen haben. Was die Sprachforschung durch grammatische Strukturanalyse, durch Wortschatzuntersuchung und Lehnwortforschung an Klärungen in der Frage nach der slavischen Urheimat zu bieten vermag, ist von L.-Sp. in der Feststellung eingeschlossen, daß Urbalten und Urslaven seit Alters her zum nordwestlichen Zweig der Indogermanen gehören und dabei in ihren Beziehungen zu den östlichen Indogermanen von den Iranern direkte Einflüsse erfahren. Zu den stabilsten Zeugen prähistorischer Art gehören die geographischen Namen, wobei Gewässernamen als Bezeichnung bevorzugter Siedlungsstellen und von Verkehrswegen des prähistorischen Menschen altertümlicheren Charakter aufweisen als die Ortsnamen. In differenzierter Gliederung beschäftigt sich L.-Spł. mit den Flußnamendeutungen in dem Raum zwischen Elbe und Wolga und nördlich von Sudeten, Karpaten, Schwarzem Meer und Kaukasus. Die Gewässernamen dieses Gebiets, innerhalb dessen die Urheimat der Slaven nach Ansicht des Verfassers zu suchen ist, sind vorwiegend indogermanisch, ohne daß es in jedem Falle möglich wäre, die Zuordnung zu einer bestimmten idg. Sprache festzulegen. Auf die Fraglichkeit der Zugehörigkeit des Elbe-Oder-Raumes zur slavischen Urheimat ist nicht hingewiesen. Zweifellos gibt die Toponomastik reichliche Aufschlüsse für die Lokalisierung der Völker in prähistorischer Zeit und ihre Forschungsergebnisse können besonders in der Verbindung mit der vorgeschichtlichen Forschung, die in die zeitliche Folge von Völkergruppierungen und Schichtungen Ordnung zu bringen vermag, zu greifbaren Resultaten gelangen. In ausführlicherer Darstellung, in der die Ergebnisse der Prähistorie mit den Namensschichten und auch den ältesten Nachrichten in Vergleich gebracht werden, glaubt L.-Sp. die Urheimat der Slaven im Oder-Weichsel-Gebiet ansetzen zu müssen. Anthropologische Untersuchungen mit ihrem gegenüber Vorgeschichtsforschung und Sprachgeschichte geringeren Beitrag zur Urheimatfrage und ebenso auch die Ergebnisse, die aus der Erforschung der materiellen und geistigen Volkskultur der Slaven, im Rückschluß von den Zuständen der Gegenwart auf die slavischen Urzustände, sich ergeben, werden zur Abstützung seiner These von L.-Sp. herangezogen. Ein umfangreicherer Anhang geht über den handbuchmäßigen Charakter der Arbeit hinaus und bietet eine gern hingegenommene Ergänzung zu dieser Einführung in den Problemkreis der slavischen Urheimatsforschung. Die von L.-Sp. vertretene Theorie in der Lokalisierung

der slavischen Ursitze aber verlangt noch nach einer ausführlicheren kritischen Besprechung.

An einen weiteren Leserkreis wendet sich ein Buch über Ursprung und Entwicklung der polnischen Sprache von T. LEHR-SPEŁAWIŃSKI, das bereits in zweiter Nachkriegsaufgabe erschien¹⁾. Handbuchartig ist vom Urslavischen über das Gemeinwestslavische in die polnisch einzelsprachliche Entwicklung, und letztere durch alle Phasen ihrer Geschichte bis in die moderne polonistische Forschung hinein, der vielgliedrige Fragenkomplex der polnischen Sprachgeschichte und Literatursprache in populärwissenschaftlicher Form zur Darstellung gebracht. Gute Orientierungsmöglichkeiten in Fragen der polnischen praktischen Grammatik und Orthographie mit noch ausgeprägterem praktischen Verwendungszweck liegen vor in der „*Grammatik der polnischen Sprache*“ von T. LEHR-SPEŁAWIŃSKI²⁾ und in den „*Grundzügen der polnischen Orthographie*“ von ST. JODŁOWSKI und W. TASZYCKI³⁾. Beide Bücher sind schon mehrfach aufgelegt worden. Formen, Typen und Ausnahmen des polnischen Verbums haben eine handliche Zusammenfassung in dem Buch von J. TOKARSKI⁴⁾ „*Czasowniki polskie*“ gefunden. Unter gleichem pädagogischen Aspekt stehen auch die Ausführungen in dem Büchlein von W. DOROSZEWSKI und B. WIECZORKIEWICZ⁵⁾ über die richtige polnische Aussprache. Und schließlich ist in diesem Zusammenhang noch eine Veröffentlichung zu nennen, die für das Polnische Profilskizzen der einzelnen Vokal- und Konsonantenartikulationen auf Grund von Röntgenogrammen bringt⁶⁾. Für das Tschechische hatten schon in den zwanziger Jahren Polland und Hála Skiagramme der Lautartikulationen veröffentlicht. Im Polnischen war man bisher auf die im Grunde fiktiven Lautbilder von Abiński angewiesen. Die röntgenographische Methode ist erstmals hier in gemeinsamer Arbeit eines Phonetikers mit einem Röntgenologen von H. KONECZNA und W. ZAWADOWSKI auch für die Artikulationen der polnischen Sprache angewendet worden. Eine Mappe von fast anderthalb Hundert röntgenographisch gewonnenen Profilskizzen vermittelt ein anschauliches Bild von der Zungenlage bei der Bildung polnischer Vokale und Konsonanten.

Den ersten Teil eines Handbuches zur polnischen historischen Grammatik, die historische Lautlehre, hat ST. ROSPOND⁷⁾ in hektographierter Form, um dem Studenten einen praktischen Studienbehelf schnell in die Hand zu geben, ver-

1) T. LEHR-SPEŁAWIŃSKI, *Język polski. Pochodzenie, powstanie, rozwój*. 2. Aufl. Biblioteka Wiedzy o Polsce. Bd. 2. Warschau 1951.

2) T. LEHR-SPEŁAWIŃSKI I ROMAN KUBIŃSKI, *Grammatyka języka polskiego*. Podręcznik dla wszystkich. 6. Aufl. Breslau 1952.

3) ST. JODŁOWSKI I W. TASZYCKI, *Zasady pisowni polskiej i interpunkcji ze słownikiem ortograficznym*. 9. Aufl. Breslau 1952.

4) JAN TOKARSKI, *Czasowniki polskie. Formy, typy, wyjątki, słownik*. Warschau 1951.

5) WITOLD DOROSZEWSKI — BRONISŁAW WIECZORKIEWICZ, *Zasady poprawnej wymowy polskiej*. Warschau 1947.

6) H. KONECZNA I W. ZAWADOWSKI, *Przekroje rentgenograficzne głosek polskich*. Warschau 1951.

7) STANISŁAW ROSPOND, *Gramatyka historyczna języka polskiego*. T. I. *Fonetyka*. Breslau 1951.

öffentlich, da die polnische historische Grammatik von Łoś inzwischen recht selten geworden ist. Papier und zum Teil auch die technische Ausführung erinnern an die Zeiten bescheidenster Buchkultur der Inflationszeit und stehen im krassen Gegensatz zu den buchtechnisch gediegenen übrigen wissenschaftlichen Veröffentlichungen der Nachkriegsjahre. Erfreulicher ist der Inhalt, der in klarer Stoffgliederung dem Studenten in handlicher Form einen Abriss der lauthistorischen Entwicklung des Polnischen gibt, welcher sich zum Vorteil des Handbuches nicht auf das lautliche Phänomen allein beschränkt, sondern auch Notwendigstes über älteste Sprachdenkmäler und Orthographie erwähnt. Der Mangel an wissenschaftlicher Literatur war als Folge der Verwüstungen des letzten Krieges gerade in Polen außerordentlich spürbar. Neuauflagen von wissenschaftlichen Lehrbüchern waren besonders dringend geworden. Zu den durch Photooffsetdruck neu herausgegebenen Büchern gehört auch die bewährte Zusammenstellung altpolnischer Texte, die ST. VRTEL-WIERCZYŃSKI¹⁾ 1930 im 12. Bd. der *Lwowska Biblioteka Slawistyczna* veröffentlicht hatte. Die Zweitaufgabe ist ein fast unveränderter Neudruck, in dem aus technischen Gründen nur notwendigste Korrekturen vorgenommen wurden. Aus dem Vorwort erfährt man einiges über die durch den Krieg vernichteten altpolnischen Literaturdenkmäler. Unter den verbrannten Handschriften der Nationalbibliothek befanden sich die Dorotheenlegende und der „Wiersz Słoty.“ Als verloren gelten auch die „Skarga umierającego“ und die „Rozmowa mistrza Polikarpa.“ Der als wahrscheinlich angenommene Verlust der beiden letztgenannten Texte ist umso empfindlicher, als von ihnen keine Photokopien vorhanden sind. Den Abschnitt über die Handbücher soll der Hinweis auf den „Abriß der allgemeinen Sprachwissenschaft“ von T. MILEWSKI²⁾ beschließen, in dem die polnische Sprachwissenschaft ein lang entbehrtes Werk erhält, das in weiter Themenstellung in die Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft von den ältesten Zeiten grammatischer Beschäftigung bis in neueste Sprachtheorien einführt und besonders durch einen mit zahlreichen Kartenskizzen ausgestatteten Atlasband instruktiv wirkt.

Das oft behandelte und immer noch nicht ausgeschöpfte „goldene Jahrhundert“ hat in ST. ROSPOND'S „*Studien zur Sprache des 16. Jh.'s*“³⁾ eine neue Monographie erhalten. Die Arbeit greift in die nationalsprachigen Verhältnisse der Reformation hinein und bringt ein Kapitel interessantester polnischer Sprachgeschichte erneut zur Darstellung. Vor allem geht es hierbei um die besondere Rolle, die Königsberg für die polnische Sprachkultur in der Reformationszeit gespielt hat. In diesem Jahrhundert vollzogen sich entscheidende Wandlungen im Bereich der polnischen Literatursprache, an denen führende Männer der polnischen Reformationsbewegung von Königsberg aus bestimmen-

¹⁾ STEFAN VRTEL-WIERCZYŃSKI, *Wybór tekstów staropolskich. Czasy najdawniejsze do roku 1543*. 2. Aufl. Warschau 1950.

²⁾ TADEUSZ MILEWSKI, *Zarys językoznawstwa ogólnego. Część I Teoria językoznawstwa. Część II Rozmieszczenie języków*. Prace Etnologiczne Bd. 1. Lublin—Krakau 1947/48.

³⁾ STANISŁAW ROSPOND, *Studia nad językiem polskim, XVI wieku (Jan Seklucjan, Stanisław Murzynowski, Jan Sandecki-Malecki, Grzegorz Orszak)*. Prace Wrocławskiego Towarzystwa Naukowego. Serie A. Nr. 20. Breslau 1949.

den Anteil genommen hatten. An diesem Punkt setzt Rosponds Arbeit an. Wo sprachliches Mittelalter und konservatives Festhalten mit modernen Sprachbestrebungen sich auseinandersetzen, wo der schriftsprachliche Umbruch zum Neupolnischen sich vollzog und umgangssprachliche Einflüsse die neue schriftsprachliche Form beleben und schließlich herrschend werden lassen, dort greift Rosponds Untersuchung die Probleme auf. Auch die graphischen Fragen werden behandelt. Es ist die Absicht des Verfassers, dem im Polnischen noch sehr fühlbaren Mangel an gründlichen Monographien zur Sprache bedeutender Dichter und führender Männer des polnischen Geisteslebens sowie ganzer Zeitabschnitte teilweise dadurch zu begegnen, daß er durch eine ausführliche Behandlung der Sprache von Jan Seklucjan, Stanisław Murzynowski, Jan Sandecki-Malecki und Grzegorz Orszak in ihrer phonetischen, morphologischen, syntaktischen, wortschatzmäßigen und mundartlichen Besonderheit einen Abschnitt sprachformen-der polnischer Geistesgeschichte einer linguistischen Analyse unterzieht und den Beitrag, den die von Ostpreußen aus genährte reformatorische Bewegung zur polnischen Sprachkultur geleistet hat, geschlossen zusammenfaßt. Dieser mit allen Zeichen sprachwissenschaftlicher Akribie sorgfältig durchgeführten Untersuchung war ein Jahr früher eine Arbeit Rosponds¹⁾ aus dem gleichen Gebiet vorausgegangen, in der mit knappem Kommentar die Katechismusübersetzungen von J. Seklucjan und J. Malecki von 1545 bzw. 1546 und die „Defensio“ von J. Malecki herausgegeben waren. Durch die Rospondschen Arbeiten sind die Königsberger Drucke der frühreformatorischen Zeit für die polnische Sprachgeschichte weitgehend erschlossen, und es stellt sich nun noch eindringlicher als bisher die Forderung ein, auch die sprachgeschichtliche Bedeutung anderer Mittelpunkte des polnischen Buchdrucks während des 16. Jh. monographisch zu behandeln. Unter anderem harren die Gesangbucheditionen der Reformationszeit immer noch auf eine zusammenfassende Darstellung wie auch detaillierte Untersuchung. Eine Bibliographie zur Geschichte des polnischen Kirchenliedes von der Art wie sie Ph. Wackernagel für das deutsche Kirchenlied des 16. Jh. vor bald hundert Jahren schon verfaßt hat, mit deren Hilfe man auch den Liedbestand der einzelnen Bücher überschauen könnte, gibt es noch nicht. Bibliographisch bleibt man auf die Liedergeschichte von Ephraim Oloff und auf die allgemeinen Bibliographien von Jocher, Estreicher sowie die „Literatura Polska“ von G. Korbut angewiesen. Die Bedeutung des muttersprachlichen Kirchenliedes für die polnische Sprachgeschichte steht aber außer allem Zweifel und die bisherige wissenschaftliche Literatur, die von 1744 bis 1926 Korbut zum polnischen Kirchenlied zusammengestellt hat, entspricht in keiner Weise dem sprachgeschichtlichen Wert dieser Kantonale.

Dem Bedürfnis nach Spezialuntersuchungen zur Sprache der großen polnischen Dichter kommt eine Arbeit von St. SŁOŃSKI²⁾ entgegen, die in ausschließlich linguistischer Betrachtung die Sprachform Jan Kochanowskis in ihren phonetischen, morphologischen und syntaktischen Merkmalen bespricht. Es

¹⁾ St. ROSPOND, *Druki mazurskie XVI w.* Wydawnictwo Instytutu Mazurskiego. Allenstein 1948.

²⁾ STANISŁAW SŁOŃSKI, *O języku Jana Kochanowskiego.* Towarzystwo Naukowe Warszawskie. Wydział I językoznawstwa i historii literatury. Warschau 1949.

beginnt mit den im 16. Jh. noch literatursprachlichen „verengten“ Vokalen a, é, ó in ihren verschiedenen Vorkommensmöglichkeiten; Kasusendungen, verbale Neubildungen, Archaismen und andere formale Eigenheiten im Gebrauch des Verbs, der Wortbildung werden vorgeführt und durch ausgiebige Belege illustriert. Recht kurz ist das Kapitel über die syntaktischen Verhältnisse ausgefallen, wobei zur Satzlehre nur einige Bemerkungen über das Satzgefüge gemacht werden an Hand von allzu knapp gehaltenem Beispielmaterial. Den Schluß bilden zwei skizzenhaft schmale Abschnitte über fremdsprachige Einflüsse und den Reim bei Kochanowski. Die Abhandlung beschränkt sich bewußt auf das formal Grammatische und berührt in keinem Falle die Sprache der Dichtung.

Die polnische mundartliche Forschung, eine der stärksten Seiten der polnischen Polonistik, hat ihr Augenmerk unter anderem auf die kujawischen Dialekte gelenkt, die schon lange nach einer gründlichen Untersuchung verlangten. Hier war ja eine der sichtbarsten Lücken der polnischen Dialektologie, denn auch die „*Dialekty języka polskiego*“ von Nitsch mußten sich, da größere Monographien fehlten, mit der Angabe der auffälligsten Merkmale begnügen. Z. SOBIERAJSKI¹⁾ hat in mehrmonatiger Arbeit über achtzig Ortschaften Kujawiens mundartlich untersucht und als Ergebnis dieser Feldarbeit eine gediegene, mit reichlichem Material versehene Darstellung der kujawischen Dialekte veröffentlicht. Die phonetischen, morphologischen und teilweise auch syntaktischen Verhältnisse der Mundarten Kujawiens sind besonders durch die Fülle von Belegen jetzt soweit einsehbar, daß das bisher dürftig durchforschte Gebiet in seinen wesentlichen mundartlichen Merkmalen klar geworden ist. Nur die Anzahl der Dialekttexte hätte größer sein können. Anders in seiner Art ist die von K. DEJNA²⁾ verfaßte Arbeit über die polnisch-mährischen Übergangsdialekte, die in Oberschlesien in der Gegend von Ratibor und Leobschütz gesprochen werden. Die polnisch-tschechischen Übergangsdialekte sind schon verschiedentlich behandelt worden, u. a. haben sich außer K. Nitsch auch B. Havránek, N. van Wijk und zuletzt A. Kellner³⁾ mit diesen Mundarten befaßt. Von all diesen Arbeiten unterscheidet sich das Buch von Dejna dadurch, daß es in dem ersten bisher veröffentlichten Teil ausschließlich wortgeographisch gehalten ist. Es ist ein Atlasband, der auf 364 Kartenskizzen die Lautform der gleichen Anzahl von Worten darstellt, die in über fünfzig Dörfern der Kreise Rybnik, Ratibor und Leobschütz aufgenommen wurden. Erfafßt wurde durch die Untersuchungen nur die alte eingeborene Bevölkerung. Zahl und Auswahl der Wörter lassen die mundartlich bewegten Verhältnisse in dieser Grenzzone deutlich hervortreten. Auffallend ist, daß die Bezeichnung für „sprechen“, die in den Mundarten Oberschlesiens stark variiert, unbeachtet geblieben ist. Es ist in der Geschichte der polnischen Dialektforschung das erste Mal, daß eine wortgeographisch so ausführliche Untersuchung für ein kleines Gebiet durchgeführt wurde. Die polnische Wort-

1) ZENON SOBIERAJSKI, *Gwary kujawskie*. Poznańskie Towarzystwo Przyjaciół Nauk. Wydział Filologiczno-Filozoficzny. Prace Komisji Filologicznej Bd. XIV Heft 2. Posen 1952.

2) KAROL DEJNA, *Polsko-laskie pogranicze językowe na terenie Polski*. Teil I. Atlas. Łódzkie Towarzystwo Naukowe Wydział I. Nr. 12. Lodz 1951.

3) AD. KELLNER, *Východolaská nářečí*. 2 Bde. Brünn 1946/49.

geographie, die mit Ausnahme des Vorkarpatenlandes über keine Darstellungen verfügt, hat durch das Buch von Dejna eine wesentliche Bereicherung erfahren.

In der Reihe *Orbis Polonicus* der „Breslauer Gelehrten Gesellschaft“ und der „Polnischen geographischen Gesellschaft“ haben B. OLSZEWICZ und W. TASZYCKI die „*Wiadomości o języku polskim w Śląsku i o polskich Ślązakach*“ von J. S. BANDTKIE neu herausgegeben¹⁾. Bandtkie, später Professor an der Krakauer Universität, hat viele Jahre in Schlesien gelebt und kannte deshalb die sprachlichen und völkischen Verhältnisse des Landes aus langer persönlicher Erfahrung. Als einer der ersten Gelehrten aus der Zeit Dobrovskýs und den Anfängen moderner slavischer Philologie griff er in seinen Studien auch die Polenfrage in Schlesien auf. In seiner politischen Auffassung dieses Problems ein Vorgänger von Lompa und Miarka hat er in der Geschichte der polnischen Dialektologie gleichfalls einen entsprechenden Platz als Vorläufer R. Fiedlers und L. Malinowskis. Diese beiden Momente kennzeichnen ausreichend seine kleine Abhandlung über die polnische Sprache in Schlesien, die als Zeitdokument interessiert, in ihrem dialektologischen Wert aber sehr begrenzt ist.

Fortsetzung folgt

Köln

R. OLESCH

A. G. PREOBRAŽENSKIJ (PREOBRAZHENSKY), *Etymological Dictionary of the Russian language*, New York, Columbia University Press 1951, 8°, XXX + 674 + V + 416 + 144 S. (= Columbia Slavic Studies).

Der emer. Gymnasiallehrer A. PREOBRAŽENSKIJ in Moskau hat bekanntlich seinen *Etimologičeskij slovar' russkogo jazyka*, Moskau 1910—1918 nur bis zum Worte *sulejá* herausgebracht. Nach seinem Tode (1918) fanden sich in seinem Nachlaß Korrekturfahnen des unmittelbar anschließenden Teils, von denen mir N. Durnovo in den 20er Jahren erzählt hat. Im Jahre 1949 erschien ein inzwischen gefundenes Stück von diesem Wörterbuch in den von S. Obnorskij herausgegebenen Trudy Instituta Russkogo Jazyka der Moskauer Akad. d. Wiss. Bd. 1 S. 1—144 (*télo* bis *jáščur*). Die Lücke zwischen *suleja* — *telo* blieb unausgefüllt, das Material dazu muß aber vorhanden und Durnovo bekannt gewesen sein. Das Werk war inzwischen außerhalb der Sowjet-Union sehr selten geworden und fehlte wohl auch auf den meisten deutschen Bibliotheken. Im Vergleich mit dem früher erschienenen Werke des Tifliser Gymnasiallehrers N. GORJAJEV *Sravnitel'nyj etimologičeskij slovar' russkogo jazyka*, 2. Auflage, Tiflis 1896 mit 2 Nachträgen *Dopolnenija* 1901 u. 1905 bedeutete es jedenfalls einen großen Fortschritt, der für große Teile des neuen Wörterbuches aber durch das Vorhandensein des ausgezeichneten Slavischen etymologischen Wörterbuches von E. BERNEKER (1908—1913) ermöglicht wurde. Da das Wb. von Preobraženskij im Buchhandel nicht zu beschaffen war, ist es mit Freuden zu begrüßen, daß die Columbia-Universität das Werk 1951 unverändert abgedruckt hat

¹⁾ JERZY SAMUEL BANDTKIE: *Wiadomości o języku polskim w Śląsku i o polskich Ślązakach* (1821) z pierwodruku wydali, przedmową i przypisami opatrzyli Bolesław Olszewicz i Witold Taszycki. *Orbis Polonicus* 1. Breslau 1952.

unter Hinzufügung der später erst von Obnorskij veröffentlichten „letzten Lieferung“. Im Vorwort erwähnt der New Yorker Slavist E. J. Simmons einige der in Rußland erschienenen Besprechungen. Merkwürdigerweise nennt er sie aber nicht alle. Mit Stillschweigen übergangen wird meine ausführliche Besprechung der ersten Lieferungen in deutscher Sprache im Roczn. Slaw. V (1912), 125—131, auch die Rezension von N. KARINSKIJ Žurn. Min. Nar. Prosv. 1917, Oktober, Bd. 71 S. 1—20 ist unerwähnt geblieben. Auf Grund der Besprechungen konnte festgestellt werden, daß die von Preobr. selbst abgeschlossenen Teile den beim Erscheinen des Werkes zu stellenden Anforderungen durchaus nicht immer genügten. Daß mein Russisches etymologisches Wörterbuch kurz vor dieser Neuauflage zu erscheinen begonnen hat, war den New Yorker Herren seit 1949 bekannt. Da der Verf. selbst nicht mehr am Leben ist, hat es keinen Zweck, sich hier ausführlich über die Änderungen, die nach 40 Jahren notwendig wären, zu äußern. Abgesehen von Lücken in der Literaturbenutzung (auch der russischen Literatur), fällt bei Pr. die über Sreznevskij's Materjaly wenig hinausgehende Kenntnis des Altrussischen auf. Wichtiger ist eine andere Frage. Die Leser des ausgezeichnet ausgestatteten W-bes von Preobraž. werden zunächst von dem stattlichen Band den Eindruck haben, daß es sich um ein zwar etwas veraltetes, aber immerhin verhältnismäßig vollständiges Wörterbuch handelt. Bei näherer Betrachtung kann man sehen, daß die Lücke *suleja* — *telo* größer ist als es nach der heutigen russ. Orthographie den Anschein hat, denn *telo* muß bei Preobr. als *tělo* erst hinter *tu-* gestanden haben. Es fehlen im Wb. folgende Wörter vollständig, über die sich viel sagen ließe: *sundúk*, *surók*, *súso*, *súslík*, *such*, *syn*, *sy* „Käse“, *syroj*, „feucht“, *syt*, *šagát*, *šádu*, *šet*, *šetovat*, *šéma*, *šejat*, *tájna*, *tak*, *tam*, *tamóžna*, *tat*, *tait*, *tvaróg*, *tvěrd*, *tvorit*, *tekú*, *telěnok*, *těmnyj*, *téma*, *těplyj*, *tesát*, *test*, *tětere*v, *tetivá*, *tě'a*, *tina*, *tiskat*, *tkat*, *tknut*, *tleť*, *ilo*, *tmin*, *továr*, *togdá*, *tolmáč*, *tok*, *tolít*, *tolk*, *tolkát*, *toloká*, *tolóc*, *tólstyj*, *tomít*, *tónkij*, *torg*, *toropít'sja*, *toská*, *tot*, *tóšno*, *tóšči*j, *travá*, *travit*, *trátit*, *tresk*, *trétij*, *tri*, *trizna*, *trógat*, *tropá*, *trost*, *trubá*, *trud*, *trup*, *trus*, *trápka*, *trású*. Damit ist nicht gesagt, daß der russ. Wortschatz bei Pr. sonst keine Lücken aufweist. Am Ende des Alphabets sind sie so groß, daß ich eine Aufzählung der von mir vermißten Wörter für überflüssig halte. Über die Notwendigkeit eines neuen Wörterbuches haben sich inzwischen mehrere Rezensenten aus Anlaß meines Russ. et. Wbes geäußert¹⁾. Da ich augenblicklich²⁾ das Ms. bis zum Worte *tarakán* in druckfertigem Zustande habe, hoffe ich seinen Abschluß noch zu erleben. Die amerikan. Neuausgabe von Preobr. wird mir diese Aufgabe erleichtern, da die alte Auflage im ausgeplünderten Berlin schwer zu erreichen u. überhaupt nicht zu kaufen ist.

Berlin-Nikolassee.

M. VASMER

¹⁾ Vgl. R. TRAUTMANN D. Literaturzeitung 1950 Sp. 551—552, J. SAHLGREN Namn och bygd 1950, R. JAKOBSON Word 7 (1951) 187—191, 8 (1952) 387—394, EDM. SCHNEEWEIS Zeitschr. f. Phonetik 5 (1951) 368—369, 6 (1952) 345—346, ST. BODNARČUK Wiener Slavist. Jahrbuch 2 (1952) 195—197, W. K. MATTHEWS, The Slavonic and East European Review 29 (1951) 582—585, B. UNBEGAUN Bull. de la Soc. de Ling. 58 (1952), 93—97, V. KIPARSKY Neuphil. Mitteilungen 53 (1952), 440—443, P. TEDESCO Language 27 (1951), 577—581, V. PISANI Archivio Glottologico Italiano 37 (1952), 179—183, D. ČYŽEVSKYJ The Annals of the Ukrainian Academy of Arts and Sciences in USA Bd. 4 (1952), 323—331.

JALO KALIMA: Slaavilaisperäinen sanastomme. Tutkimus itämerensuomalaisten kielten slaavilaisperäisistä lainasanoista (= Suomalaisen Kirjallisuuden Seuran toimituksia, Bd. 243) Helsinki 1952, XIV + 234 Seiten.

Dem langjährigen Ordinarius für slavische Philologie an der Universität Helsinki, Jalo Lahja KALIMA, ist es noch vergönnt gewesen, einige Tage vor seinem plötzlichen Ableben am 30. Juni 1952 sein letztes Werk, die neueste Synthese auf dem Gebiete der finnisch-slavischen Berührungen, gedruckt zu sehen. Dieses Buch, das Ergebnis einer fast zehnjährigen Arbeit, als Leitfaden und Nachschlagewerk für angehende finnische Linguisten gedacht und daher (leider) finnisch geschrieben, bietet endlich einen Ersatz für die längst vergriffenen „*Berührungen zwischen den westfinnischen und slavischen Sprachen*“ des finnischen Altmeisters J. MIKKOLA, denn die neue, völlig umgearbeitete Auflage derselben (*Die älteren Berührungen zwischen Ostseefinnisch und Russisch*, Helsinki 1938) war ganz offensichtlich ein Rückschritt.

Im Aufbau seines Werkes folgt Kalima dem von VILHELM THOMSEN aufgestellten, nunmehr klassischen Schema der nordischen Lehnwortuntersuchungen: nach einer (vielleicht etwas zu kurzen) kritischen Übersicht der bisherigen Forschung und einem in einem Lehrbuch berechtigten Überblick über die slavischen Sprachen, besonders das Russische, behandelt er auf ca. 50 Seiten die Lautensprechungen. Dann folgt der Hauptteil: ein über 100 Seiten starkes Verzeichnis der einzelnen Lehnwörter; einige werden ausführlich behandelt, bei den meisten wird aber nur auf MIKKOLA oder andere, meist finnische Forscher verwiesen. Den Abschluß bilden die kurz zusammengefaßten Schlußfolgerungen und die Gruppierung der Lehnwörter nach ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung, nebst sehr genauen Wörterverzeichnissen.

Neu sind vor allem die von Kalima selbst gemachten Zusammenstellungen, von denen allerdings einige von ihm schon in finnischen Zeitschriften veröffentlicht worden sind: finn. *kosina* ‚Verschlag neben dem Ofen in Bauernwohnungen‘ < r. *косна́, козёнка* (hyperkorrekt für *казна́, казёнка*) ‚id.‘; finn. *kupias*, est. *kubjas* ‚Fronvogt, Aufseher über die Arbeiter‘ abgeleitet von einem **kupa* < r. *зуба́* ‚Gerichtsbezirk, Kreis‘; finn. *lako* in *mennä lakoon* ‚sich legen (vom Getreide)‘ < r. *лог* in *класть лóгом* ‚flach hinlegen (besonders von Mauersteinen)‘; wot. *lonkka* ‚Tal, Vertiefung‘ < früh russ. **loka* (r. *лука́, р. лака* ‚Wiese‘ und d. Ortsnamen wie *Krumme Lanke*); finn. *nassakka* ‚Tönnchen‘ < r. *насáдка* ‚id.‘; finn. *nori*, eine mit Geschwülsten verbundene Pferdekrankheit, karel. *notúša*, est. *nari(ts)* ‚Haarseil, Fontanelle (bei Pferden)‘ < r. *нора́, норыца* ‚Widerristfistel u.a.‘; ostfinn. *patvaska*, karel. *pad'vaška* ‚Brautführer, Fürsprech‘ < r. (alt) *нодоуцкии́* ‚Gerichtsbote‘; finn. *porukka* ‚eine dem russ. Artell ähnliche, kurzlebige Arbeitsgenossenschaft‘, im Kriege 1941—44 besonders ‚Gruppe mit genau bestimmtem, kurzfristigem Sonderauftrag‘ < r. dial. *нокрýмка* ‚das sich Anschließen an ein Artell‘ (nicht, wie Kalima selbst zuerst glaubte < r. *нопы́ка*); finn. dial. *posakka* ‚Tagesarbeit, Pensum‘ < r. dial. *носо́за* ‚die nach der *со́за* zur Frohne berufenen Leute‘; finn. *raana* ‚Wunde‘ < r. *ра́на* ‚id.‘; finn. dial. (Sakkula an der r. Grenze) *rento*, *renta* im Ausdruck *näl o oikei huvä rento* ‚sie stehen in sehr gutem Verhältnis zueinander, vertragen sich sehr gut‘ < früh. **redъ* (r. *ряд* ‚Reihe, Ordnung, Vertrag‘ usw.); finn. *retukka* ‚Futtersack oder

Futtertuch (ein Laken, das an die aufgehobenen Fiernerstangen angebunden wird) < r. (*x*)*pe6mьk*, (*x*)*penmюz* u.a. ,id.¹⁾; finn. *riesa* ,Störung, Störenfried, lästiger Mensch' < r. dial. *гряза*, id.; finn. *rospuutto* ,die Zeit, wenn man weder mit dem Wagen noch mit dem Schlitten ordentlich fahren kann' < r. dial. *počnýmьe*, id. (schriftsprachlich in dieser Bed. nur *pačnýmuša*); ostfinn. *runtukka* ,Art Bank' < r. *pyндýк*, id.; lüd. *ruohida*, weps. *rojida* ,auseinanderwerfen' < r. *póю* ,ich grabe, werfe auseinander' und (mit großer Zurückhaltung) finn. *luola* ,Höhle' < **uola* (vgl. finn. *uula* ,Straße, Bahn') < r. **ула*, vgl. *ýлуца* ,Straße, Gasse', *ýлэй*, poln. *ul* ,Bienenstock'.

Einige von diesen neuen Gleichungen sind ganz evident und finden sich bereits in LÖNNROTS Finnisch-schwedischem Wörterbuch vom J. 1880, sind aber merkwürdigerweise bisher nicht einmal von finnischen Linguisten beachtet worden. Einige dagegen sind nicht ganz überzeugend. So sagt z.B. Kalima selbst, daß bei einer so offensichtlich alten Entlehnung wie *kupias* ein **kuopias* zu erwarten wäre; außerdem wird *kupias* von SETÄLÄ (Suomen Suku I, 161) als echt finnisch betrachtet. Bei *porukka* und *possakka* möchte ich, trotz der abweichenden Bedeutung, die Quellen in r. *порýка* bzw. *носáдка* (vgl. z.B. *nas-sakka* < *насáдка*) suchen. Die russ. Dialektforschung steckt ja, besonders was die Semasiologie anbetrifft, immer noch in den Kinderschuhen, und ich halte es für keineswegs ausgeschlossen, daß sich in weniger bekannten russ. Mundarten eine der finn. entsprechende Bedeutung finden wird. Serb. *нòpyка*, bulg. *ноpyка* heißt ja ,Bestellung, Entbieten, Befehl, Auftrag' und dieselbe Bed. liegt in den entlehnten rum. *poruncă*, ung. *parancs* vor, so daß man wohl von der Bed. ,Auftrag' (vgl. r. *поручéние*) ausgehen kann. — Bei *possakka*, das Kalima nur im Ausdruck *torpasta oli käyty neljä päivää possakassa* ,die von der Kate sind vier Tage zur p. gewesen' zitiert, könnte man an r. *зодúть на носáдку* in einer ähnl. Bed. denken. — Das kaum belegte *rento*, *renta* ist schon wegen des angeblich erhaltenen Nasalvokals, der uns zwingen würde, die Entlehnung ins 9. Jh. zu verlegen, sehr auffällig. Ich möchte die Frage aufwerfen, ob es nicht ganz einfach auf r. dial. *péndá* (< *apéndá* ,Mietszins, Pacht') zurückgehen könnte, das ich von ungebildeten Russen auf der Karelischen Landenge im Sinne ,Vertrag' gehört habe. Der oben erwähnte einzige Beleg würde dann etwa ,sie haben einen guten Vertrag' (d.h., ,sie vertragen sich gut') bedeuten.

Gegenüber diesen zahlreichen neuen Zusammenstellungen werden einige alte mit Recht ausgemerzt: finn. *ativo* ,Wohnung des Schwiegervaters', das MIKKOLA seinerzeit aus einem slav. *odiva* herleitete (was aber unmöglich ist, da serb. *odúsa* < **hodiva* ,ein in die Fremde verheiratetes Mädchen' einem r. **zodusa* entsprechen würde), stammt, wie Kalima bereits früher nachgewiesen hat, aus einem balt. **ateiva* (lit. *ateivis* ,Ankömmling'); finn. *raataa* ,schwer arbeiten' un-

¹⁾ Kalima beschäftigt sich grundsätzlich nicht mit der Etymologie der russ. Quellenwörter. In diesem Falle wäre es angebracht festzustellen, daß das russ. Wort kaum, wie Brückner Słown. etymol. jęz. polsk. 266 glaubt, aus altpoln. *kreptuch* ,Futtersack' (< d. *Kripptuch* ?), sondern eher, ebenso wie poln. *reptuch*, *reptiuch*, *reptuz*, id., aus mnd. *rēp dōk(es)* ,eine „Länge“ Tuch' stammt und mit Anlehnung an r. *xpe6ém* ,Rückgrat, Rücken der Tiere' umgestaltet ist. Der Schwund des ersten Konsonanten sowohl im Poln. als im Russ. wäre ja schwer zu erklären.

tarina ‚Sage, Legende‘, die man ganz allgemein auf russ. *сказание* bzw. *сказуня* zurückführte, sind in Wirklichkeit echt finnisch.

Nicht ganz konsequent ist Kalima in bezug auf die drei bekannten Wörter, die, falls sie wirklich aus dem Slavischen stammen, in grauer Vorzeit, vor der l. Palatalisierung entlehnt sein müßten: *hirsi* (Stamm *hirte-*), ‚Balken‘, *kimalainen* ‚Hummel‘ und *ies* (Stamm *ikehe-*) ‚Joch‘, vgl. abg. *жырдь, чьмель, уго*. Die beiden ersteren werden allerdings nur beiläufig erwähnt; höchstwahrscheinlich hält sie Kalima nicht für slav. Lehnwörter, obgleich er es nicht ausdrücklich erwähnt. Finn. *ies* wird aber im Wörterverzeichnis ausführlich behandelt und trotz der gewaltigen lautlichen Schwierigkeiten als eine Kompromißform aus *igo* und *ižes-* erklärt, da ersteres nur ein **ika* oder **iko*, letzteres nur ein **ihehe-* geben könnte. Kalima glaubt nämlich, daß der *s*-Stamm hier alt sein müsse, da man aus der Proportion *kolo:kolesa = igo: x* kein *x = ižesa* bekommen könne („die Proportion würde über das *g* vor einem Vordervokal stolpern“), was aber durchaus nicht stimmt: vgl. z. B. die späte altbulg. Analogiebildung *лечеца* ‚Antlitze‘ für *лице* von *лице* und den im Russ. ganz lebendigen Lautwechsel Guttural ~ Zischlaut, z. B. *рижский* ‚rigascher‘, *рижанин* ‚Rigenser‘ von *Рига* ‚Riga‘ (bekannt seit 1201), ja sogar *петербуржец* ‚Petersburger‘ von *Петербург* ‚St. Petersburg‘ (bekannt seit 1703).

Mit der alten Theorie der urslavischen oder westslavischen Lehnwörter im Ostseefinnischen wagt merkwürdigerweise auch Kalima nicht ganz zu brechen. Für die ersteren scheint ihm finn. *kaatio* ‚Hosenbein; Unterhose; Halbhose‘ zu sprechen, das nur auf ein urslav. **gatja* (r. *зачу*, serb. *зàhe* ‚Unterhosen‘) zurückgehen könne. Bekanntlich ist aber die Affrizierung des urslav. **tj* und **kt'* eine relativ junge Erscheinung (vgl. A. VAILLANT *Grammaire comparée des langues slaves* I, § 26), an der sogar ein roman. Lehnwort teilgenommen hat. Ein früh-russ. **gat'a* mit noch nicht ganz affriziertem *t'* würde *kaatio* sehr gut erklären, ebenso wie magy. *gatyá* ‚Unterhose‘ aus der Vorstufe des serb. *zàhe* erklärt werden kann. Hieraus würde allerdings folgen, daß est. *sääs* ‚Fischwehr‘ < r. *съжа*, id.‘ (falls letzteres < **sédja* ist) bedeutend jünger sein muß, was aber in Anbetracht seiner viel geringeren Verbreitung (nur im Estn.!) ganz plausibel wäre. — Um finn. *kuontalo* ‚Wergbündel, Wickel‘ < **kõntalo* < **kõdelb* (r. *кудель*) zu erklären, muß man einen langen Nasalvokal in der gebenden Sprache voraussetzen, und Kalima wagt es nicht, dies für das Früh-russ. zu tun, sondern erwägt vorsichtig die Möglichkeit einer westslav. Quelle. Das finn. Wort kann aber schon aus dem Grunde nicht auf eine westslav. Quelle zurückgeführt werden, weil dann auch lett. *kuodelš* und lit. *kuodelis* auf dieselbe oder eine ähnliche westslav. Quelle zurückgehen müßten, was aber in bezug aufs Lit. nicht angeht, da ein westsl. **kõdelb* mit erhaltenem Nasalvokal ein lit. **kandelis* oder **kundelis* ergeben hätte. Äußerst befremdend wäre aber die Annahme, daß gerade die Litauer, die doch seit Jahrtausenden in der Nachbarschaft der späteren Westslaven (Lechiten) sitzen¹⁾, sich dasselbe Wort von den Russen geholt hätten, welches die hoch im Norden sitzenden Finnen von den Westslaven erhielten. — Und wenn auch altnord. *torg* ‚Handelsplatz‘ vielleicht aus altpoln. *targ* stammt, braucht man nicht gleich daran zu denken, daß finn. *turku* (heute

¹⁾ Diese Tatsache spiegelt sich in den Ortsnamen des alten Sudauerlandes wider, vgl. K.-O. FALK *Wody wigierskie i huciańskie* (Lund 1941).

nur als Name der Stadt Åbo), das wunderbar zu altruss. *мъръ* paßt, westslav. Herkunft sei. — Kurz, es ergibt sich ein viel einheitlicheres und klareres Bild, wenn man sämtliche slav. Lehnwörter des Ostseefinnischen auf früh russ. Formen etwa des 7.—8. Jhs. zurückführt. Für die meisten sog. „älteren“ Lehnwörter sucht auch Kalima mit vollem Recht solche früh russische Quellen, und es ist ihm nicht entgangen, daß man mit Hilfe der ostseefinn. Formen den vom heutigen völlig abweichenden früh russ. Vokalismus ziemlich genau bestimmen kann. Ich habe darauf schon in einem im November 1944 in Lund (Schweden) gehaltenen Vortrag hingewiesen und später machte mich Prof. Dr. CHR. S. STANG (Oslo) brieflich darauf aufmerksam, daß sich in der Veränderung des russ. Vokalismus ein gewisses System offenbart, indem sich der Öffnungsgrad gewisser Vokale im Laufe der Zeit allmählich verringert wie man aus der folgenden Tabelle ersieht:

Kyrillisches Schriftzeichen:	Lautwert:	
	Frühhussisch: (unabhängig von d. Bet.)	Heute in betonten Silben:
А	ā	ä, a
Е	ä, ε	ē, ē, ε, e
И, I	i	ī, i
О	a, ā	ō, o
ОУ	ō, ū	ū, u
Ѣ	ā, ē	ē, ē, ε, e
ѢІ	(ui), ŷ	ŷ, y
Ѥ	u	— / ō, o
Ѧ	i	— / ē, ē, ε, e
Ѩ	ōn, on, ūn, un	ü, u
Ѭ	? (en?)	'ä, 'a

Wichtig ist hierin vor allem die Feststellung einer vom Akzent völlig unabhängigen phonologischen Opposition lang ~ kurz für die früh russ. Vokale, die noch z. B. von SOBOLEVSKIJ völlig in Abrede gestellt wurde. In dieses System paßt keineswegs die vorsichtige Vermutung Kalimas (S. 48), bereits das früh russ. *ъ* sei, wie heute in einigen nordgroß russ. Dialekten, je nach dem Palatalisierungsgrad des folgenden Konsonanten offen oder geschlossen gewesen, so daß finn. *viesti* ‚Nachricht‘ < **vēsti* < r. *вѣсть* auch als sehr altes Lehnwort nicht **vāsti* geworden wäre. Kalima merkte selbst gleich, daß est. *sääs* < *сѣса* dem widerspricht, da russ. *ъ* noch im 13.—14. Jh. „weich“, d. h. palatalisiert gewesen ist. Der Unterschied zwischen den „alten“ und den „jüngeren“ Lehnwörtern, mit dem bereits MIKKOLA operierte, wird von Kalima durch genaue lautliche Kriterien gestützt. Während in alten Lehnwörtern den etymologisch langen russ. Vokalen auch in unbetonter Stellung Längen entsprechen, hängt die Lautentsprechung in den jüngeren Lehnwörtern hauptsächlich vom russ. Akzent ab. Man erwartet und findet auch meist für einen betonten russ. Vokal einen langen, für einen unbetonten einen kurzen finnischen. Leider wird diese Regelmäßigkeit oft gestört, indem eine nachfolgende Konsonantengruppe auch einen betonten russ. Vokal kurz erscheinen läßt, z. B. olon. *britvu* ‚Rasiermesser‘ < r. *бръвса* (mit festem Akzent). Schwierigkeiten bereitet aber auch der bewegliche russ. Akzent, da man nicht wissen kann, aus welcher russ. Form das finn. Wort

stammt. Z. B. karel. *lista* ‚Blatt‘ kann nach Kalima sein kurzes *i* aus unbetontem *r. i* (in *лѣта́, лѣту́* usw.) oder aus betontem *r. i* (in *лѣтѣ*) vor einer Konsonantengruppe haben.

In zweifelhaften Fällen wird vielfach die Geschichte des russ. Akzentes helfen. So kann man z. B. mit ziemlich großer Wahrscheinlichkeit sagen, daß karel.-olon. *koad'ie* ‚Weihrauch brennen, räuchern‘ wirklich auf eine Form mit betontem russ. *a* zurückgeht. Kalima hat natürlich ganz recht: es heißt heute russ. *кади́ть, кажи́, кади́шь* usw., mit festem Akzent, woraus man nur ein **kad'ie* erwarten kann. Dieser feste Akzent ist aber kirchenslavisch, denn im Russ. haben Verba dieses Typs meist beweglichen Akzent bekommen: *кади́ть* ‚setzen‘ ~ *сажи́, кади́шь* (sogar: *соди́шь*), *учи́ть* ‚lehren‘ ~ *учу́, учи́шь, плати́ть* ‚zahlen‘ ~ *плати́, плати́шь* (sogar: *плоти́шь*) usw., während es z. B. noch im Akademiewörterbuch vom J. 1794 *сажи́, кади́шь* und in russ. Texten des 16.—17. Jhs. *учи́ть, плати́ть* heißt. Kirchenslav. heißt es noch heute (z. B. in russ. Kirchen) *саждѣ́: кади́ши* wie *каждѣ́: кади́ши*, vgl. serb. *кади́ти: кади́м* ganz wie *кади́ти: кади́м*. Bei einem typisch kirchlichen Wort wie *кади́ть* machte sich das Korrektiv der kirchenslav. Betonung natürlich viel stärker geltend, als etwa bei *сади́ть* oder *плати́ть*; deshalb konnte ich in der großruss. Literatur keinen Beleg für **кади́шь* finden, das im Ukr. vorkommt: im russ.-ukr. Wörterbuch von J. KALINOVÍČ (Moskau 1948) heißt es: „*кади́ть* церк., перен. *кади́ти, -ди́жѣ, -ди́ш.*“ — Die von Kalima zitierte karel.-olon. Form beweist aber gerade, daß dieses theoretisch zu erwartende großruss. **кади́шь* tatsächlich in irgendeinem Dialekt existiert oder existiert hat.

Zum Schluß als Kuriosum noch eine weitere, mir zufällig aufgefallene Bestätigung der Existenz eines russ. dial. [*m'er*] für *мир* 1. ‚Dorfgemeinde; Welt‘ 2. ‚Friede‘, das bei der Erklärung des finn. *miesto* ‚Dorfgemeinde‘ eine große Rolle spielt (bei Kalima S. 50). Der ehemalige Ieromonach ILIODOR (SERGEJ TRUFANOV) erwähnt nämlich in seinem Buch über Rasputin (*Святой чортъ*, Moskau 1917) auf S. 53, daß dieser letztere, der ja bekanntlich kaum zu lesen verstand, den üblichen liturgischen Ausruf *ми́ромъ Господу помоли́мся!* in seiner nordgroßruss. Weise stets *меромъ Господу помоли́мся!* aussprach.

Kalima war ein Meister der äußerst knappen und klaren, zugleich aber äußerst vorsichtigen Ausdrucksweise. Deshalb enthält sein letztes Werk, trotz seines verhältnismäßig geringen Umfanges, eine Fülle nicht nur von Tatsachen, sondern auch von Anregungen, über die man sehr viel diskutieren könnte, wobei nicht nur Slavisten, sondern vor allem Fenno-ugristen zu Worte kommen sollten. Für manche, bisher als sichere Slavismen betrachtete ostseefinn. Wörter könnten ganz unerwartet, wie z. B. für die oben erwähnten *raataa* und *tarina*, gute finn.-ugr. Etymologien gefunden werden. Die Entdeckung neuer slav. Lehnwörter im Urfinnischen (nicht in den ostfinn. Dialekten und im Wot., Weps. und Karel.-olon.!) verlangt allerdings, beim heutigen Stände unseres Wissens, ein großes Glück oder einen außergewöhnlichen Scharfsinn. Die weitere Forschung wird wohl nur noch verschiedene Schönheitsfehler und Unstimmigkeiten beseitigen, so vor allem das Problem *ies* ~ *uo* endgültig lösen und den Nachweis der langen Nasalvokale im Früh russ. erbringen müssen. Im übrigen ist der Urwald der älteren finnisch-slavischen Berührungen durch die Rodungsarbeiten der großen finnischen Slavisten in einen schönen Park verwandelt, in dem jeder Sprachforscher mit Vergnügen lustwandeln kann.

Birmingham

V. KIPARSKY

H. C. SØRENSEN *Aspect et Temps en Slave*, Aarhus Universitets Slaviske Institut, Aarhus 1949. 188 S.

Die Forderung DE SAUSSURES nach synchronischer Sprachforschung auf formaler Grundlage hat ihre jüngste und vielleicht extremste Weiterentwicklung in der *linguistique linguistique*¹⁾ der Kopenhagener Glossematik gefunden. HJELMSLEV sieht in der Sprache ein System funktionell aufeinander bezogener Einheiten²⁾. Die sprachlichen Kategorien und Elemente sucht er durch ihre Abhängigkeit voneinander zu definieren, z.B. setze der Silbenrand (Konsonant) den Silbenkern (Vokal) voraus, aber nicht umgekehrt³⁾. In dieser Weise teile man einen gegebenen Text von unendlicher Ausdehnung in immer kleinere Einheiten auf, bis man eine begrenzte, möglichst kleine Anzahl von Minimalgrößen, die sog. Glosseme, erreiche⁴⁾.

Diese kombinierten sich in der Sprache in bestimmter Weise. Aufgabe der Forschung sei die Aufstellung eines „almindelig og udtømmende kalkyle over de mulige kombinationer. En saaledes anlagt historie maatte fra det blot primitivt skildrende stadium stige til en systematisk, exakt og generaliserende videnskab, i hvis teori alle begivenheder (mulige forbindelser af elementer) er forudset og betingelserne for deres realisation fastlagt“⁵⁾. Wie in der Mathematik⁶⁾ gelte als Kriterium für die Richtigkeit der Theorie einzig ihre Widerspruchslosigkeit in sich und in Übereinstimmung mit den zu Beginn eingeführten Voraussetzungen⁷⁾. Diese seien jedoch so zu wählen, daß sie sich auf möglichst zahlreiche und vielfältige Erfahrungstatsachen anwenden ließen. Erst damit werde die Theorie brauchbar zur widerspruchsfreien, erschöpfenden und möglichst einfachen Beschreibung eines gegebenen Sprachzustandes⁸⁾.

Das von ihm geforderte metasprachliche System arbeitet HJELMSLEV jedoch nicht vollständig aus, sondern beschränkt sich auf einige Prolegomena. Die für die praktische Verwendbarkeit der Theorie entscheidende Frage der Identifizierung von Größen in der Objektsprache umgeht er völlig⁹⁾. Wenn HJELMSLEV von der Substanz ganz absieht und einzig formale Kriterien anerkennt, so muß sich der Leser vergeblich fragen, ob und wie er z.B. auch nur die beiden *d* in russ. *dat'* und *dam* noch miteinander gleichsetzen kann. Vielleicht beruht die hier zu konstatierende Kommutation nicht auf dem Wechsel zwischen *t'* und *m*, sondern zwischen *d*₁ und *d*₂ oder *a*₁ und *a*₂, während *t'* und *m* als ein Phonem anzusehen sind(?)¹⁰⁾. Erklärt doch KURYLOWICZ¹¹⁾ die germanischen und armenischen Konsonantenverschiebungen sogar damit, daß das Sprachgefühl *p*, *t*, *k* nach *s*

1) HJELMSLEV, Act. Ling. IV, 3, p. VIII.

2) Vgl. *Metod strukturnogo analiza v lingvistike*, Act. Ling. VI, 58—67, *Omkring sprogteoriens grundlæggelse*, Kopenhagen 1943 (Abk. OSG.).

3) OSG. p. 26.

4) OSG. pp. 38f., 88f.

5) OSG. p. 10.

6) HJELMSLEV spricht ausdrücklich von „en sprogets algebra“ (OSG. p. 71) und betont die Verbindung zwischen Glossematik und Logistik (Act. Ling. VI, 63).

7) OSG. p. 17f.

8) OSG. p. 14.

9) OSG. p. 56 Anm. Vgl. Kritik bei C. E. BAZELL, Arch. Ling. I, 89—92.

10) Vgl. dazu ferner E. FISCHER-JØRGENSEN, TCLC V, 214—234, C. H. BORGSTRÖM, Act. Ling. V, 1—14, E. HAUGEN, Lang. 27, 211—222.

11) *Lingua* 1,77—85.

sonstigem *b, d, g* phonologisch gleichgesetzt habe. Der Lautwandel sei lediglich eine Folge dieses Orientierungswechsels im System.

Wie man sieht, läßt HJELMSLEV den Leser über die praktische Handhabung seiner Theorie weitgehend im unklaren. Noch gesteigert wird dies durch den Mangel an Beispielen.

Es ist daher zu begrüßen, wenn in der vorliegenden Arbeit Verf. den Versuch unternimmt, die Anschauungen HJELMSLEVS auf einen bestimmten Tatbestand, Aspekt und Tempus im Slavischen, anzuwenden. Uns interessieren dabei vor allem zwei Fragen: 1. Inwieweit modifiziert oder erweitert Verf. HJELMSLEVS Prinzipien und welche theoretischen Perspektiven ergeben sich dabei? 2. Führt die vom Verf. gewählte Methode ihn zu neuen Erkenntnissen über die slavischen Sprachen?

Zu Beginn des Hauptteils (pp. 41—52) setzt sich Verf. mit HJELMSLEVS Regeln zur deduktiven Textanalyse auseinander. Dieser stellt die sprachlichen Kategorien auf mit Hilfe der Funktionen Interdependenz, Determination und Konstellation, die er ihrerseits auf die undefinierbaren Begriffe Präsens, Notwendigkeit und Voraussetzung zurückführt. Letztere sind, wie Verf. m. E. richtig zeigt, für operationelle Zwecke noch in ihrer genaueren Bedeutung nicht genügend geklärt. Sie führten z. B. HJELMSLEV und HOLT in der Aspekt- und Tempuslehre zu entgegengesetzten Ergebnissen, und man müsse sie für mehrdeutig halten. Als Kriterien bleiben Verf. damit nur noch die semiologische Funktion mit dem Kommutationsbeweis¹⁾ sowie Konjunktion und Disjunktion²⁾. Jener ist jedoch, wie Verf. zeigt, nur auf Glieder der gleichen Kategorie anwendbar³⁾. Wir können mit seiner Hilfe zwar z. B. *a, u, y*, d. h. Vokalphoneme (z. B. dän. *mand, mund, mynd*), nicht aber *a* und *p* voneinander scheiden (**mpnd* existiert im Dän. nicht).

Zur Trennung der Kategorien voneinander greift Verf. daher auf die von HJELMSLEV sehr unklar definierten Begriffe Konjunktion und Disjunktion zurück⁴⁾ und stellt auf ihrer Grundlage ein theoretisches System auf. Er unternimmt damit den Versuch, HJELMSLEVS Forderung nach einem erschöpfenden Kalkül zur Berechnung aller Kombinationsmöglichkeiten in die Praxis umzusetzen. Wie in den Naturwissenschaften seien von im Einklang mit dem zu beschreibenden Gegenstand axiomatisch aufgebauten Systemen auch in der Sprachforschung neue Erkenntnisse zu erwarten: „On arrivera probablement à poser plus clairement les problèmes, et à prévoir des objets et des relations qu'autrement on n'aurait pas eu l'idée de rechercher“⁵⁾.

Zum Ausgangspunkt seines Systems nimmt Verf. den Grundsatz, daß in einer gegebenen sprachlichen Form (z. B. lt. *dominus*) nur Glieder verschiedener Kategorien, nicht aber mehrere Glieder der gleichen Kategorie nebeneinander exi-

¹⁾ OSG. p. 66f.

²⁾ OSG. p. 33f.

³⁾ pp. 15—18. So auch HJELMSLEV, 5e. congrès int. de ling. Rapports, Brüssel, p. 71.

⁴⁾ HJELMSLEV stellt nebeneinander *lak — sæt*. „I *lak* er der konjunktion, koexistens mellem *l* og *a* og *k*: vi har „faktisk“ for vore øjne eller for vort øre baade *l* og *a* og *k* . . . Men mellem *l* og *s* er der disjunktion, alternation: hvad vi „faktisk“ har for vore øjne, er enten *l* eller *s*“ (OSG. p. 34). Diese Begründung halte ich für mißverständlich. Ich glaube, alle sechs Phoneme bzw. Buchstaben gleichzeitig vor Augen zu haben.

⁵⁾ Verf. p. 57.

stieren können (z.B. nom. sing. masc., nicht aber nom. gen. dat.), und deutet dementsprechend HJELMSLEVS Konjunktion als Multiplikation (nom+masc+sing), die Disjunktion als Addition (nom+gen+dat). Der denkbare, vom Verf. nicht erwähnte Einwand, in russ. *reke* seien z.B. sowohl Dativ wie Lokativ vorhanden, ist m.E. nicht stichhaltig, da hier auflösbarer Synkretismus vorliegt¹). Die Form *reke* läßt sich immer eindeutig entweder als Dativ oder als Lokativ bestimmen.

Die etwas umständliche theoretische Darstellung des Verf. schlagen wir vor, wie folgt zu vereinfachen²). Gegeben seien mehrere Reihen, z.B. $A_1 (a_1 + b_1 + c_1 \dots)$, $A_2 (a_2 + b_2 + c_2 \dots)$, $A_3 (a_3 + b_3 + c_3 \dots)$ usw., die sich miteinander nach den bekannten Regeln multiplizieren lassen³). Im gesamten System darf jeder Summand nur je einmal vorkommen. Daraus folgt, daß in keinem Produkt mehr als ein Summand aus jeder Reihe als Faktor auftreten kann, z.B. $a_1 \cdot a_2 \cdot b_3$, nicht aber $a_1 \cdot b_1$. Deuten wir die Reihen als grammatische Kategorien, z.B. Genus (masc+fem+neutr), Numerus (sg+pl), Kasus (nom+gen+...), so ist mit unserer Formulierung das System eindeutig auch auf Synkretismen wie das genannte *reke* anwendbar. Hier wären Dativ und Lokativ nicht als Faktoren, sondern als Glieder einer Summe aufzufassen und die genannte Form *sg. fem. (dat+lok)* zu notieren.

Auch in weiteren Punkten ließe sich das System des Verf. noch allgemeiner formulieren. Während er nur mit zwei bzw. drei Kategorien mit ebensovielen Gliedern arbeitet, z.B. Aspekt (pf+ipf), Tempus (präs+prät), könnte man Reihen mit jeweils $p_1, p_2, p_3 \dots p_n$ Gliedern ansetzen und die sich ergebenden Kombinationsmöglichkeiten berechnen⁴). Nehmen wir der Einfachheit halber an, jede Reihe habe gleichmäßig je p Summanden, so gäbe es, wenn wir alle nur in der Anordnung der Terme voneinander verschiedenen Gruppen als identisch ansehen, $s_2 = \binom{n}{2} p^2$ Produkte zu je zwei, $s_3 = \binom{n}{3} p^3$ zu je drei usw. und $s_n = p^n$ Produkte zu je n Faktoren, insgesamt also $S = (1+p)^n - np - 1$ Kombinationsmöglichkeiten.

Es wäre dann zu untersuchen, welche dieser Möglichkeiten in einer gegebenen Sprache realisiert sind. Im Cymr. verbindet sich z.B. die Person außer mit Verben (*gwelaf*) auch mit Substantiven (*eiddof*) und Präpositionen (*gennyf*), im Deutschen nicht. Verf. schneidet (p. 85) diese Fragestellung an, wenn er die Größe *imp.pf* im Abg. als reel, im heutigen Srb. als virtuell bezeichnet. Leider definiert er den Begriff Virtualität nicht und verwendet ihn auch noch in anderer Bedeutung, z.B. sei die I. Person in po. *pisalem* reel, in russ. *pisal* virtuell vorhanden (p. 82f.). Hier handelt es sich jedoch nicht um nichtverwirklichte Kombinationsmöglichkeiten, sondern um Varianten⁵). Nach obigem System wäre

¹) Vgl. OSG. p. 81f.

²) Für das Folgende verdanke ich Herrn Dr. R. ULLRICH, Kiel, wertvolle Hinweise.

³) Im System des Verf. hat offenbar nur das Multiplikationszeichen (\cdot), nicht aber das Pluszeichen ($+$) operationelle Bedeutung.

⁴) Die Zahl der möglichen Produkte zu je zwei Faktoren betrage z.B. $p_1 \cdot (p_2 + p_3 + p_4 + \dots + p_n) + p_2 \cdot (p_3 + p_4 + \dots + p_n) + p_3 \cdot (p_4 + p_5 + p_6 + \dots + p_n) + \dots + p_{(n-1)} \cdot p_n$.

⁵) Im Sinne HJELMSLEVS, OSG, pp. 55—68.

pisalem als *prät. masc. 1 pers.*, *pisal* als *prät. masc* oder *prät. masc. (1 + 2 + 3 pers)* aufzufassen.

Ebenso verschwommen bleibt die Auseinandersetzung des Verf. mit der Frage der Anordnung der Terme im Produkt. Grundsätzlich erklärt er diese zwar für willkürlich (p. 63f.). Von den 48 verschiedenen, bei der Ausmultiplizierung von $(1+s) \cdot (a+\ae) \cdot (k+t)$ möglichen Reihenfolgen¹⁾ greift er aber nur die acht im Dän. realisierten heraus (p. 75). Sind die übrigen „virtuell“? Es treten hier bei der Anwendung des Systems auf Größen des Ausdrucks Schwierigkeiten auf. Diese würden sich vervielfachen, wenn wir nicht nur Silben, sondern ganze Sätze oder Abschnitte zu notieren suchten. Hier wiederholen sich immer wieder gleiche Größen (Phoneme, Wörter usw.). Damit wäre das Axiom vom nur einmaligen Vorkommen jedes Summanden im System nicht mehr erfüllt²⁾. Um es zu retten, müßte man leugnen, daß zwei sprachliche Größen überhaupt miteinander identisch sein können und damit jeder wissenschaftlichen, d.h. systematischen Betrachtung der Sprache im voraus die Berechtigung absprechen³⁾.

Trotz dieser Bedenken und der von uns im einzelnen vorgeschlagenen Präzisionen und Erweiterungen stellt die vorliegende Theorie der Kombinationsmöglichkeiten sprachlicher Elemente m.E. einen wichtigen und anregenden Vorstoß auf wissenschaftliches Neuland dar. Das gesteckte Ziel, die Definition von Aspekt und Tempus im Slav., erreicht Verf. auf diesem Wege jedoch nicht. Sein System kann nicht der Aufstellung sprachlicher Kategorien und ihrer Glieder dienen, sondern setzt deren Kenntnis im Gegenteil voraus. Es zwingt z.B. niemanden, Aorist und Imperfekt als Aspekte und nicht zusammen mit dem Präsens als Tempora anzusehen. Verf. gibt (p. 28) selbst zu, daß die Notierung von *čtočs*, *čtčsčs* als *aor. prät.* und *impf. prät.* nur „possible“, also nicht notwendig sei. Das dargestellte System bleibe ebenso anwendbar, wenn wir z.B. *rozbię*, *rozbięm*, *rozbięm*, *rozbięm*, *rozbięm*, *rozbię* usw. sämtlich als Glieder einer einzigen Kategorie Ax ansähen und in der Theorie als Summe interpretierten⁴⁾. Ebenso wenig kann die fehlende Verbindung zweier Größen, z.B. Präposition und Person im Deutschen, wie Verf. will (p. 68), als Kriterium dafür gelten, daß beide der gleichen sprachlichen Kategorie angehören.

Verf. hilft sich dadurch, daß er die Paradigmata der *grammaire classique* pf + ipf, aor + imp, präs + prät, die er doch mit neuen, sicheren Methoden nachprüfen wollte (p. 6), einfach übernimmt⁵⁾ und sie nur auf Grund des Kommutationsbeweises nochmals in allen wesentlichen Punkten bestätigt (pp. 18—40). Daß er dem Slav. das Futurum abstreitet (p. 22f.) und Aorist und Imperfekt des

¹⁾ Je drei Elemente lassen sich auf sechsfache Weise anordnen, z.B. *lak*, *lka*, *alk*, *akl*, *kal*, *kla*.

²⁾ So bereits, wenn Verf. (p. 74) *rir* als *ř.i.ř* notiert und *ř* als *r.* <, *ř* als *r.* > definiert. In ersterem Produkt tritt *r* zweimal als Faktor auf!

³⁾ Vgl. BLOOMFIELDS „fundamental assumption of linguistics“: „In every speech-community some utterances are alike in form and meaning“ (*Language*, New York 1933, p. 78).

⁴⁾ Vgl. die heftige Polemik TOGEBYS, *Structure immanente de la langue française*, TCLC VI, 160.

⁵⁾ Seine wiederholten Versicherungen, dies geschehe nur *à titre d'essai*, können darüber nicht hinwegtäuschen.

Sorb. lieber pf. bzw. ipf. Prät. nennen will (p. 87), ist dabei grundsätzlich ohne Belang.

Schon dieser methodische Ansatz läßt vom Verf. wohl neue Formulierungen, aber kaum neue sachliche Erkenntnisse erwarten. Auch bisher unbekanntes Material bringt Verf. nur in wenigen Einzelfällen bei. Seine Betrachtung erstreckt sich, abgesehen von verstreuten Bemerkungen, auf die lebenden slavischen Literatursprachen außer dem Slovenischen, beansprucht aber offenbar Geltung für das gesamte Slavische¹⁾.

Um eine formale Definition von Aspekt und Tempus bemüht sich Verf. nur in wenigen Andeutungen. Hier wären m.E. fünf Einzelaufgaben zu lösen gewesen:

1. Definition des Verbums als sprachlicher Größe. Hierauf verzichtet Verf. von vornherein (p. 9).

2. Abgrenzung der verbalen Kategorien voneinander. Verf. untersucht zwar die heteronexuelle Determination von Aspekt und Tempus und weist an einigen Beispielen ihr Nichtvorhandensein nach²⁾. Daraus schließt er kurzerhand auf homonexuelle Determination für beide Kategorien, hält aber trotzdem und wieder ohne Angabe von Gründen die traditionelle Scheidung zwischen ihnen aufrecht. Dabei hätte es nahe gelegen, den Aspekt als homonexuell³⁾, das Tempus als weder homo- noch heteronexuell zu bestimmen.

3. Einteilung des Bestandes in pf. und ipf. Verben. Verf. bemüht sich nirgends um ein neues und sicheres Kriterium. Er weist lediglich HOLTS Methode⁴⁾ mit Recht als ungenügend zurück und verläßt sich im übrigen auf die traditionelle Klassifizierung der *grammaire classique*, obwohl diese doch auf der Substanz beruht⁵⁾ und einem Strukturalisten daher verdächtig sein sollte. In dieser Beziehung geht MAZON⁶⁾ bereits struktureller vor als Verf.

4. Einordnung der Verben in Paare mit Aspektkorrelation. Auch für diese bisher nicht immer eindeutig lösbare Aufgabe⁷⁾ steuert Verf. keine neuen Gesichtspunkte bei. Von den Forschungen REGNÉLS⁸⁾ nimmt er in diesem Zu-

¹⁾ Nur in einem Fall (p. 165f.) beschränkt sich Verf. ausdrücklich auf die heutige russ. Literatursprache.

²⁾ Widerlegung HOLTS, *Études d'aspect*, Aarhus 1943, p. 56.

³⁾ Ipf. Infinitiv nach den Verben des Beginnens, Fortsetzens, Aufhörens und nach *budu* (Vgl. MAZON, *Morphologie* p. 2f., *Emplois*, pp. 2—6, TRÁVNÍČEK, *Studie o českém vidu slovesném* p. 317f., KOSCHMIEDER, *Nauka*, p. 63f.).

⁴⁾ op. cit. p. 63.

⁵⁾ Phasen im zeitlichen Ablauf einer Handlung (VONDRÁK-GRÜNENTHAL *Sl. Gr.* II, 370); Antwort auf die Frage: „Was tust Du da?“ (KOSCHMIEDER, *Nauka* p. 12). Diese Kriterien sind jedoch nicht immer eindeutig. Für die nicht-zusammengesetzten Iterative gibt KOSCHMIEDER (l.c.) selbst zu, daß „właściwie mówiąc, nie odpowiadają one na takie pytanie“. Das gleiche gilt auch für russ. *možu*, *po. potrafię* u.a. Letzteres erklärt KOSCHMIEDER (p. 11) ebenso wie *požadám* für ipf., Langenscheidts Taschenwörterbuch für pf. Ähnlich ist nach Verf. im Anschluß an KARCEVSKIJ russ. *povytkivat'* pf. zu *vytalkivat'*. DAL' (s.v.) gibt es als ipf. zu *povytolkat'* pf.

⁶⁾ *Morphologie*, p. 2f.

⁷⁾ KOSCHMIEDER leugnet z.B. die sonst allgemein angesetzte Aspektkorrelation zwischen *zdać: zdawać, umrzeć: umierać* (KZ. 56, 91f., *Nauka* p. 54f.).

⁸⁾ *Über den Ursprung des slavischen Verbalaspektes*, Lund 1944.

sammenhang nicht Notiz. Lediglich in den bekannten Fällen, in denen einer ipf. mehrere pf. Formen entsprechen oder umgekehrt, schlägt Verf. eine Präzisierung der bisherigen Terminologie vor, indem er z.B. in russ. *igrat'* gegenüber *poigrat'*, *sygrat'* Synkretismus der Bedeutungen ansetzt (p. 94f.).

5. Definition der einzelnen Glieder der Aspekt- und Tempuskategorie. Diese versucht Verf. nicht auf distributivfunktioneller, sondern nur auf substantieller Grundlage. Im übrigen begnügt er sich damit, auf die traditionellen Paradigmata der *grammaire classique* den Kommutationsbeweis anzuwenden. Von den bisherigen Ergebnissen weicht er dabei nur in der Beurteilung einiger umschriebener Formen ab (pp. 22—29). Das analytische Futurum des Ost- und Westslav. (*budu čitat'*) und das Perfekt des Südslav. (*ja sam čitao*) erkennt er nicht als Tempora an, da sich die Kopula hier nicht mit Hilfe des Kommutationsbeweises von ihrer sonstigen Verwendung scheiden lasse. *budu čitat'* sei vielmehr mit *načinaju čitat'* und ähnlichen Infinitivkonstruktionen auf eine Stufe zu stellen. Damit erreicht Verf. eine bessere Symmetrie des Systems als bisher (pf. wie ipf. Verben bilden je zwei Tempora).

Er überträgt dieses Ergebnis jedoch auch auf das srbk. Futurum, da *-ću* und *hoću* „marquent une accentuation et un degré d'emphase, mais non véritablement un temps“ (p. 29). Das ist zwar historisch richtig¹), aber für eine synchronische Untersuchung doch ohne Belang, da heute *-ću* und *hoću* kommutierbar sind und sich damit entsprechend verhalten wie poln. *-em* und *jestem*, die Verf. (p. 27) selbst für Invarianten hält.

Ander als das südslav. Perfekt beurteilt Verf. die entsprechenden Formen des Ost- und Westslavischen. Er setzt sich (pp. 150—53) ausführlich mit AKSAKOV²) auseinander, der dem russ. *služil* als Verbaladjektiv den Tempuscharakter abspricht. Verf. verwirft diese Deutung, da im Russ. hier in allen Personen, im Ukr., Po. und Čech. in der 3. Person die Kopula stets fehle, während sie bei nichtverbalem Adjektiv stehen könne, die beiden Konstruktionen also gegeneinander kommutierbar seien (pp. 26f., 152f.). Verf. erkennt damit in der Fügung mit dem part. prät. act. II im Ost- und Westslav. ein Präteritum, im Südslavischen nicht. Diese Deutung bringt er (p. 153) in Zusammenhang mit der dortigen Bewahrung von Aor. und Impf. Abgesehen davon, daß diese These erst genauer historischer Untersuchung bedürfte, übergeht Verf. bei seiner Beweisführung einiges auf den ersten Blick widersprechende Tatsachenmaterial. Formen wie *nesl jest*, *nesli jsou* treten čech. noch heute in archaischem und literarischem Stil auf³) und sind im Apoln. und Ačech. massenhaft zu belegen⁴). Dazu kommt, daß im heutigen Srbk. das Impf. fast vollständig, der Aorist weitgehend durch das Perfekt verdrängt ist⁵), ohne daß die Kopulae *je* und *su* wie im heutigen Poln. durchgehend wegfielen, wie nach Verf. zu erwarten wäre.

¹) Differenzierung früheinzelsprachlich: *-ću* < *chtijo* (vgl. LESKIEN, *Srb. Gr.*, Par. 908).

²) *O russkich glagolach*, Moskau 1855.

³) TRÁVNÍČEK, *Mluvnice spisovné češtiny I*, Prag 1951, Par. 423. 3.

⁴) z.B. *ynazawal gest szwyatloszcz dnyem* (Bbl. Zof., Gen. 1, 5, ed. W. Taszycki, *Najdawniejsze zabytki języka polskiego*, Breslau 1950).

⁵) Vgl. BRABEC, *Gramatika hrvatskoga ili srpskog jezika*, Zagreb 1952, Par. 178, 347f., DRAGUTINOVIĆ, *Gramatika*, Belgrad 1951, p. 29.

Auch bei der inhaltlichen Bestimmung der behandelten Kategorien geht Verf. aus von den wichtigsten bisher vorgetragenen Auffassungen. Diese präzisiert er durch Zurückführung auf ihre gemeinsamen und seiner Meinung nach wesentlichen Elemente und wendet auf seine Ergebnisse die von der Prager und Kopenhagener Schule entwickelte Extensionstheorie an. Verf. analysiert dabei im Anschluß an HJELMSLEVS Grundsatz¹⁾ zunächst jede Kategorie als Ganzes und verteilt dann ihre Glieder nach In- und Extensität.

Nach ausführlicher kritischer Auseinandersetzung mit KOSCHMIEDER²⁾ destilliert Verf. aus dessen Theorie den Grenzbegriff und definiert den Aspekt als Kategorie der Begrenzung, und zwar Perfektiv und Aorist als *limitation*, Imperfektiv und Imperfekt als *antimitation*³⁾. Die semantische Gleichsetzung von Aspekt I (pf + ipf) und Aspekt II (impf + aor) stützt Verf. im wesentlichen auf MIKLOSICH, MARETIĆ und HOLT. Von den neueren Arbeiten, die diese Identität wie auch diejenige zwischen slav. und griech. Aor. und Impf. leugnen⁴⁾, nimmt Verf. keinerlei Notiz.

Das Tempus⁵⁾ definiert Verf. in Anlehnung an HOLT⁶⁾ als Stellung des Sprechers zum Geschehen, und zwar das Präs. als Irremotospektiv, das Prät. als Remotospektiv. Dem Verbum *byti* erkennt er in der heutigen russ. Literatursprache drei Tempora zu (*jest', byl, budet*), die er jeweils als Neutrospektiv, Improspektiv und Prospektiv bezeichnet. Dieses Ergebnis überträgt er auch auf das Po. und Čech.

Interessanter und origineller werden die Darlegungen des Verf. bei der Handhabung des Partizipationsprinzips. Er vergleicht zunächst die Systeme HJELMSLEVS⁷⁾ und HOLTS⁸⁾ und stellt durch Einführung der fehlenden Kombinationsmöglichkeiten ihre weitgehende Gleichheit fest. Da er es selbst nur mit Kategorien zu höchstens drei Gliedern zu tun hat, begnügt er sich mit der einfachen Aufstellung 1 (positiv, intensiv) + 2 (negativ, extensiv) + 3 (neutral, extensiv) (p. 106). Bezeichnet also eine Kategorie z.B. den semantischen Bereich A + B + C, so ergibt sich nach Verf. folgende Aufstellung⁹⁾:

a) Zwei Glieder: 1 = A, 2 = A + B + C.

b) Drei Glieder: 1 = A, 2 = A + C; 3 = A + B + C.

¹⁾ *La catégorie des cas*, Aarhus 1935, p. 86 f.

²⁾ Verf. bringt gegen KOSCHMIEDERS Konzeption im wesentlichen zwei Einwände vor: 1. Im Prät. und Fut. ipf. Verben seien beide Richtungsuffassungen möglich (p. 113 f.). 2. Auch außerhalb der Koinzidenz könnten pf. Verben die Gegenwart bezeichnen (p. 115).

³⁾ Hier präzisiert Verf. lediglich bekannte Auffassungen, z.B. *priznak predela dejstva* bei VINOGRADOV, *Russkij Jazyk*, Moskau 1947, p. 496.

⁴⁾ Z.B. HAVRÁNEK, *Mélanges Bally*, pp. 223—230, DOSTÁL, ČČF III, 65—70, 111—116, 219—225, HORÁLEK, *Slavia* 18, 269—289.

⁵⁾ Er nennt es Perspektiv.

⁶⁾ op. cit. Par. 21, 32. Diese Auffassung scheint uns übrigens weniger neu, als Verf. vorgibt (Vgl. z.B. WUNDT, *Völkerpsychologie* II, 2, Leipzig 1922, p. 196, DEUTSCHEIN, *System der ne. Syntax*, Cöthen 1917, pp. 65, 136).

⁷⁾ *La catégorie des cas*, pp. 111—126.

⁸⁾ op. cit. Par. 14, 43.

⁹⁾ Verf. formuliert diese Interpretation nicht ausdrücklich, impliziert sie aber durchweg, vgl. z.B. Schaubild p. 141.

Da Verf. ebenso wie HJELMSLEV und HOLT sein System rein semantisch auffaßt, hängt die Verteilung der betreffenden Qualitäten hier von der vorherigen Definition der Kategorie ab und bleibt daher, wie Verf. selbst zugibt (p. 124), letzten Endes willkürlich¹⁾. Als zusätzliches funktionelles Kriterium führt Verf. daher HJELMSLEVS Implikation ein²⁾ und erklärt (p. 128) im Anschluß an Trubeckoj³⁾ das implizierende Glied für extensiv, das implizierte für intensiv.

Gestützt auf die größere Häufigkeit imperfektiver Formen im Imperativ, im Präsens der Koinzidenz und nach *ne* ⁴⁾, bestimmt Verf. das Pf. als 1 = intensiv, das IpF. als 2 = extensiv⁵⁾. Verf. behauptet, damit Fälle scheinbar willkürlicher Aspektwahl, vor allem KOSCHMIEDERS zeitstellenwertlose Tatbestände⁶⁾, zu erklären. Hier impliziere der ipf. den pf. Aspekt (p. 130). Wenn die Begriffe In- und Extensivität dasjenige bedeuten, was Verf. ihnen zuschreibt, so folgt daraus, daß die ipf. Form die pf. in jedem Falle ersetzen kann⁷⁾, daß also bei Prädikaten, die Begrenzung bezeichnen, dem Sprecher die Wahl des Aspektes freisteht. Hier herrscht also offenbar nicht weniger, sondern mehr Willkür als bei der *grammaire classique*, die diese Freiheit auf bestimmte Situationen einschränkt.

Beim Aspekt II (Impf + Aor) findet Verf. überhaupt kein Beispiel für Implikation⁸⁾ und schreibt dieser Kategorie auf Grund rein negativer Beweisführung umgekehrte Orientierung zu, d.h. Impf = 1 (intensiv), Aor = 2 (extensiv)⁹⁾. Auf Grund dieser Überkreuzung von (Nicht)begrenzung und Ex- bzw. Intensivität¹⁰⁾ deutet Verf. die bekannte Tatsache, daß das Impf. perfektiver Verben meistens wiederholte Handlung bezeichnet: „On peut distinguer dans ces actions deux éléments de substance, l'élément de limitation et l'élément d'antimitation qui s'exprime par le fait que l'action se répète“ (p. 144)¹¹⁾. Die gelegentlichen Bei-

¹⁾ Eine ausführliche Kritik der vorgelegten Theorie erübrigt sich, da sie m.E. seit dem auf funktionellen Kriterien beruhenden und mit unbegrenzter Anzahl von Gliedern rechnenden System K. TOGEBYS, *Structure immanente de la langue française*, TCLC 6, pp. 147—152, als überholt zu betrachten ist.

²⁾ OSG. p. 80f.

³⁾ TCLP 6, p. 34.

⁴⁾ Da im gleichen Zusammenhang pf. Formen auftreten können, ist das vom Verf. benutzte Kriterium wesentlich statistischer Art. Obligatorische Implikation und damit ein im Sinne des Verf. eindeutiges Kriterium läge dagegen vor in der ausschließlichen Verwendung ipf. Infinitive nach bestimmten Verben (vgl. oben S. 441 Anm. 3).

⁵⁾ So schon R. JAKOBSON, *Charisteria G. Mathesio*, p. 76.

⁶⁾ *Nauka*, pp. 85—96.

⁷⁾ Der ipf. deckt nach Verf. (p. 141) den gesamten semantischen Bereich des pf. Aspektes.

⁸⁾ Da im negativen Satz nicht nur ipf. statt pf. Verben, sondern auch Impf. statt Aor. eintreten kann (z.B. serb. *nedadijah*) hätte Verf. konsequenterweise das Impf. ebenso wie das IpF. als extensiv ansprechen müssen. Offenbar hat er die entsprechenden Hinweise bei VONDRÁK (*Sl. Gr.* II, 373) und LESKIEN (*Skr. Gr.* Par. 851) übersehen.

⁹⁾ So schon HAVRÁNEK und HORÁLEK, op. cit. Umgekehrt DOSTÁL, *ČČF* III, 224.

¹⁰⁾ z.B. Impf. = Nichtbegrenzung, intensiv, IpF. = Nichtbegrenzung, extensiv.

¹¹⁾ Erklärung bereits von DOSTÁL (l.c. p. 221) vorweggenommen.

spiele ohne iterativen Sinn¹⁾ übergeht Verf. bis auf das von HOLT zitierte *odrvžaaše* (Zogr. Luk. V, 9), das er trotz der (von ihm nicht angeführten) Entsprechungen in den übrigen slavischen Sprachen kurzerhand für ein ipf. Verbum erklärt. Seine Begründung (p. 144), Längung des Wurzelvokals sei hier nicht möglich, ist unverständlich²⁾.

Die drei Tempora des Verbuns *byti* verteilen sich nach Verf. (pp. 165—167) als Futurum = 1 (intensiv), Präsens = 3 (neutral) und Präteritum = 2 (extensiv). Verf. gibt selbst zu, daß diese Interpretation nicht für das russ. Volkslied gelte, da *budet* dort auch Vergangenheit und Gegenwart bezeichnen könne. Dieser Gebrauch findet sich jedoch auch sonst im Russ. und Poln., z.B. *budet s menja* oder *Tomusiowi będzie dziewięć po drugim roku*³⁾.

Bei den übrigen Verben mit nur zwei Tempora sieht Verf. mit HOLT den Irremotopektiv als extensiv (vgl. hist. Präs.), den Remotopektiv als intensiv an. „Dans aucun des cas présentés plus haut, les formes du prétérit n'indiquent autre chose que la rémotopectivité. Autant que nous pouvons le voir, il est impossible de rapporter un cas où elles n'aient pas ce contenu“ (p.162). Der Leser erfährt nicht, ob Verf. auch Fügungen wie russ. *ja chotel by, ja prosil by* für der Substanz nach nichtpräsentisch hält. Aus der Extensivität des Irremotopektiv erklärt Verf. dann auch die häufige Zukunftsbedeutung der Präsensformen perfektiver Verben.

Verf. wird nicht müde, immer wieder beredt auf die Überlegenheit seiner Betrachtungsweise über die seiner Meinung nach unsicheren und wenig folgerichtigen Methoden der *grammaire classique* hinzuweisen. Trotzdem steuert er, wie wir im einzelnen gezeigt haben, zur slavischen Aspekt- und Tempuslehre weniger neue Erkenntnisse als neue Formulierungen bei. Den Gegenstand seiner Untersuchung bilden im Grunde nicht das Slavische und nur ganz selten die bisher gesammelten Materialien, sondern in der Hauptsache die bisherigen Forschungsergebnisse. Als Objektsprache übernimmt Verf. mit geringen Abweichungen die von der *grammaire classique* als Aspekt und Tempus aufgestellten Größen⁴⁾ und übersetzt sie in die Metasprache der Kopenhagener Schule⁵⁾: „C'est donc une

¹⁾ Vgl. WEIGAND, *Blg. Gr.* Par. 88b, TRÁVNÍČEK, *Studie*, Par. 264, KOSCHMIEDER, *Nauka*, p. 171.

²⁾ Vgl. *pozirati* zu *pozbrěti*, *posylati* zu *poslati* usw. Hierher möglicherweise auch apo. *dzirzał* neben *dzierzał*, (Vgl. VONDRÁK, *Sl. Gr.* Par. 109, 130, 137). Der Wurzelvokal ist nicht, wie die von HOLT übernommene Umschrift des Beispiels vermuten lassen könnte, *r* sonans (idg. **dhreg*).

³⁾ KARŁOWICZ, *Słownik gwar polskich* I, Krakau 1900, p. 72 s.v. *będę*. Vgl. ferner die zahlreichen Beispiele für präsentisches *budu* im *Slovar' akademii nauk SSSR*. I 1950, p. 730b und im *Słownik Warszawski* I s.v. *być* 23 i.

⁴⁾ Damit umgeht er ebenso wie HJELMSLEV das von uns eingangs angedeutete Problem der Identifizierung.

⁵⁾ Wir wählen diese Formulierung, obgleich Verf. sich (p. 88) im voraus gegen sie verteidigt: „Il serait donc faux de considérer notre méthode seulement comme une façon plus compliquée et laborieuse de s'exprimer que celle employée depuis longtemps par la grammaire classique“. Den Anspruch, daß „l'analyse faite selon nos principes peut donc conduire à des résultats différents de ceux obtenus par

étude de théorie linguistique que nous nous proposons de présenter“ (p. 6)¹⁾. Hier erreicht Verf. eine neue, präzise, denkbar einfache und systematische Beschreibung: Zwei Tempora plus zwei nur in ihrer Orientierung verschiedene Arten von Aspekten, die sich in bestimmter Weise kombinieren bzw. implizieren könnten²⁾ und deren jeweiligen Bedeutungsgehalt eine kurze, prägnante Definition umreißt. Das Partizipationsprinzip ordnet zahlreiche Erscheinungen in dieses Schema natürlich ein, die bisher als Abweichungen und Unregelmäßigkeiten galten oder die Symmetrie des Systems störten, z. B. die häufige Zukunftsbedeutung im Präsens perfektiver Verben oder „Imperative“ wie russ. *pošel, pojechał* (p. 156). Für wichtig halten wir ferner die sorgfältig abgewogene Kritik des Verf. vor allem an KOSCHMIEDER, HJELMSLEV und HOLT, in deren Theorien er eine Reihe von Schwächen aufdeckt, für zumindest interessant auch die vorgelegte Theorie der sprachlichen Kombinationsmöglichkeiten.

Andererseits widersteht Verf., wie wir gesehen haben, nicht immer der verständlichen Versuchung, seinem einfachen Schema zuliebe auch die Tatsachen über Gebühr zu vereinfachen, so daß seine Formulierungen größtenteils nicht für das gesamte Slavische, sondern nur für die modernen Literatursprachen und auch hier häufig nicht für alle Stilarten Geltung beanspruchen können. Geradezu oberflächlich wird die Behandlung von Impf. und Aor., bei der Verf. offenbar weder mit den Verhältnissen im heutigen Skr. noch mit den neueren Forschungsergebnissen über die übrigen slav. Sprachen genügend vertraut war. Bietet die vorliegende Arbeit einerseits eine gute Einführung in die Aspekt- und Tempusverhältnisse im Slavischen, so werden daher andererseits für eine genauere Orientierung die bekannten Darstellungen der *grammaire classique* auch weiterhin unentbehrlich bleiben, und man muß schon im Hinblick auf die zahlreichen Übersetzungsfehler³⁾ vor allem den Nichtfachmann davor warnen, sich mit dem vom Verf. entworfenen Bild zu begnügen und auf Grund seiner etwa Vergleiche mit anderen Sprachen anzustellen. Haben doch schon einmal STREITBERG und

l'analyse classique“ (p. 87), gründet er auf eine leichte, sachlich völlig unerhebliche Modifikation, die er vom Standpunkt seiner Metasprache für eine Formulierung MUCKES vorschlägt.

¹⁾ Schematisch dargestellt gilt für die *grammaire classique*: Slavisch (Objektsprache): Forschungsergebnisse (Metasprache), für Verf.: Ergebnisse der *grammaire classique* (Objektsprache): Eigene Ergebnisse (Metasprache). Die Formulierungen des Verf. können daher auf das Slavische selbst grundsätzlich nur insoweit zutreffen, als die von ihm übernommenen bisherigen Forschungsergebnisse richtig sind. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, fallen viele der methodischen Schwächen, auf die wir oben hingewiesen haben, nicht mehr ins Gewicht.

²⁾ Vgl. Schaubilder pp. 171, 172.

³⁾ Z. B. *A jakom ci tu nad wodą studzienną ślubował, tak mnie niech Bóg opuści, jeśli ja cię opuszczę* übersetzt Verf.: „Et que Dieu me réprouve si je trahis la promesse que je t'ai faite au-dessus de l'eau du puits“ (p. 48) statt richtig „Et comme je t'ai fait ici le voeu au-dessus de l'eau du puits, que Dieu m'abandonne, si je t'abandonne jamais.“

Kad pođoše i kremuše ovce gibt Verf. wieder „Quand ils s'éloignèrent avec les moutons“, statt genauer: „Quand ils s'en allèrent et firent partir les moutons.“ (p. 48).

seine Schule auf eine mißverständene Bemerkung LESKIENS¹⁾ viele verschiedene, umfangreiche und ins Einzelne gehende, aber sämtlich völlig unhaltbare Aspekttheorien für das Germanische aufgebaut und Generationen der slavischen Verhältnisse unkundiger Forscher zum Weitergehen auf dem eingeschlagenen Irrweg ermutigt, ohne sich im geringsten um die von Slavisten und slavischen Germanisten vorgebrachte vernichtende Kritik zu kümmern²⁾.

Kiel

HERBERT PILCH

Bei der Redaktion eingegangene Bücher

- Akty feodal'nogo zemlevladienija i chozjajstva XIV—XVI vekov.* Teil 1. Moskau, Akad. d. Wiss. 1951, 8°, 400 S.
- ANASTAŠJEV, A. Mchat v bor'be s formalizmom. Moskau, Gosizdat 1953, 8°, 243 S.
- ASAF'JEV, B. Glinka. Moskau, Muzgiz 1950, 8°, 310 S.
- BADALIĆ, J. Bibliografija hrvatske dramske i kazališne književnosti, Zagreb, Jugoslav. Akad. 1948, 8°, XVI + 318 S.
- BADALIĆ, J. Inkunabule u Narodnoj Republici Hrvatskoj. Zagreb 1952, 8°, X + 259 S.
- BAHLOW, H. Schlesisches Namenbuch, Kitzingen/M., Holzner 1953, 8°, 148 S. (= Quellen u. Darstellungen z. schles. Geschichte, Bd. 3).
- BATTISTI, C. u. ALESSIO, G. Dizionario etimologico Italiano. (Istituto di glottologia, Università di Firenze). Bd. 4, Lief. 2 (mos-codon). Florenz, G. Barbèra 1953, 8°, S. 2517 — 2628.
- Beiträge zur Namenforschung.* Bd. 4, Nr. 1—3. Heidelberg, Winter 1953, 328 S.
- BEAULIEUX, L. Grammaire de la langue bulgare, 2. Aufl. Paris 1950, 8°, XVI + 415 S. (= Collection de grammaires de l'Institut d'Études Slaves Nr. 4.)
- BERKOV, P. Istorija ruskoj žurnalistiki 18. veka, Moskau-Leningrad, Akad. 1952, 8°, 572 S.
- BELIĆ, A. Vukova borba za narodni i književni jezik. Rasprave i predavanja. Belgrad, Prosveta 1948, 8°, 279 S.
- BELIĆ, A. Pravopis srpskohrvatskog književnog jezika. 2. Aufl. Belgrad, „Prosveta“ 1950, 8°, 547 S.
- BENEŠIĆ, J. Hrvatsko-poljski rječnik, Zagreb 1949, 8°, XVI + 1314 S.
- BERGER, J. Przekłady Kasprowicza, Teil I, Posen 1948, 8°, 246 S. (= Poznańskie Tow. Przyjaciół Nauk, Prace Komisji Filologicznej, Bd. 12, Nr. 1).
- BOGOLEPOV, P. Jazyk poemj N. V. Gogolja „Měrtvyje duši“ Moskau 1952, 8°, 142 S.
- BOJADŽIEV, O. Kratk kurs po literatura, Sofia 1952, 8°, 313 S.
- BOLESKI, A. Juliusza Słowackiego

¹⁾ Vergleich *jagen* : *erjagen* mit ipf. und pf. Aspekt (*Abg. Gr.* Par. 180f.), bei STREITBERG *steigen* : *ersteigen* (*PBB.* XV, 70f., *Urg. Gr.* Par. 191).

²⁾ Vgl. PILCH, *Der Untergang des Präverbs ge- im Englischen*, Kieler Diss. 1951, Maschinenschrift, Par. 16—21, 38—43 (Auszug *Anglia* 71, 129—139) und die dort verzeichnete Literatur.

- liryka lat ostatnich, Łódź 1949, 8°, 118 S. (= Łódzkie Tow. Nauk. Wydział I, Nr. 5).
- BOLESKI, A. Słownictwo Jul. Słowackiego, Teil 4, 1 Spośród Słownictwa „Króla-Ducha“, Łódź 1951, 8°, 90 S. (= Łódzkie Tow. Nauk. Wydział I, Nr. 13).
- BULACHOVSKIJ, L. A. Vvedenije v jazykoznanije. Bd. 2. Moskau, Učpedgiz 1953, 8°, 178 S.
- Cahiers S. Pușcariu* hgb. A. Juilland, Bd. 1 Nr. 1—2, Rom, Dacia 1953, 8°, S. 1—454.
- CANKAR, I. Izbrana dela, Ljubljana 1951/52, 8°, Bd. 1—4, 571 + 485 + 583 + 513 S.
- ČERNYCH, P. Istoričeskaja grammatika russkogo jazyka, Moskau 1952, 8°, 312 S.
- ČIKOBAVA, A. Vvedenije v jazykoznanije, Teil I, Moskau 1952, 8°, 243 S.
- ČIŽEVSKY, D. Outline of Comparative Slavic Literatures. Survey of Slavic Civilization Bd. 1, Boston Mass., American Academy 1952, 8°, 143 S.
- ČUKOVSKIJ, K. Masterstvo Nekrasova. Moskau, Gosizdat. 1952, 8°, 643 S.
- ČUKALOV, S. K. Rusko-Bългарski Rečnik. 5. Aufl. Sofia, Bŭlg. kom. Partija 1951, 8°, 1231 S.
- DANČEV, P. Sŭvremenni bŭlgarski poeti, Sofia 1951, 8°, 352 S.
- DAUZAT, A. L'Europe Linguistique, Neue Auflage, Paris, Payot 1953, 8°, 236 S. (Bibliothèque Scientifique).
- DEJČ, A. Lesja Ukrainka. Kritiko-bibliografičeskij očerok. Moskau, Gosizdat 1953, 8°, 131 S.
- DEJNA, K. Polsko-laskie pogranicze językowe na terenie Polski, Łódź 1951, 8°, 408 S. (= Łódzkie Tow. Nauk. Wydział I, Sectio I, Nr. 12).
- DERŽAVIN, N. S. Ivan Vazov. Žizn' i tvorčestvo. Moskau, Akad. 1948, 8°, 351 S.
- Deutsche Literaturzeitung*. 74. Jahrg. 1953, Nr. 7—9, Berlin, Akademie-Verlag 1953, S. 386—575.
- DOBROLJUBOV, N. Sobranije sočinenij, Bd. 3, Moskau, 1952, 8°, 742 S.
- DURIDANOV, I. Mestnite nazvanija ot Lomsko. Sofia, Akad. 1952, 8°, 204 S.
- ĐALSKI, K. Djela, Zagreb, „Zora“ 1952, 8°, Bd. 1 u. 2, 432 + 433 S. (= Djela Hrvatskih Pisaca).
- ĐURKOVIĆ-JAKŠIĆ, Lj. Srbijanska štampa o Njegošu i Crnoj gori, Belgrad, Akad. 1951, 8°, 256 S.
- Eesti Teadusliku Seltsi Rootsis Aastaraamat*. (Annales Societatis Litterarum Estonicae in Svecia) I. 1945—1949. Stockholm 1952, 8°, 128 S.
- Enciklopedija, Bol'saja sovetskaja* 2. Aufl., Moskau, 1952, 8°, Bd. 12 bis 18, Golubjanki-Iston, S. 630 + 669 + 655 + 651 + 671 + 631 + 620.
- Sovetskaja etnografija*. 1953 Moskau-Leningrad, 8°, Nr. 2, 248 S. (= Akad. Nauk SSSR).
- FEDOROV-DAVYDOV, A. I. E. Repin, Moskau 1952, 8°, 144 S.
- Finnisch-ugrische Forschungen*. Bd. 31, Nr. 1—2, Helsinki 1953, 8°, 75 S.
- GEORGIEV, E. Slavjanskaja pis'mennost' do Kirilla i Mefodija, Sofia, Akademie 1952, 8°, 95 S.
- A. I. Gercen v russkoj kritike*. Sbornik statej, hgb. V. Putincev. 2. Aufl. Moskau, Gosizdat. 1953, 8°, 335 S.
- Glasnik etnografskog instituta SAN*. Bd. 1, Nr. 1—2. Belgrad, Srpska Akad. Nauka 1952, 8°, XV u. 648 S.
- Glasnik Srpske Akademije Nauka*. Buch III, Nr. 1 u. 2. Belgrad 1951, 8°, S. 1—189 + 190 — 361.
- Godišnik na Sofijskija Universitet filozofsko-istoričeski fakultet*, godina 1950/51—1951/52, Bd. 47, Nr. 1, filosofija i pedagogija, Sofia, 8°, 276 S.

- Godišnjak Srpske Akademije* Bd. 55, Belgrad 1948, 8°, 295 S.
- GREKOV, B. *Krest'jane na Rusi*, Bd. 1, 2. Aufl., Moskau, Akad. 1952, 8°, 534 S.
- GREKOV, B. *Sudebniki 15.—16. vekov*. Moskau, Akad. d. Wiss. 1952, gr. 8°, 618 S. (= *Zakonodat. Pamjatniki russk. centralizov. gosudarstva 15—17. vv.*).
- GRIVEC, F. *Žitja Konstantina in Metodija*, Ljubljana, Universität 1951, 8°, 178 S.
- HALLIG, R. — WARTBURG, W. von, *Begriffssystem als Grundlage für die Lexikographie*, Berlin 1952, 8°, XXXV + 140 S. (= *Abh. d. D. Akad. d. Wiss. zu Berlin Kl. f. Sprachen, Lit. u. Kunst* 1952 Nr. 4).
- HARKINS, W. *Bibliography of slavie philology*, New York, Columbia Univers., King's Crown Press 1951, 8°, 32 S.
- HARKINS, W., ŠIMONČIČ, K. *Czech and slovak literature*, New York 1952 (second printing), 8°, VII + 49 S. (= *Columbia Univ., depart. of slavie languages, Slavic Studies, Slavic Bibliography Series*).
- Harvard Slavonic Studies* Bd. 1. Cambridge Mass. 1953, 8°, 396 S.
- HERTZ, P. *Portret Słowackiego*. 3. Aufl. Warschau Państw. Inst. Wydawniczy 1953, 8°, 273 S.
- HRABÁK, J. *Staročeská Satira. Z cyklu „Satira a humor v české literatuře“* Lief. 1. Prag „Osvěta“ 1952, 8°, 37 S.
- ILLERICKIJ, V. *Istoričeskije vzgljady V. G. Belinskogo*, Moskau 1953, 8°, 254 S.
- Institut Jazykoznanija. Doklady i Soobščeniija* Bd. 3. Akad. Nauk SSSR. Moskau 1953, 8°, 135 S.
- Iz istorii ruskoj filosofii*, sbornik statej, Moskau, Universität 1952, 8°, 765 S.
- Izvestija Akademii Nauk SSSR. Otdelenije literatury i jazyka*. Bd. 12, Nr. 3—4, S. 185—400 (= *Akad. Nauk SSSR*), Moskau 1953, 8°.
- Izvestija na Instituta za Bŭlgarski ezik*. Bd. 2. Sofia, Bŭlg. Akad. 1952, 8°, 258 S.
- Izvestija na Instituta za Bŭlgarska Literatura*, Nr. 1, Sofia, Akademie 1952, 8°, 202 S.
- JABLOČKINA, A. *Žizn' v teatre*. Moskau, Gosizdat 1953, 8°, 268 S. u. Abb.
- JAKUBINSKIJ, L. *Istorija drevnerusskogo jazyka*, Moskau 1953, 8°, 368 S.
- JERMILOV, V. N. V. *Gogol'*. 2. Aufl. Moskau, Sovetskij Pisatel' 1953, 8°, 445 S.
- JESENIN, S. *Izbrannoje*, Moskau 1952, 8°, 271 S.
- Ježegodnik Instituta Istorii Iskusstv* 1952, Moskau, Akad. 1952, 8°, 362 S.
- JOKI, A. *Die Lehnwörter des Sajan-samojedischen*, Helsinki 1952, 8°, 395 S. (= *Mém. Soc. Finno-Ougr.* Bd. 103).
- Južnoslovenski Filolog* Bd. 19, Nr. 1—4, Belgrad 1951—1952, 8°, 498 S.
- KAROLEV, ST. *Dimitr Blagoev*, Sofia, Akademie 1951, 8°, 220 S.
- KAYSER, WOLFG. *Das sprachliche Kunstwerk, eine Einführung in die Literaturwissenschaft*, 2. Aufl. Bern, Franke 1951, 8°, 438 S.
- KIERSNOWSKI, R. *Legenda Winety*, Krakau 1950, 8°, 170 S. (= *Bibl. Stud. Słowiańskiego Uniw. Jagiell.* Seria A, Nr. 6).
- KLAIĆ, B. *Rječnik stranih riječi*, Zagreb, Izdav. Pod. Hrvatske 1951, 8°, XI + 714 S.
- KLEMENSEWICZ, Z. *Podstawowe wiadomości z gramatyki języka polskiego*, Krakau 1952, 8°, 188 S. (= *Bibl. Stud. Słowiańskiego Uniw. Jagiell.* Seria C, Nr. 7.)

- KNĚZEK, L. Fraňo Král', Prag 1953, 8°, 87 S.
- Sovetskaja kniga*. 1953, Juni—August. Moskau, Akad. 8°, S. 128 + 128 + 128.
- Književnost*, Mesečni časopis, Jahrg. 7, 1952, Nr. 1—12, Belgrad 1952, 8°, 584 + 544 S.
- KÓČKA, W. Wczesnodziejowa antropologia słowian zachodnich, Breslau 1953, 8°, 77 S. (= Prace Wrocławskiego Tow. Nauk. Seria B, Nr. 17.)
- KOKOREV, A. Chrestomatija po russkoj literature 18 veka, Moskau 1952, 8°, 824 S.
- KONESKI, B. Makedonskata literatura vo 19 vek, Skopje 1952, 8°, 93 S.
- KONESKI, B. Za makedonskiot literaturnen jazik, Skopje, „Kočo Racin“ 1952, 8°, 92 S.
- KONESKI, B. Gramatika na Makedonskiot literaturnen jazik. Teil I. Uvod. Za glasovite. Za akcentot. Skopje 1952, 8°, 186 S.
- KOSTIĆ, M. Dositej Obradović u istoriskoj perspektivi 18. i 19. veka. Belgrad 1952, 8°, 304 S. (= Srpska Akademija Nauka, Posebna Izdanja, Bd. 190).
- KOTT, J. Trwale wartości literatury polskiego oświecenia. Panstw. Inst. Wyd. o. J., 8°, 72 S.
- KREJČÍ, K. Bartoloměj Paprocki z Hlohola a Paprocké Věle. Prag, Orbis 1946, 8°, 270 S. (= Práce Slovanského Ústavu v Praze, Bd. 17).
- KUJEW, K. Konstantyn Kostenecki w literaturze bułgarskiej i serbskiej. Krakau 1950, 8°, 128 S. (= Bibl. Studium Słowiańskiego Uniw. Jagiellońskiego, Seria A, Nr. 5).
- KUTRZEBIANKA, A. Rozwój etnografii i etnologii w Polsce. Krakau 1948, 8°, 58 S. (= Polska Akad. Umiejętności, Hist. Nauki Polsk. w Monografiach XIV).
- LALEVIĆ, M. Sintaksa srpskog jezika. Belgrad 1951, 8°, 367 S.
- LEHR-SPLAWIŃSKI, T. Zarys gramatyki języka staro-cerkiewno-słowiańskiego na tle porównawczym. 3. Aufl. Krakau 1949, 8°, 110 S. (= Bibl. Stud. Słowiańskiego Uniw. Jagiell. Seria C, Nr. 4).
- LEHR-SPLAWIŃSKI, T. Chrestomatia Słowiańska. Teil 1 u. 2, Krakau 1949/50, 8°, VII + 236 + V + 291 S. (= Bibl. Studium Słowiańskiego Uniw. Jagiellońskiego, Seria C, Nr. 3).
- LEHR-SPLAWIŃSKI, T. u. KUBIŃSKI, R. Gramatyka języka polskiego. 6. Aufl., Breslau, Wydawn. Zakład. Narod. Im. Ossol. 1952, 8°, 195 S.
- LETTENBAUER, W. Eine lateinische Kanonessammlung in Mähren im 9. Jahrhundert. *Orientalia Christiana Periodica* Bd. 18, Nr. 3—4 (Rom 1952) S. 246—269.
- Literaturnoje nasledstvo*. Bd. 56. V. G. Belinskij. II. Moskau, Akad. 1950, 8°, 625 S.
- Literaturnoje Nasledstvo*. Bd. 61. Gercen i Ogarev. I. Moskau Akad. 1953, 8°, 943 S.
- LOMONOSOV, M. V. Polnoje sobranije sočinenij. Bd. 3. Moskau-Leningrad, Akad. 1952, 8°, 604 S. (Zarizovki severnych sijanij).
- LOORITS, O. Grundzüge des estnischen Volksglaubens. Bd. 2, Lief. 1 Lund 1951, 8°, S. 1—240; Lief. 2, ebda. 1953, 8°, S. 241—490 (= Skrifter utg. av kgl. Gustav Adolfs Akademien Bd. 18, 2).
- LUNT H. G., Grammar of the Macedonian Literary Language. Skopje 1952, 8°, 287 S. + 1 Karte.
- MASLENIKOV, O. A. The frenzied poets. Andrey Biely and the Russian symbolists. Berkeley-Los Angeles, University of California 1952, 8°, X u. 234 S.
- MAŠINSKI, S. Gogol' i revolucionnyje

- demokraty. Moskau, Gosizdat Chudožestvennoj Liter. 1953, 8°, 223 S.
- MATOŠ, A. G. Eseji i Feljtoni o srpskim piscima. Belgrad, Prosveta 1952, 8°, 321 S.
- Meddelanden från Seminarierna för slaviska Språkforskning och finska-ugriska Språk vid Lunds Universitet, Nr. 2, Lund 1952, 8°, 93 S.*
- MURATOV, M. Denis Ivanovič Fonvizin. Moskau, Gosizdat. 1953, 8°, 207 S.
- NJEGOŠ, P. P. Cjelokupna djela. Bd. 3, 5 u. 7. Belgrad, „Prosveta“ 1951, 8°, 225 + 514 + 614 S.
- NOLDE, B. La formation de l'empire Russe. Bd. 1, Paris, Inst. Slave 1952, 8°, XII + 300 S., Bd. 2 ebda 1953, 8°, 408 S. (= Collection historique de l'Institut d'études slaves Nr. 15).
- PAŇKEVYČ, I. Pokrajni zapysy na zakarpat's'ko-ukrajins'kych cerkovnych knyhad z dodatkom 4 manastyrs'kych hramot. Zbirka zakarpat's'ko-ukrajins'kych narodnych pry повідok Ivana Juhasevyča z r. 1809. Prag 1947, 8°, 69 S.
- Onoma. Bulletin d'information et de bibliographie, Bd. 2 (1951), Loewen 1951, 8°, 118 + 69 S.*
- Perepiska I. N. Kramskogo. I. N. Kramskoj i P. M. Tret'jakov 1869—1887. Moskau, Gosizdat 1953, 8°, 459 S.*
- POŠOŠKOV, I. T. Kniga o skudosti i bogatstve i drugije sočinenija. Moskau, Akad. 1951, 8°, 410 S.
- PUŠKIN, A. Evgenij Onegin. The Russian text with introduction and commentary by D. Čiževsky, Cambridge Mass., Harvard Univ. Press 1953, 8°, XXX + 328 S.
- RAMOVŠ, P. Biblioteka in publikacije Slovenske Akademije Znanosti in Umetnosti v letih 1938—1951. Ljubljana 1952, 8°, 139 S.
- RAMOVŠ, FR. Morfologija slovenskega jezika. Laibach, Univerzitetna štud. komisija 1952, 8°, 170 S.
- Naše Řeč. Jahrg. 36, Nr. 5—6, Prag, Akad. 1953, 8°, S. 129—192.*
- RINGHEIM, A. Eine altserbische Trojarsage. Text mit linguistischer und literarhistorischer Charakteristik. Uppsala 1951, 8°, 383 S. (= Publications de l'Institut slave d'Upsal Nr. 4).
- Review, *The American Slavic and East European*, Bd. 11 Nr. 1—4, New York, Columbia Univ. Press 1952, 8°, 341 S. Bd. 12, Nr. 1—2, 1953, VI + 288 S.
- Review, *The Slavonic and East European*, Bd. 31, Nr. 76, London 1952, 8°, V u. 324 S.
- SCHOONEFELD, C. H. van. Over de woordsoorten in het moderne Russisch. Rede, Leiden, Brill 1953, 8°, 21 S.
- Serta Monacensia. Franz Babinger zum 15. Januar 1951. Hgb. H. J. Kißling u. A. Schmaus. Leiden, E. J. Brill 1952, 8°, 244 S.*
- SETSCHKAREFF, V. N. V. Gogol. Leben und Schaffen. Berlin 1953 (= Veröffentlichungen der Abt. f. slav. Sprachen d. Osteuropa-Instituts an der Freien Universität Berlin, Bd. 2), 8°, 192 S.
- SŁOŃSKI, ST. Wybór tekstów starosłowiańskich (starobułgarskich). 2. Auflage Warschau. Zakład wydawnictw szkolnych 1952, 8°, VIII + 138 S. + 6 Tafeln.
- SMOLITSCH, IGOR. Russisches Mönchtum, Entstehung, Entwicklung u. Wesen. Würzburg, Augustinus-Verl. 1953, 8°, 556 S. (= Das östliche Christentum N. F. Nr. 10 bis 11).
- STANG, CHR. La langue du livre Učeniye i chitrost' ratnago strojenija (1647). Oslo 1952, 8°, 86 S. (= Skrif-ter utgitt av det Norske Viden-

- skaps-Akademi, 2. Histor.-flos. Klasse 1952 Nr. 1).
- Stat'ji i Materialy po Bolgarskoj Dialektologii SSSR.* Akad. Nauk SSSR Institut Slavjanovedenija. Bd. 3. Moskau, Akad. 1953, 8°, 149 S.
- STRUVE, G. Neizdannj Gumilëv. New York. Izdat. imeni Čechova 1952, 8°, 239 S.
- STRUVE, P. Social'naja i ekonomičeskaja istorija Rossii. Paris 1952, 8°, XVI + 387 S. (mit Schriftenverzeichnis).
- ŠACHMATOV, A. Iz trudov po sovremennomu rusckomu jazyku. Moskau 1952, 8°, 271 S.
- TICHOMIROV, M. u. ŠČEPKINA, M. Dva pamjatnika Novgorodskoj pišmennosti. Moskau, Istor. Muzej 1952, 8°, 22 S. + 5 Tafeln (= Pamjatniki kul'tury Nr. 8).
- TOLSTAJA, A. Otec. Žizn' L'va Tolstogo. Bd. 1 u. 2. New York, Izd. imeni Čechova 1953, 415 u. 415 S.
- Trudy Instituta Jazykoznanija* Bd. 2. Moskau, Akad. 1953, 8°, 274 S.
- Twórczość.* Miesięcznik związku literatów polskich. Jahrg. 9, Nr. 7—9, Warschau 1953, 8°, S. 223 + 273 + 223.
- UNBEGAUN, B. A bibliographical guide to the Russian language, Oxford, Clarendon Press 1952, 8°, XIV + 174 S.
- VASMER, M. Russisches etymologisches Wörterbuch. Lief. 10, *l-ljaga*, Heidelberg, Carl Winter 1953, 8°, 80 S.
- Vjesnik za archeologiju i historiju Dalmatinsku.* Bd. 53 (1950—1951). Split, „Slob. Dalmacija“ 1952, 8°, 387 S.
- Voprosy jazykoznanija.* Bd. 3. Moskau, Akad. d. Wiss. 1953, 8°, 167 S.
- Voprosy Sovetskoj Literatury.* Akad. Nauk SSSR. Institut russkoj literatury (Puškinskij Dom). Moskau-Leningrad 1953, 8°, 411 S.
- VOSSLER, K. Bibliographie der Schriften von K. V. Hgb. Th. Ostermann u. H. Rheinfelder, München 1951, 8°, 92 S. (= Sitzungsber. d. Bayer. Akad. d. Wiss. Philos.-hist. Kl. 1950 Nr. 11).
- Zbornik filozofskog fakulteta.* Univerzitet u Beogradu. Bd. II, Belgrad 1952, VIII + 425 S.
- ZDOBNOV, N. Istorija russkoj bibliografii do načala 20. veka. 2. Aufl., Moskau, Akad. 1951, 8°, 512 S.
- ŽDANOV, V. N. V. Gogol'. Očerok tvorčestva. Moskau, Gosizdat. 1953, 8°, 120 S.
- Živopis' XVIII — načala XX veka* (do 1917 goda). Moskau, Izd. Gosudarstvennoj Tret'jakovskoj Gallerei 1952, 8°, 583 S.

Biblioteka Śląska w Katowicach

ID: 0030001394848



II 29302/22/1954/2